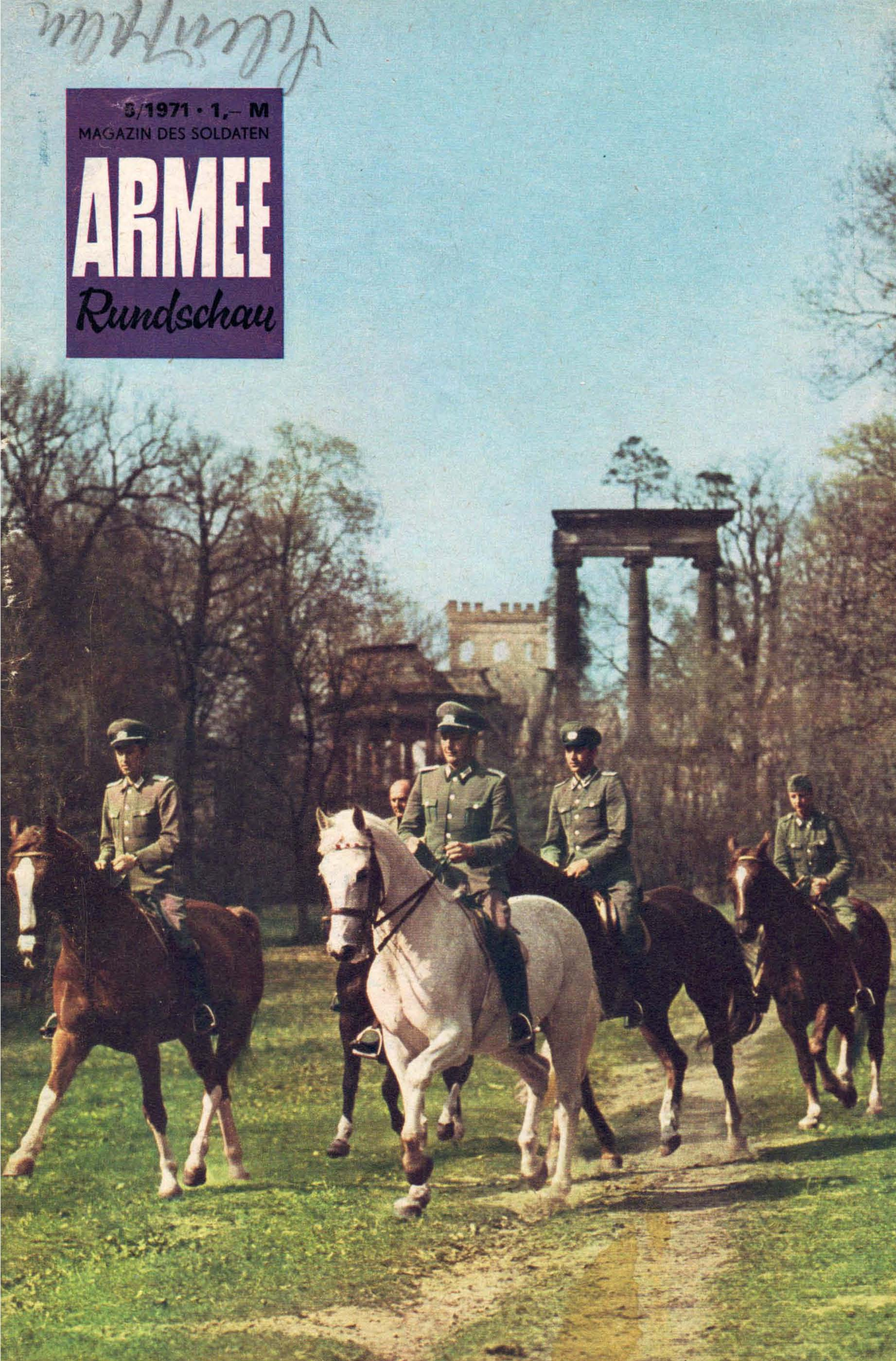

8/1971 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Michael Kargel fragt:
Ich möchte an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte studieren. Was muß ich können, was werde ich lernen?

Soldat Reichow fragt:
Wenn mich meine Frau am Wochenende besucht, muß mir dann der Kompaniechef Ausgang garantieren?



Der Chefredakteur antwortet

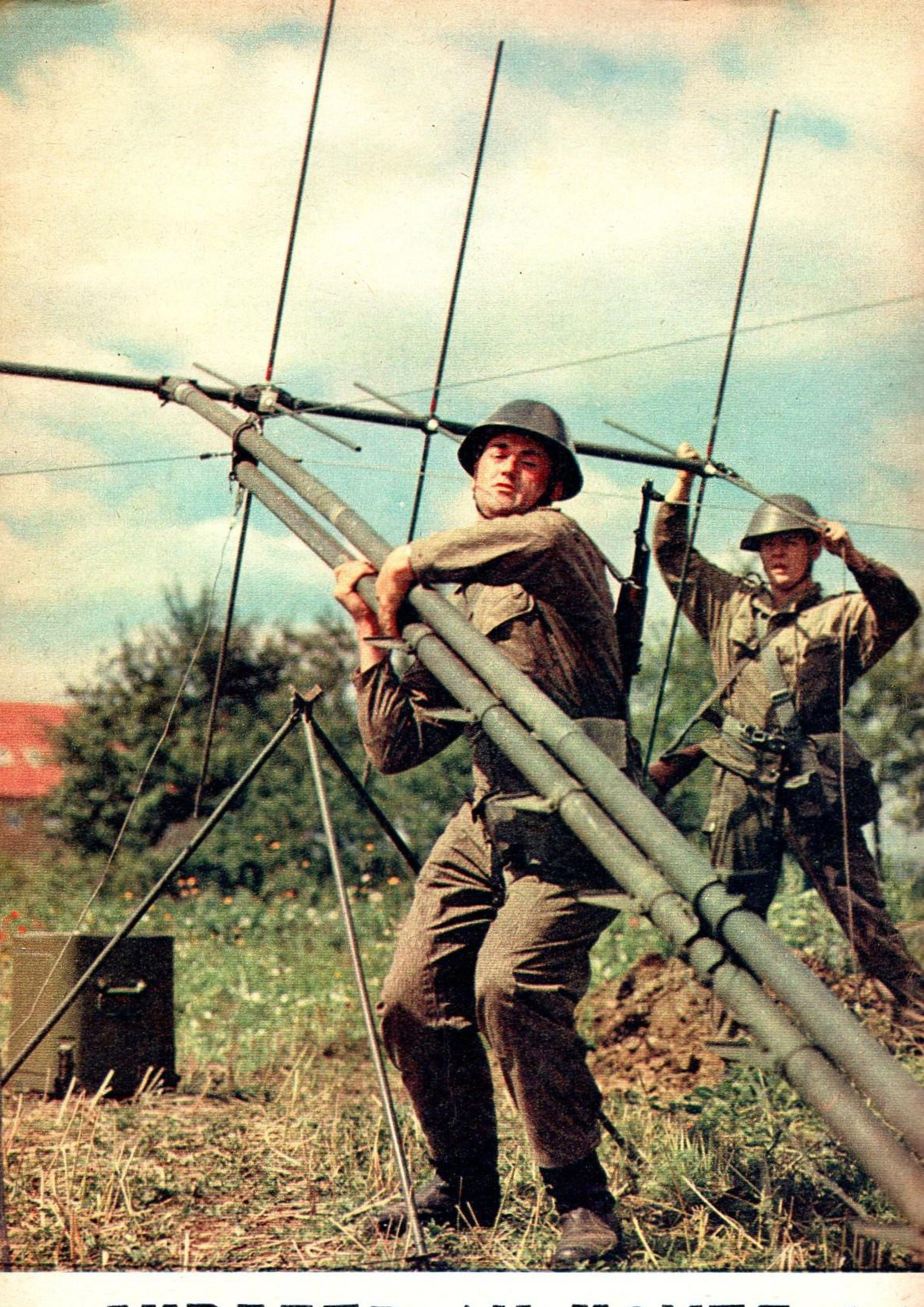
Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Entschluß, Michael. Sie gehen einen richtigen und guten Weg, wenn Sie als Lebensziel den Schutz unseres sozialistischen Staates wählen. Offizier – das ist ein verantwortungsvoller Beruf.
Sie fragen: Was wird vorausgesetzt, was muß ich können? Ja, Können, erworben in der vormilitärischen Ausbildung, ist wichtig. Wichtiger aber ist Ihre Entschlossenheit: Ich werde Offizier, weil es für das Wohl unserer sozialistischen Gemeinschaft notwendig ist. Klassenstandpunkt, aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, vorbildliche Erfüllung aller Pflichten – daran werden Sie als Offiziersbewerber vor allem gemessen. Denn wenn Sie mit 21 Jahren die Offiziershochschule verlassen, werden Ihnen Menschen und Waffen anvertraut, erhalten Sie Aufgaben und Befugnisse wie kaum ein anderer in diesem Alter.
Aber weiter. Selbstverständlich wird von Ihnen eine gute Bildung verlangt. Wenn Sie bereits das Abitur haben, sind Sie fein 'raus. Aber auch sonst ist nichts verloren. Abschluß der 10. Klasse und erfolgreiche Berufsausbildung ermöglichen Ihnen, in einem Sonderlehrgang an der Offiziershochschule die Hochschulreife zu erwerben.
Und schließlich: Natürlich muß ein Offizier kerngesund sein. Da erübrigt sich jedes weitere Wort. All das sind strenge Anforderungen, aber sie sind erfüllbar.
Was werden Sie lernen? Eigentlich alles, was der Offizier wissen muß – und das ist nicht wenig. Sie werden eine umfassende gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung erhalten, Pädagogik und Psychologie studieren. Die spezielle militärfachliche Ausbildung entsprechend der Fachrichtung versteht sich von selbst. Sie umfaßt ein ganzes Programm, ergänzt durch militärische Körperertüchtigung, denn ein Offizier braucht ein großes physisches Leistungsvermögen. In vielen Gebieten wird Ihr Abiturwissen nicht ausreichen – das bewirkt die Revolution im Militärwesen. Also werden Sie in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern dazulernen müssen. Außerdem braucht jeder Offizier heute Kenntnisse über marxistisch-leninistische Organisationswissenschaft, Kybernetik, Operationsforschung und elektronische Informationsverarbeitung.
Wenn Sie alles das bewältigt haben – und Sie werden es schaffen – gehen Sie nach drei Jahren als Leutnant in die Truppe. Dort erwartet Sie eine große und schöne Aufgabe: Menschen zu erziehen und den Sozialismus zu schützen. Viel Glück auf den Weg, Michael.

In grauer Vorzeit wurde gefordert: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel." Bei Ihrer Frage möchte ich gegen diesen gewiß schönen Grundsatz verstoßen und sagen: Ja, aber...

Was für eine Garantie wollen Sie, Genosse Reichow? Der Kompaniechef muß die Gefechtsbereitschaft sichern. Das ist unverrückbare Notwendigkeit. Und er muß allen Genossen, auch den Unverheirateten, regelmäßig Ausgang gewähren. Also kann angekündigter Besuch der Frau nicht Blankovollmacht für Ausgang sein. Und selbst wenn er schon bewilligt wurde – militärische Notwendigkeiten können alle Pläne durchkreuzen. Insofern gibt es keine Garantie, kann es sie nicht geben. Allerdings sollte Ihr Kompaniechef Familienbesuch unterstützen. Vielleicht hat er noch nicht die Zeit vergessen, da beantragter Ausgang auch für ihn Hangen und Bangen in schwebender Pein war. Ich meine, wenn Ihre Frau einen Besuch plant, sollten Sie rechtzeitig mit den Vorgesetzten sprechen. Die Urlaubsordnung ermöglicht in solchen Fällen für Wehrpflichtige Ausgang von Sonnabend nach Dienst bis Sonntag 24 Uhr. Ihr Kompaniechef sollte helfen, wenn er kann – er sollte schnell und klar entscheiden, damit Sie für Ihre Frau schöne Stunden vorbereiten können. Sie aber sollten Verständnis haben, wenn es auch mal anders kommt, als Sie dachten.

Ihr Oberstleutnant

Dr. Mocze[illegible]



+ JUPITER AN KOMET 14

+ JUPITER AN KOMET 14
+ SATURN AUSFÜHREN +
Jemand könnte vielleicht meinen, ich sei ein kosmisches Lichtsignal, ausgesandt an ein Mitglied der sechzigkometigen JUPITER-Familie. Doch diese Höhen sind mir zu hoch. Ich bleibe lieber auf unserer Erde – ich, eine einfache Nachricht. Und außerdem – ich muß ja hierbleiben, weil sich mein Weg, den ich zurückzulegen habe, an manchen Stellen sogar ganz dicht an die Erde duckt. KOMET 14, dem mich JUPITER zugedacht hat, ist auch ein sehr erdverbundenes Wesen. Er hockt sogar tief in der Erde, eingebuddelt in einen Unterstand. Er ist Herr und Meister vieler jener Geräte, die donnernd und fauchend feurige Geschosse ausspeien. Und ich bin sozusagen der Impuls, der ihn dazu veranlassen soll.
Aber ich will mich nicht selbst erhöhen. Ich bin nur die Sache. Mein geistiger JUPITER-Vater ist ein großer, stattlicher Mann, von seinen Freunden Helmut genannt und von seinen Unterstellten Kommandeur. Er und seine Gehilfen haben wohlweislich lange und gründlich gerechnet und überlegt, bevor mich JUPITER auf die Reise schickte. Was er mit SATURN meint? Das ist seine Geheimsprache. Doch KOMET 14 kommt nicht von der Milchstraße oder von anderen fernen Welten. Er versteht die Zeichen JUPITERS. Wenn er mich empfängt, wird er ein Donnergrollen auslösen, daß den MARS-Leuten Hören und Sehen vergeht.
Zunächst hat mich JUPITER dem Götterboten MERKUR anvertraut, dem obersten Gebieter des Handels und der Wege. Seine Jünger sollen mich zu KOMET bringen. Nicht zu Fuß, wie weiland jener Läufer zwischen Marathon und Athen. Die Götterboten von heute haben dafür moderne Nachrichtenmittel zur Verfügung. Bei ihnen geht es mit Blitzeseile,



Unteroffizier Heinz Lindenberg ist keiner von jenen, die zwar „mit Fünnef" sehen, aber nur „mit Eins" hören . . .

Vor Unteroffizier Klaus Binder und seinen Mannen muß man einfach den Hut ziehen . . .

+ SATURN AUSFÜHREN +



Was die Männer in den Kabelbautrupps manchmal zu leisten haben ...

daß selbst Kometen vor Neid erblassen würden.
Die Gefreiten Helmut Ringhand und Dietmar Mochau vom Trupp des Unterfeldwebels Schrade beispielsweise haben einen großen Stahlmast aufgerichtet. Extra für mich und meinesgleichen. Antenne nennen sie das. Sie beherrschen ihr Handwerk. Nicht nur mit den Händen, auch mit dem Kopf. Ihre Station war schon zehn Minuten vor Ablauf der Normzeit für die Note 1 betriebsbereit. Flinke, kluge Bürschchen. Sie wissen, was mir gebührt, wenn sie die geheimen Zeichen JUPITERS auch nicht immer zu deuten wissen.
Bei KOMET steht ebenfalls solch ein Mast. Ich soll also gewissermaßen von Mast zu Mast springen. Doch dazu muß ich in ein anderes Gewand schlüpfen. Nach einer raffiniert ausgeklügelten Tabelle aus der Mappe für Kodierungsunterlagen schneidern mir die MERKUR-Leute einen Tarnanzug. Auf der mir zugedachten Frequenz soll ich inkognito reisen. Vor allem darf ich nicht den MARSianern in die Hände fallen.
23017 – 19524 – 38073 – 53906 – 10274 . . . Nun, wie steht mir dieser Maßanzug? Kaum wiederzuerkennen. Das Spruchformular, auf dem ich mich befinde, hält Norbert Lensche in den Händen. Er ist ein Götterbote von Format. Sein Leutnant hat mit ihm seine helle Freude, weil Norbert stets gute Zensuren bringt; er ist theoretisch wie praktisch gut beschlagen, unterbietet die Ausbildungsnormen und weiß, warum er mich schnell und sicher weitergeben muß.
Meine Reise beginnt. In wenigen Augenblicken schickt mich Norbert durch die Lüfte. Schwupp-schwupp, und schon fangen mich die elektronischen Fühler des KOMET-Mastes mit sicherem Griff auf. Von dort schlängele ich mich durch einen dünnen Draht und lande im Nu in den Ohren von Unteroffizier Heinz Lindenberg. Heinz hat seine Mühe, mich richtig zu Papier zu bringen. Norbert legt ein höllisches Tempo vor. Doch auch Heinz ist keiner von jenen MERKUR-

Jüngern, die zwar „mit Fünnef" sehen, aber nur „mit Eins" hören. Er wiederholt mich nochmal, dann bringt er mich in den Unterstand.
„Sofort dechiffrieren!", befiehlt KOMET 14. Werner heißt er, doch seine Männer nennen ihn nur Chef. Seine HERKULES-Statur paßt zu seiner Funktion, Herr und Meister über unbändige Kräfte zu sein.
Wieder in mein ursprüngliches Gewand gekleidet, gelange ich erneut auf Werners Kartentisch. Als seine Augen das Wort „SATURN" erfassen, durchzuckt es ihn. Dieses Stichwort JUPITERS hatte er erst eine Stunde später erwartet. Er muß sich sputen. „Geben Sie an die Batterien durch: Signal Saure Gurke."

Eine „saure Gurke" ist nun aus mir geworden. Doch ich bin noch immer die gleiche Nachricht, die JUPITER aussandte. Erkennen Sie mich noch unter der Tarnkappe? Jetzt muß ich mich aber dünn machen; denn das leichte Feldkabel, durch das mich der Stabschef jetzt per Rundspruch zwängen will, ist nur für wirklich schlanke „saure Gurken" geeignet. Und außerdem: Wer weiß, wo die MERKUR-Jünger ihre Drähte alle verlegt haben. Vielleicht über Bahnlinien oder verkehrsreiche Straßen. Vielleicht auch mußten sie eine Starkstromleitung unterqueren, damit deren Spannungsfeld die Verständigung nicht mindert. Die Leute in den Kabelbautrupps sind wirklich nicht zu beneiden.

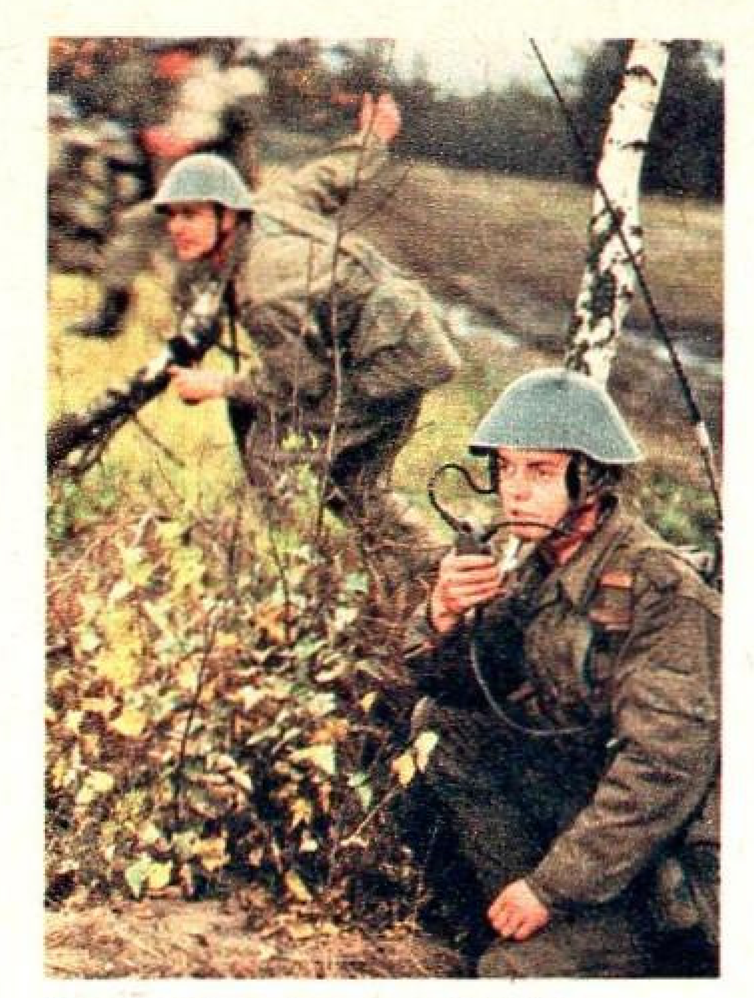


Bevor ein Befehl zur Nachricht wird, muß gründlich gerechnet und überlegt werden.

Auch auf dem Marsch sorgen die Merkur-Leute ständig für stabile Verbindung.

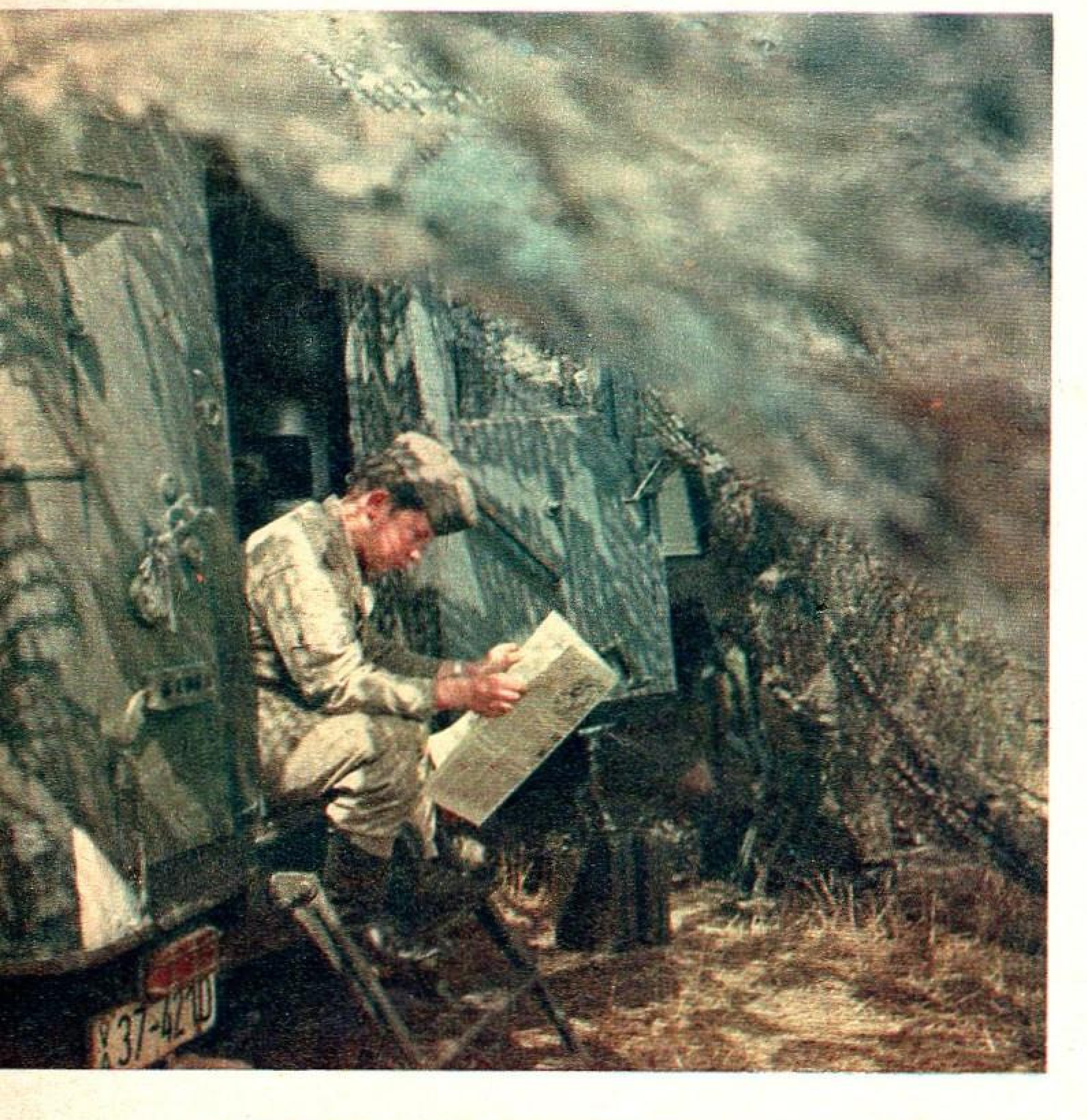
+ SATURN AUSFÜHREN +

Was sie manchmal zu leisten haben...
Auf dem Wege zu METEOR beispielsweise mußten sie ein Sumpfgebiet durchqueren. Unteroffizier Klaus Binder und seine Mannen, die zu dieser Batterie die Verbindung herstellten, haben in zwei Nächten über zehn Kilometer Kabel verlegt. Das hört sich gering an. Wenn man aber bedenkt, alles zu Fuß und bei Nacht, und welche Hindernisse sie in diesem schwierigen Geländeabschnitt zu überwinden hatten! Vor diesen fleißigen MERKUR-Jüngern muß man einfach den Hut ziehen. Um eine Panzerfahrstraße zu unterqueren, gruben sie das Kabel tief in die Erde ein, damit es von den Panzerketten nicht zermalmt wird. Dann kam eine weite Strecke mit dichtem Gestrüpp, wo sie sich Hände und Gesichter aufrissen. Wievielmal



Der Funker der mot. Schützenkompanie hat soeben „Saure Gurke" empfangen...

sie wohl in dem anschließenden Sumpfgelände in Wasserlöcher abrutschten und bis zum Bauch in der kalten, schmutzigen Brühe standen – sie haben es nicht gezählt. Doch ich kann mir vorstellen, daß sie dabei oft geflucht haben.
Nein, so schwer habe ich, die Nachricht, es doch nicht. Die Leute um Manfred Binder haben mir einen sicheren Weg gebahnt. Vom Munde des Stabschefs ziehe ich unbehindert meinen Kurs. Die Hindernisse, die den MERKUR-Männern viele Tropfen Schweiß kosteten, nehme ich gewissermaßen im Sturm.
„Saure Gurke" – als der Batteriechef von METEOR das hört, sieht er sofort auf die Uhr. Das heißt für ihn, daß die Batterie schon in fünfzehn Minuten das Feuer eröffnen soll, früher als erwartet. Auf einem Gerätekasten in seiner tief in die Erde eingegrabenen B-Stelle hockend, kurbelt er am Feldfernsprecher. Unverzüglich gibt er mich, diesmal im Klartext, an den Batterieoffizier weiter, der in der Feuerstellung den Ton angibt. Es gibt für mich keine Rast.
Erneut zwänge ich mich in das dünne Kabel, rase x-mal um Bäume herum, an denen die MERKUR-Leute die Leitung abgebunden haben, und eile ins Ohr des Offiziers. Der hebt sofort die Signalflagge und ruft die Geschützführer:
„Feuerbereitschaft melden!"
Die Kanoniere hören die Aufforderung gleich mit. Noch schneller hantieren sie nun an den Geschützen. Sie drehen am Richtaufsatz, legen Munition bereit und knien dann an ihren Plätzen nieder. Sie sind das eigentliche Ziel meiner langen und doch so schnellen Reise. Bei ihnen angekommen, habe ich meine Aufgabe gelöst. Sie



Nachrichten anderer Art. Die Soldaten beherrschen ihr Handwerk, auch mit dem Kopf.



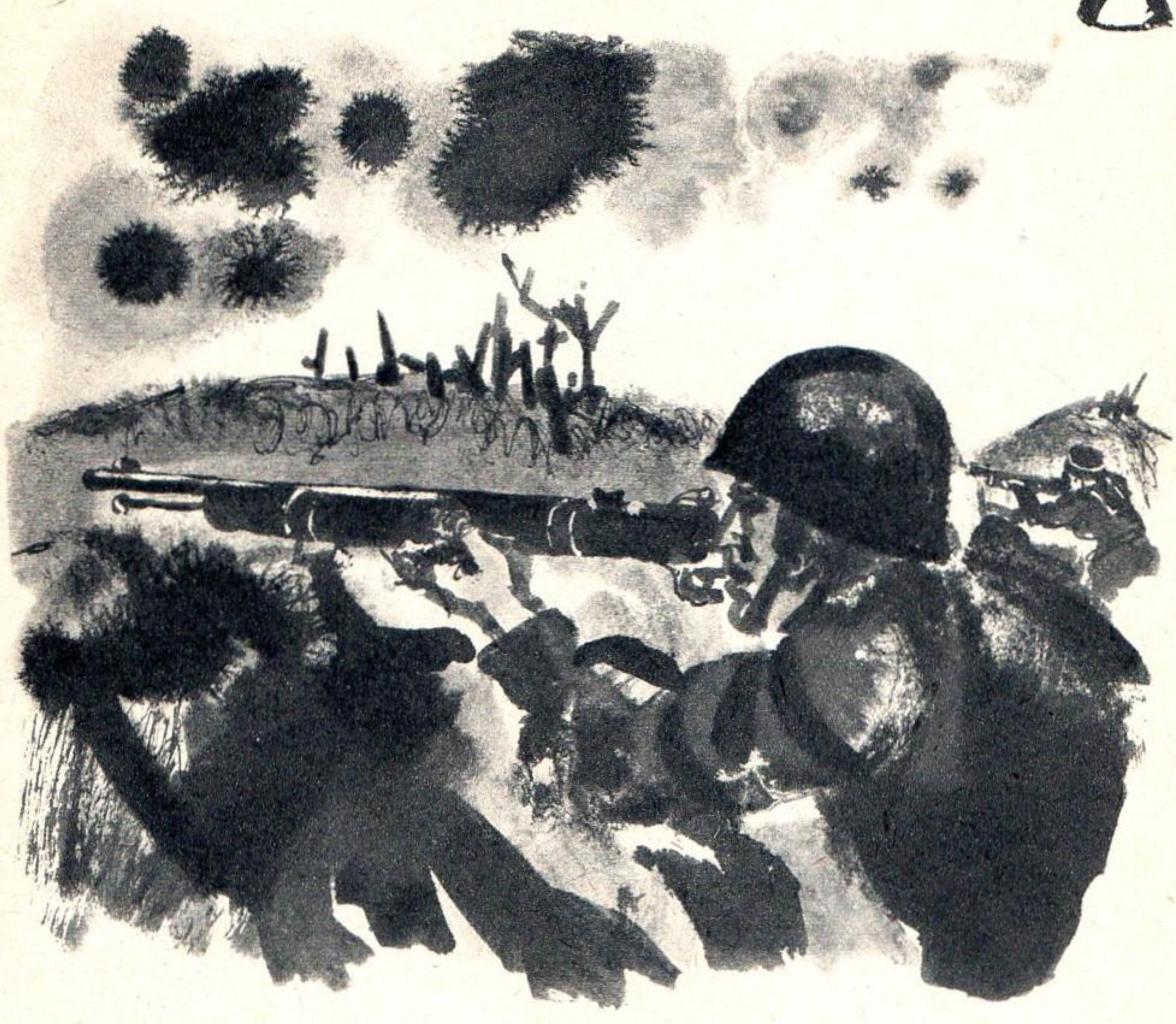
kennen nicht die Zeichen JUPITERS, doch sie verstehen seine Sprache.
Es ist mir eine Genugtuung, nun endlich verschnaufen zu können. Die Jünger MERKURS haben mustergültig gearbeitet. „Erstes feuerbereit!", meldet der erste Geschützführer. Nach ihm auch die anderen. Der Batterieoffizier hebt wieder die Signalflagge. Verstanden! Das Donnergrollen, zu dem ich im Auftrage JUPITERS den Impuls gegeben habe, kann beginnen. *R. Dressel*

Die Kanoniere an den Geschützen sind das eigentliche Ziel meiner langen und doch so schnellen Reise . . .

+ SATURN AUSFÜHREN +

Wladimir Andrejew

Bewährung



Nikolai stand unbeweglich. Er mochte nicht dorthin sehen, wo unter einer riesigen weitverzweigten Kiefer der Major im Sterben lag. Aber aus den Augenwinkeln sah er dennoch den seltsam zurückgeworfenen Kopf des Majors und das über ihn gebeugte finstere Gesicht von Maat Wassiljew.
„Aus", sagte Wassiljew bedrückt und zog seine Matrosenmütze vom Kopf.
Im Wald schien es noch stiller zu werden. Fern, kaum hörbar, knatterten MG-Garben. Nikolai begriff: Die Reste des in schweren Kämpfen ausgebluteten Regiments gingen noch weiter nach Osten zurück. Ausdruckslos sah er in das graue, von bläulicher Leichenfarbe entstellte Gesicht des Majors und sagte heiser vor sich hin: „Wir sind allein übrig . . ." Wassiljew gab keine Antwort. Er trat beiseite und drehte sich konzentriert eine Zigarette. Auch Nikolai langte in die Tasche nach seinem Machorka. Stumm rauchten sie. Wassiljew führte gemächlich die in den eckigen Fingern platt gedrückte Zigarette zum Munde und nahm tiefe Züge. Nikolai aber rauchte hastig, fieberhaft. Sie beide bewegte jetzt nur ein Gedanke: Wie weiter?
Nikolai, der hochaufgeschossene Bursche mit schlacksigen langen Armen und einem feingeschnittenen Gesicht, aus dem sich die blauen Augen besonders einprägten, war Wassiljews ganzes Gegenteil: Dieser breitschultrige, gedrungene Matrose mit kurzem gerötetem Hals und großem Kopf wirkte neben ihm bedächtiger, aber auch schwerfälliger. Noch einige Züge tat Wassiljew. Dann stand er auf, warf den Stummel weg und trat ihn sorgfältig mit dem Absatz seines in Sonne und Staub ausgeblichenen Stiefels aus, trat auf den Major zu, hockte sich nieder und zupfte, als habe er einen Schlafenden vor sich und sei diese Geste aus dem Alltag gewohnt, dessen Feldbluse zurecht, knöpfte die Brust-

tasche auf. Aha, die Papiere, erriet Nikolai. Wassiljew holte einige sorgsam gefaltete Bogen aus des Majors Tasche, einen davon legte er sogleich, nachdem er ihn mit den Augen flüchtig überflogen, wieder zurück. Es war eine Überweisungsquittung nach Pensa über 500 Rubel. Dann entfaltete er einen vierfach zusammengelegten Bogen, las die ersten drei Worte, die obenan standen: „Lieber guter Papa!" und am Ende des Briefes als Datum 2. Juni 1941.
In der linken Tasche des Majors lag, gesondert von den anderen Papieren, das Parteidokument. Wassiljew schlug es auf und las: Senkow Michail Iwanowitsch, geboren 1910, Parteimitglied seit 1930. . . Als er Nikolais fragenden Blick gewahrte, barg er das Parteidokument ohne Hast unter seinem Flanellhemd und sagte halblaut: „Das darf man nicht dalassen!"
Sie begruben den Major am Waldrand in einem frischen Bombentrichter. Die Sonne versank hinterm Horizont. Sträucher und Bäume wurden schwarz. Aus dem Dickicht des Waldes wehte es kühl. Wassiljew trat auf eine hohe Kiefer zu, die ihre Äste wie ein Zelt ausbreitete und entfaltete darunter die Zeltbahn. „Hier übernachten wir."
Auf einmal erglühte hoch am Himmel eine Leuchtkugel, ein Flugzeug heulte langgezogen auf, ein zweites, drittes, viertes. . .
„Die ziehen gegen unsere los", sagte Wassiljew heiser und setzte sich auf die Zeltbahn. Nikolai schaute finster auf einen bestimmten Punkt. Er fragte, die Worte langsam und deutlich aussprechend: „Was wollen wir tun?"
„Uns zu den Unseren durchschlagen", erwiderte Wassiljew. „Aber vorerst ruhen wir uns mal aus." Er legte sich lang, streckte die müden, geschwollenen Beine von sich und verstummte.
Nikolai runzelte die Stirn: „Du stellst hier Überlegungen an wie auf einer Rauchpause von Ausflüglern. Vielleicht treten wir, 'ne Handgranate unterm Arm, auf die Straße hinaus, laufen zu den Unseren, wie?!"
„Wie-so denn gleich auf die Straße hinaus?" fragte Wassiljew verständnislos.
„Na, was denn sonst? Hast du etwa 'ne Karte? Nein! Einen Kompaß? Nein!"
Wassiljew hob den Oberkörper leicht, stützte sich auf die Ellbogen und schaute Nikolai erstaunt an. Von fern drang das dumpfe Gewummer detonierender Bomben herüber.
„Hörst du? Das ist unser Kompaß!" Und fügte dann noch hinzu: „Wir gehen durch den Wald. Hier gibt es Wälder genug. . ."
Nun war es ganz dunkel. Nikolai legte sich mit auf die Zeltbahn. Etwas Hartes bohrte sich in seine Seite. Der Maat erläuterte: „Ich hab' einige Granaten bereitgelegt, für alle Fälle. . ."
Langgezogen und schrill wie ein altes Gartentor quietschte im Wald ein Vogel. Dieser Vogelschrei erinnerte Nikolai an die Datsche bei Leningrad,

MAI 45

Vom „Panjewagen"
mit den kleinen Pferden
wurde Brot getragen. –
Für unseren Magen,
den hungrigsten auf Erden
– wie wir damals meinten. –
Was soll nun werden? –
Fragten viele –
andere schwiegen oder weinten. –

Und Rotarmisten
hockend auf geborstenen Stufen,
sitzend auf geleerten Kisten,
in den Händen Namenslisten,
haben uns lautstark aufgerufen
– und Brot gereicht
mit Worten, die Vertrauen schufen –
doch manchen
fiel das gar nicht leicht. –

Wir, – so Beschenkte –
noch im Kopf die Lügen,
zum Völkerhaß Gelenkte,
in blinde Hörigkeit Gezwängte
– sahen das Menschliche siegen. –
Begriffen es mit heißen Ohren
und blieben nicht liegen.
In dieser Zeit
sind wir erneut geboren! –

Fregattenkapitän H. J. Könau

wo der Wald ebenso dicht gewesen und die Vögel ebensolche nächtlichen Laute ausgestoßen hatten. Wie gern hatte er des Abends auf der Veranda gesessen und die weichen Pfiffe der Vorortbahn, das Donnern abfahrender Züge angehört...

Nikolai erwachte mit einem unruhigen Gefühl aus kurzem Schlummer. Es tagte bereits. Durchs Laub war wolkenloser Himmel zu sehen. Wassiljew lag neben ihm, den Nacken auf einen schuppigen Kiefernstamm gebettet, und rauchte. Sein Gesicht mit den an Wangen und Kinn rötlich schimmernden Bartstoppeln war finster. „Wie denkst du", begann Nikolai das Gespräch, „ist die Front weit weg?"

Achselzuckend sagte Wassiljew: „Wer weiß. Hast doch gestern die Leuchtkugeln gesehen – dort und hier waren welche. Alles ist durcheinander, da sieht keiner durch..." Wenige Minuten später marschierten sie los. Wassiljew ging voraus. Der Maat blieb häufig stehen und schien, den Kopf leicht geneigt, auf etwas zu lauschen. Er ließ sich dabei von einem nur ihm allein bekannten Anzeichen leiten, mal bog er nach rechts, mal nach links ab. Nikolai ging vorwärts, nur von dem einzigen Wunsch beseelt: So bald wie möglich sollte das alles enden: Das Waldesdickicht, durch das sie wie wilde Tiere aufs Geratewohl irrten, dieses ermüdende, von Ungewißheit erfüllte Dasein, da keiner wußte, was einen vorn erwartete, und jeden Moment das Schlimmste zu befürchten hatte – schmachvolle Gefangenschaft oder Tod.

In heißer Welle stürmten Erinnerungen an gestern auf ihn ein. Die kleine Anhöhe, von mürbem dürrem Gras überwuchert. Nach einer Seite Wald, nach der anderen ein riesiges Feld. Nachts hoben sie Gräben aus und tarnten die Stellungen. Die Vorgesetzten gingen sorgenvoll und wortkarg umher, denn im Morgengrauen sollte das Gefecht beginnen. Aber der Morgen verlief ruhig. Erst gegen zwölf Uhr war aus dem Wald schweres Getöse zu hören, und fast gleichzeitig begann von der Seite her das Gebell von Flakgeschützen. Mit den grauen Luftschrauben blinkende Flugzeuge flogen über die Höhe hinweg, die erste Maschine, deren Vorderteil einem seltsamen Schnabel glich, stieß aus der Luft herab. Dröhnend barsten die ersten Bomben. Neben Nikolai schrie jemand auf. Er selbst lag, das Gesicht gegen die Erde gedrückt, am Grabenboden. Von den Grabenwänden rieselte Sand, heulend flogen Splitter vorbei und schlugen in der Nähe ein. Und plötzlich wurde es still. Flugzeuggedröhn, MG-Geknatter – alles war seitwärts an ihnen vorbeigegangen. Nikolai, der ein seltsames Ohrensausen und Brummen im Kopf verspürte, wollte sich umschauen, um nachzusehen, was sich hinter der Brustwehr tat. Doch schon zupfte man ihn an der Feldbluse und sagte: „Das ist der sichere Tod! Wo willst du denn hin?" Erschreckt hatte er sich auf die Fersen niedergehockt, aber da schrie die gleiche Stimme wieder los: „Was hockst du bloß da? Der Deutsche greift an!" Neben sich erkannte Nikolai das wütende, schmutzverschmierte Gesicht des Zugführers und Soldaten, die, an die Brustwehr gepreßt, fieberhaft feuerten.

Ein wenig beruhigt, schaute Nikolai auf das sich vor ihm erstreckende Feld. Dort hoben und



Illustrationen: Gerhard Rappus

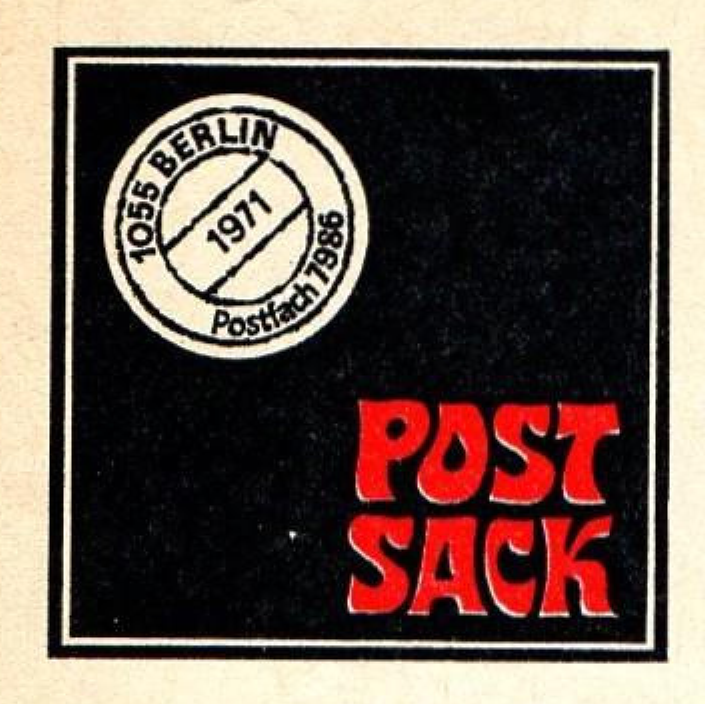
senkten sich graue, kaum wahrnehmbare Huckel. Er begriff: Das waren Feinde, und eingedenk der einfachen Belehrungen seines Gruppenführers, der ihm einst das Schießen beigebracht hatte, nahm er einen der Huckel aufs Korn, drückte auf den Abzugshahn, schoß und zielte von neuem . . .
In diesem Moment kam die eiskalte Schauder auslösende Nachricht: Hinter unserem Rücken sind deutsche Panzer! Nikolai bemerkte, daß sich die schießenden Kameraden alle Momente umguckten, um zu sehen, was da vorging und wie dort dicht in ihrem Rücken Geschosse explodierten und zunehmendes Gedröhn zu hören war. Qualvoll krampfte sich sein Herz zusammen, in seinen Augen flimmerte es. Fast ohne zu zielen schoß er weiter, schickte Kugel um Kugel übers Feld. Urplötzlich erkannte er rechts neben sich den Kompaniechef. Der befahl ihm zu folgen, lief rasch weiter vorwärts durch den Grabengang. In einer offenbar als befestigte Feuerstellung ausgehobenen Vertiefung erkannte Nikolai auf einer ausgebreiteten Zeltbahn den stellvertretenden Regimentskommandeur, Major Senkow, schwer verwundet und bewußtlos. Neben ihm stand der Maat Wassiljew, der wenige Tage zuvor mit einer Gruppe in das Regiment versetzter Matrosen zu ihnen gestoßen war. „Gehen Sie durch den Wald ins nächste Dorf, und lassen Sie ihn dort bei zuverlässigen Leuten zurück", sagte der Kompaniechef vornehmlich an Wassiljew gewandt. „Verlieren Sie keine Zeit!"
Sie schafften es noch, den Major bis zum Wald zu bringen. Was aus dem Regiment wurde, blieb ihnen unbekannt . . .
Jetzt schritt Nikolai hinter Wassiljew her und fragte auf einmal:
„Genosse Maat, gehen wir auch richtig?"
Wassiljew wandte sich um, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß aus dem Gesicht und sagte kopfnickend: „Stimmt schon . . ." In einer engen schmalen Waldschneise erkannten sie zwei schwarze Furchen, als sei hier ein riesiger Pflug durchgefahren.
Beide starrten lange die Raupenabdrücke auf der Erde an, die auf den Wald zuliefen. „Panzer", sagte Wassiljew, der besorgt die Schneise entlangspähte. „Deutsche Panzer . . . Lieber nicht draufstoßen. Sieh mal, wie sie die Erde aufgewühlt haben, also ist nicht bloß 'n Dutzend hier durchgerollt."
„Wir müssen sie umgehen, von der Seite . . ." sagte Nikolai aufgewühlt.
„Weißt du denn, von welcher Seite man sie umgeht?" Ohne weiter auf Nikolais Worte zu hören, schritt Wassiljew langsam über die breiten Furchen weg, bog einen störenden Zweig beiseite und ging tiefer in den Wald hinein. Ihm folgte Nikolai, der mühsam ein Zittern in den Kniegelenken unterdrückte. Als sie das Unterholz hinter sich hatten, traten sie wieder auf eine Waldwiese hinaus und erstarrten, als sie sich umschauten:
Unter einem Busch dicht neben ihnen lagen, das Gesicht nach unten, zwei Tote in bloßer Unterwäsche und ohne Stiefel. Wassiljew trat etwas erbleichend näher.
„Welche von uns . . ."
Nikolais schmales Jungengesicht wurde starr, seine Lippen erblaßten. Zwar wagte er nicht von dem zu sprechen, was ihn bekümmerte, aber



schließlich murmelte er: „Hör mal, Maat... Hör mal", stieß er dann schon vernehmlich hervor, mit Müh und Not die Lippen bewegend: „Denk bloß nicht schlecht von mir, aber... ich möchte dich nur warnen: Wenn man uns schnappt und du trägst das Dokument bei dir, das du dem Major abgenommen hast, dann brauchen wir nichts Gutes zu gewärtigen..."
Wassiljew schwieg. Erregt fuhr Nikolai fort: „Es ist doch nicht deins... Warum hast du es bloß an dich genommen?"
„Wovon redest du?"
„Denk nur nicht, ich sei feige oder so...", begann Nikolai wieder hastig. „Ich dachte nur, daß es so besser wäre. Genau gesehen, ist es nur ein Papierchen. Man kann auch darauf verzichten und doch im Herzen das gleiche tragen."
Wassiljew hatte verstanden: Ein spöttisches Lächeln funkelte in seinen übernächtigten, geschwollenen Augen.
„Freilich, so geht es auch... So kann man's auch machen." Rasch sah er in Nikolais Gesicht und sprach weiter: „Manchmal macht sich der Mensch auch Gedanken, wie er das leichteste Päckchen tragen könnte..."
Nikolais Lippen zuckten.
„Ich meine nicht nur dich, sondern überhaupt... ich spreche ganz allgemein", sagte der Maat dumpf und lief schneller.
Gegen Mittag erreichten sie den Waldrand. Ein weites Feld breitete sich zu beiden Seiten vor ihnen aus – bis an die Horizontlinie. Der warme anheimelnde Duft reifen Korns und gemähten Heus wehte herüber zu ihnen. „Die Waldseite haben wir hinter uns", brummte Nikolai finster und begann zum Horizont hinüberzusehen, an eine Kiefer gelehnt. In der Ferne tauchten winzige weiße Flecke auf und verschwanden wieder. Bald an einer, bald an einer anderen Stelle. Es hatte den Anschein, als spiele ein Unsichtbarer mit Watteбällchen. Nikolai wußte: Das waren Pulverwölkchen über Flakgeschützen. Wassiljew rückte den Riemen unter seinem Matrosenhemd zurecht und sagte seufzend: „Dort müssen wir hin..."
Leicht geduckt gingen sie den Rain entlang, der auf einen schmalen dunklen Streifen inmitten des Feldes zulief. Die Ähren sirrten leise, wenn sie Schultern und Arme der beiden berührten. Ausgefallene Körner lagen überall herum. „Das Getreide verkommt", sagte Wassilew wiederum seufzend.
Bis zum Wald blieben noch etwa 150 Meter, als auf einem die Talsenke kreuzenden Weg plötzlich Hitlersoldaten sichtbar wurden und sogleich MPi losknatterten. Wassiljew rannte in den Roggen und fiel hin, ihm hinterher Nikolai, der sich an einem Stein das Knie wund stieß. Auch er warf sich lang hin. Ringsum schwirrten Kugeln, bohrten sich mit Gezisch ins Erdreich. Wassiljew kroch langsam vorwärts, Nikolai folgte ihm. Elastisch bogen sich die Halme unter ihren Armen, zerkratzte ihnen die Gesichter. Als sie weitere zwanzig Meter gerobbt waren, warteten sie eine Weile, damit die wogenden Ähren sie nicht verrieten. Nikolai meinte, nun müßte Wassiljew sich vor ihm wieder erheben und weiterkriechen, aber dieser blieb reglos liegen, die Beine angezogen zum Weiterrobben. Nikolai rief den Maat leise an, doch Wassiljew gab keine Antwort. Nikolai kroch näher und sah: Wassiljews Kopf war fest in die Erde gebohrt, ein rotes Rinnsal zog sich über sein Gesicht...
Da begriff Nikolai: Nun war er allein. Er kniff die Augen zu und dachte: Gleich werden sie auch mich töten. Und ich werde ebenso auf diesem Feld liegenbleiben und meine Heimatstadt nie mehr wiedersehen... MPi-Garben mähten die Ähren ab, hell schwirrten die Kugeln. Zitternd und mit kaltem Schweiß bedeckt, verharrte Nikolai: Gleich würde ihm das Schlimmste widerfahren. Da, diese Kugel wird mein Ende sein... Und alles, alles ist vorbei, wirbelten ihm die Gedanken durch den Kopf. Aber wer braucht schon meinen Tod? Wem nützt mein Ende? Niemand wird jemals erfahren, daß ich hier liege. Ich werde hier umkommen wie jene Männer dort im Wald. Etwas Kaltes regte sich in seiner Brust. Nein! Nein! Fast instinktiv streckte er seine Hände aus, und der vor Angst ins Erdreich gepreßte Körper strebte ihnen nach, vorwärts. Er robbte hastig weiter. Leben, überleben! hämmerte es in seinen Schläfen. Leben, leben! Rasch in den Wald, dort winkt Rettung...
Was machst du denn?! hörte er wie von fern und hielt inne. Wer hatte da gerufen? Wer? Nikolai schaute sich um. Im Roggenfeld zog sich ein schmaler Pfad hinter ihm her. Dort irgendwo lag verlassen Wassiljew, dort war der Tod. Doch er lebte noch... Eine kurze Anspannung der Kräfte und er würde diesen verfluchten Ort hinter sich haben, und kein langgezogenes Getacker von MG-Garben wird ihn mehr jagen. Und dann? Was ging es ihn an, was danach kam! Hauptsache leben!
Nikolai gelangte bis zum Wald und verkroch sich, seine Erschöpfung bezwingend, ins Unterholz. Plötzlich sah er in einer Lücke des Gezweiges den Himmel rot erglühen. Also mußte in der Nähe ein Feuer ausgebrochen sein. Ohne selbst zu wissen warum, sprang Nikolai auf und rannte in der Richtung los, aus der der Purpurschein herüberloderte. Bald hatte er den Waldrand erreicht. Vor ihm, der hinter niedrigem Gesträuch verborgen stand, brannte ein Dorf am Abhang eines Hügels. Eine riesige Feuersäule stieg auf, sank wieder. Der Wind drehte sich nach der Seite, wo Nikolai stand, und trug Schreie und ein seltsames an das Geprassel trockener Äste gemahnendes Krachen herüber. Er spürte, wie sein

Fortsetzung auf Seite 65





Schlag nach bei . . .

Vor zehn Jahren kaufte ich mir das „Deutsche Militärlexikon". Meint Ihr nicht auch, daß inzwischen einiges überholt oder dazu gekommen ist?
Hauptmann Lohse, Leipzig

Dem stimmt außer uns auch der Deutsche Militärverlag zu. Voraussichtlich im September dieses Jahres wird deshalb eine Neuauflage erscheinen.

Der Armee verschrieben

Wer gilt als Berufssoldat?
Unteroffizier Kranz, Binz

Soldaten, Unteroffiziersschüler und Unteroffiziere, die sich freiwillig für eine mindestens 10jährige Gesamtdienstzeit verpflichtet haben und durch Befehl bestätigt wurden; ferner Offiziersschüler, Offiziere und Generale im aktiven Wehrdienst.

Auswahl-Palette

Welche Dienststellungen kann ein Berufssoldat/Unteroffizier bei den Panzertruppen bekleiden?
Soldat Ermscher, Eggesin

Panzerkommandant, Fahrlehrer, Panzerwart, Optik-, Mechanikermeister, Hauptfeldwebel, Kabinetts-, Schießplatz-, Geschäftsstellen-, VS-Stellen-Leiter.

Gemeinsame Übungen für alle?

Aus Eurer Zeitschrift habe ich schon viel Neues gelernt. Aber eines kann ich trotzdem noch nicht verstehen, warum die Armeen der KVDR, DRV, MVR, SFRJ und Republik Kuba an keinem Manöver der sozialistischen Streitkräfte teilnehmen.
Dieter Schubert, Zwickau

Alle bisherigen Manöver waren Maßnahmen des Vereinten Oberkommandos der Warschauer Vertragsstaaten. Die oben genannten Staaten gehören dieser Koalition nicht an. Außerdem muß man auch die weit auseinanderliegenden und unterschiedlichen Territorien beachten, deren Beschaffenheit eine andere militärische Taktik erfordert als in Mitteleuropa.

Von uns gelernt

Besitzt die Bundeswehr auch Geschoßwerfer?
Unterfeldwebel Bräuer, Kamenz

Im vorigen Jahr erhielt sie die ersten leichten 110-mm-Raketenwerfer. Die Werfer können mit verschiedenen, austauschbaren Gefechtsköpfen eingesetzt werden und besitzen 36 gebündelte Abschußrohre. Die Reichweite beträgt 15 km.

Mit oder ohne Knie?

Wie ist das nun mit den Mädchen in Uniform: Schreibt ihnen die Dienstvorschrift die Rocklänge vor oder steht es ihnen frei, entsprechend der wechselnden Mode mini, midi oder maxi zu gehen?
Regina Meißner, Wernigerode

Oh, das wäre ein bißchen zuviel Freizügigkeit. Die Herstellungsvorschriften legen fest: „Knietiefe minus 2 cm." Man kann also noch genügend Bein zeigen – und auch bewundern.

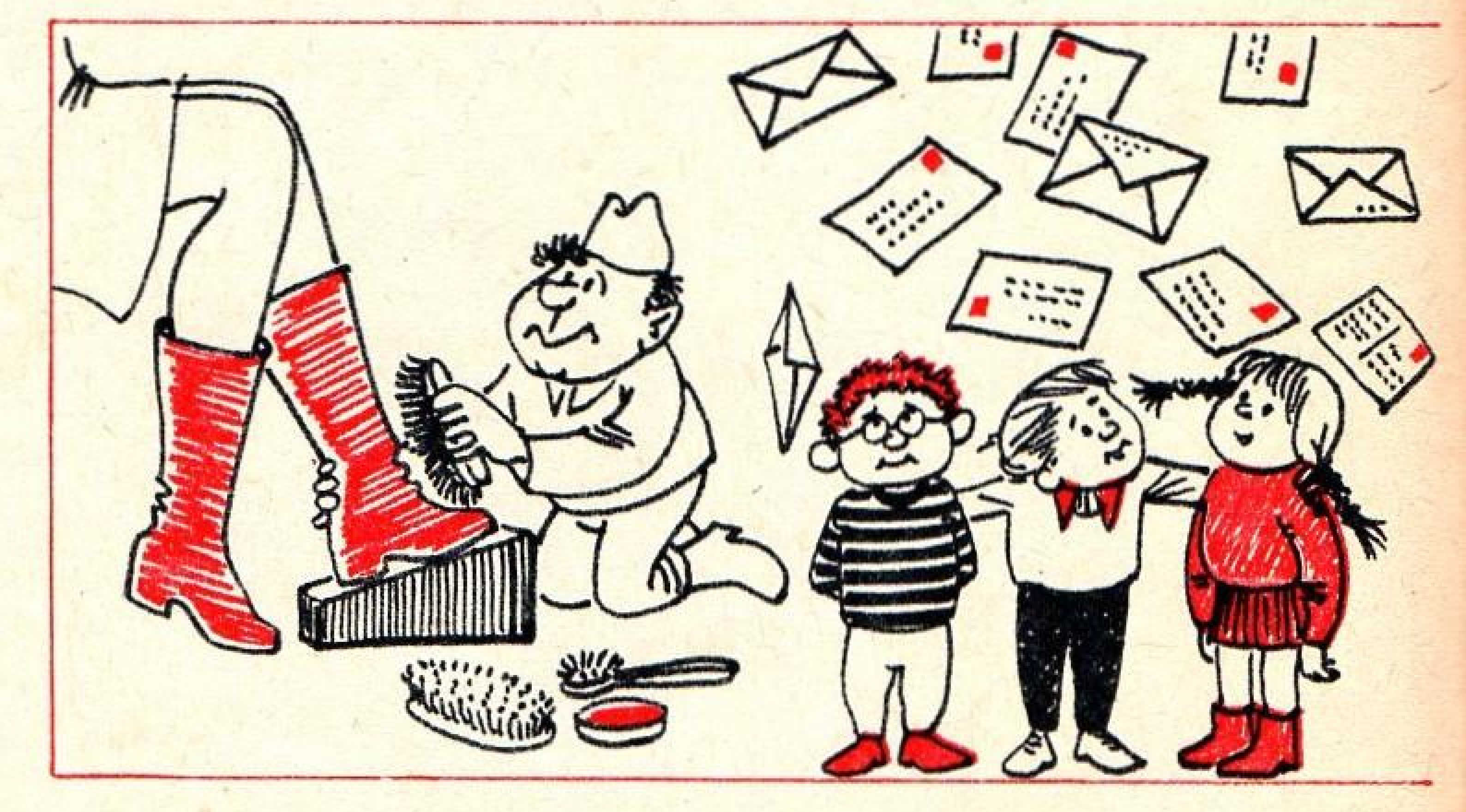
Meister des Lenkrads

Unter welchen Bedingungen steht mir die Anerkennung als Berufskraftfahrer zu? Ich war von 1956–1958 als Kraftfahrer bei der Armee.
Lothar Winkler, Karl-Marx-Stadt

Dieses Facharbeiterzeugnis können Militärkraftfahrer nach ihrer Versetzung in die Reserve in einer verkürzten Ausbildung erwerben. Die Genossen müssen aber schon vor der Einberufung zum Grundwehrdienst die Fahrerlaubnis besessen sowie an der Spezialausbildung in der Armee teilgenommen haben. Außerdem wird das Klassifizierungsabzeichen des kfz.-technischen Dienstes vorausgesetzt.

Mehr als erwartet

Im Postsack 1/71 suchte ich Briefpartner für unsere Kindergruppe. Wir erhielten daraufhin sehr viele Zuschriften, die wir leider nicht alle beantworten können. Wir verteilten sie deshalb auf andere Kindergärten unserer Stadt. Ich möchte mich aber auf diesem Weg bei allen Angehörigen der NVA bedanken, die uns schrieben.
Christine Jahn, Karl-Marx-Stadt



Soldaten mit wachsamen Augen

In militärischen Beiträgen wird oft von einem „Diensthabenden System" gesprochen. Erklärt mir doch einmal, was darunter zu verstehen ist.
Doris Kalaner, Borna

Es umfaßt eine befohlene Anzahl von Jagdflieger-, Flak- und Fla-Raketen-Einheiten, die ständig in Bereitschaft stehen, um einen Eindringling bei jedem Wetter und in jeder Höhe rechtzeitig abzufangen und zu zerstören. Die Einheiten sind mit elektronischen Ausrüstungen und modernen Nachrichtenmitteln ausgerüstet, ihre Handlungen werden koordiniert. Seit Ende 1963 ist die NVA in das einheitliche Luftverteidigungssystem der Warschauer Paktstaaten vollständig einbezogen.

Ein silberner oder goldener Querstreifen

Bis zu welchem Dienstgrad können Wehrpflichtige im Grundwehrdienst befördert werden?
Hans Ullmer, Sangerhausen

Gefreiter oder Obermatrose.

Geld zum „Futtern"

Wie hoch ist der finanzielle Verpflegungssatz für die Armeeangehörigen?
Lutz Aunners, Saalfeld

Täglich 4 Mark in der Grundnorm.

Wem der Schuh drückt

Dürfen Soldaten Beschwerden auch an zivile Stellen schreiben?
Unterfeldwebel Kalling, Zeithain

Armeeangehörige können Eingaben direkt an das Zentralkomitee der SED richten und sich in allen außerdienstlichen Angelegenheiten an staatliche Organe oder an die Volksvertretungen und ihre Abgeordneten wenden.

Reserve packt zu

Ich war Panzerfahrer. Ich würde gern bei der direkten Vorbereitung der Jugend auf den Dienst in der NVA mitwirken. Ist das möglich, wenn ja, wo und wie?
Unterfeldwebel d. R. Hegermann, Schneeberg

Wie wär's als ehrenamtlicher Ausbilder bei der GST? Sie können u. a. Gruppen-, Zugführer, Hundertschaftsleiter, Mitarbeiter in einem Kreisausbildungsstab oder Instandsetzungskollektiv oder Funktionär für Waffen und Munition werden. Sprechen Sie bitte beim GST-Kreisvorstand vor.

Der Stein des Anstoßes

Im Postsack 2/71 kritisiert Herr Thürk seinen Betriebsleiter, welcher AR-Mädchenbilder von der Wand abriß, weil sie – angeblich – unerwünscht seien. Ja, ja, solche „Bilderstürmer" kenne ich auch: Öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken!
Fritz Erlenthal, Wilkau

Jeder sollte sich zuerst an die eigene Nase fassen, ehe er andere belehren will!
Heinz Wollner, Wismar

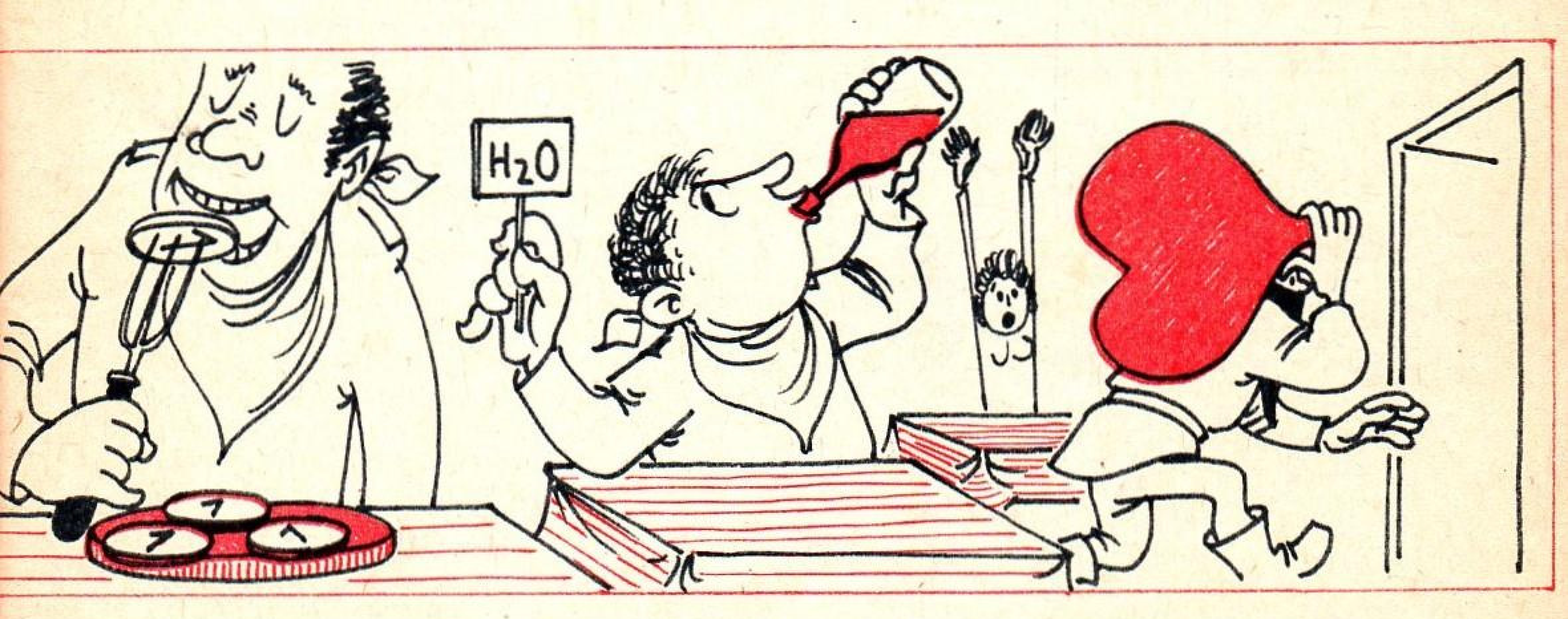
Vom Schulterstück bis zum Kochgeschirr

Hiermit möchte ich eine Anfrage an Sie richten, die viele Matrosen unserer Dienststelle betrifft. Uns interessieren die Anschriften der zentralen Effektenhandlungen.
Matrose Klautzsch, Stralsund

Die sogenannten Spezialausstatter-Läden, in denen man Uniformstoffe, Effekten, Bekleidung und einige Ausrüstungsgegenstände kaufen kann, befinden sich in: 1017 Berlin, Strausberger Platz 2; 301 Magdeburg, Karl-Marx-Str. 110; 705 Leipzig, Ernst-Thälmann-Str. 46; 682 Rudolstadt, Ernst-Thälmann-Str. 57; 401 Halle, Große Ulrichstraße 56; 20 Neubrandenburg, Markgrafenstraße, Ecke Straße der DSF; 501 Erfurt, Lange Brücke, Ecke Paulstraße; 208 Neustrelitz, Wilhelm-Pieck-Str. 2; 60 Suhl, im HO-Warenhaus; 75 Cottbus, Gerichtsplatz 1; 25 Rostock, Grubenstraße 35; 12 Frankfurt (Oder), Karl-Marx-Str. 179; 801 Dresden, Paul-Gruner-Str. 11.

Schwerer Diebstahl

Am 2. 1. 1971 fuhr ich mit dem Eilzug von Gotha nach Berlin.



Mir gegenüber saß ein Soldat, der mir sehr gut gefiel. Er stahl mir mein Herz. Als er in Berlin ausstieg, mußte er sich beeilen, um seinen Zug nach Potsdam zu bekommen. Er nahm mein Herz mit und hinterließ mir nur die Erinnerung. So weiß ich auch nicht, wie er heißt und wo er dient. Vielleicht könnt Ihr mir helfen, daß ich meinen Soldaten einmal wiedersehe.
Eva-Maria Klee, Frankfurt

Die Liebe hat zwei Töchter: Die Güte und die Geduld (deutsches Sprichwort).

Erst grün, dann grau

Mein Mann diente von 1966–1969 bei der VP. Ihm wurde gesagt, wenn er dort drei Jahre Dienst leisten würde, rechne das als Armeezeit. Im Mai 1970 jedoch wurde mein Mann zur NVA einberufen. Jetzt frage ich Sie, wie verhält es sich hiermit?
Jutta Schulz, Niemegk

Sie sind falsch informiert worden. Als Wehrersatzdienst gilt der Dienst in der Bereitschaftspolizei und in den kasernierten Kompanien der Transportpolizei. Diese Genossen werden nicht mehr zur NVA einberufen. Andere Dienstbereiche der Volkspolizei sind dem Armeedienst nicht gleichgestellt.

Die Sonne lacht wieder

Soldat Holske berichtet im Postsack 2/71 über seine verständnisvollen Vorgesetzten, die ihm die Betreuung seiner kranken Mutter erleichterten. Diese Zeilen veranlassen mich, auch die Offiziere meiner Einheit zu loben. Im letzten Jahr gab es komplizierte Probleme in meiner Familie, die sich sehr nachteilig auf meinen Dienst auswirkten. Durch viel Geduld und tatkräftige Unterstützung meiner Vorgesetzten kam schließlich alles wieder ins richtige Lot. Ich war über diese Hilfe sehr erfreut.
Gefreiter Hermslau, Erfurt

Gefragte Flieger

Wir Pioniere des Spezialkinderheimes „Ernst Thälmann" in Brauna möchten an dieser Stelle besonders die FDJ-Grundorganisation Stab der Offiziershochschule „Franz Mehring" grüßen. Wir haben mit ihr einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen. Ihr ist es zu verdanken, daß wir schon vier Jahre unseren Pionierauftrag erfüllten und die Ehrenurkunde überreicht bekamen. Unterleutnant Kautz, Stabsfeldwebel Crämer und Oberfeldwebel Marx ein besonderes Dankeschön für ihre uneigennützige Hilfe.
Frank Richter, Brauna

AR-Typenblätter-Markt

Suche:
Flugzeuge bis Jahrgang 1969. Roland Stößel, 9621 Blankenhain, Hauptstraße.

Ausgaben 1, 3–6/1970; 2, 4, 5, 6/1969. Ronald Pasch, 6571 Brunnsdorf, Nr. 57.

Kampfflugzeuge des Warschauer Vertrages und der NATO (kostenlos), Hergo Eggert, 1281 Jugendhochschule „Wilhelm Pieck"

Flugzeuge (kostenlos), Burkhard Siegmund, 18 Brandenburg, Pflegerdorf 14.

Fahrzeuge, Pioniertechnik, Flugzeuge. Andreas Herzrich, 703 Leipzig, Karl-Liebknecht-Straße 81.

Typenblätter aller Art bis 1964, Volker Michelmann, 453 Roßlau, Nordstr. 3.

Panzer, Sturmgeschütze, SPW, Horst Runge, 21 Pasewalk, Ringstr. 7.

Biete:
Umfangreiche Sammlung (ab 1960 komplett) gegen Briefmarken, B. Graupner, 84 Riesa, Karl-Marx-Städter-Str. 2/507.

Typenblätter der Jahrgänge 1964–1970, Jürgen Scheffler, 7024 Leipzig, Lindenallee 11.

Typenblätter der Jahrgänge 1965–1970 (außer Schützenwaffen), suche Schützenwaffen (Jahrgänge 1956–1964). Offiziersschüler Grahmann, 829 Kamenz, PF 1 830/P.

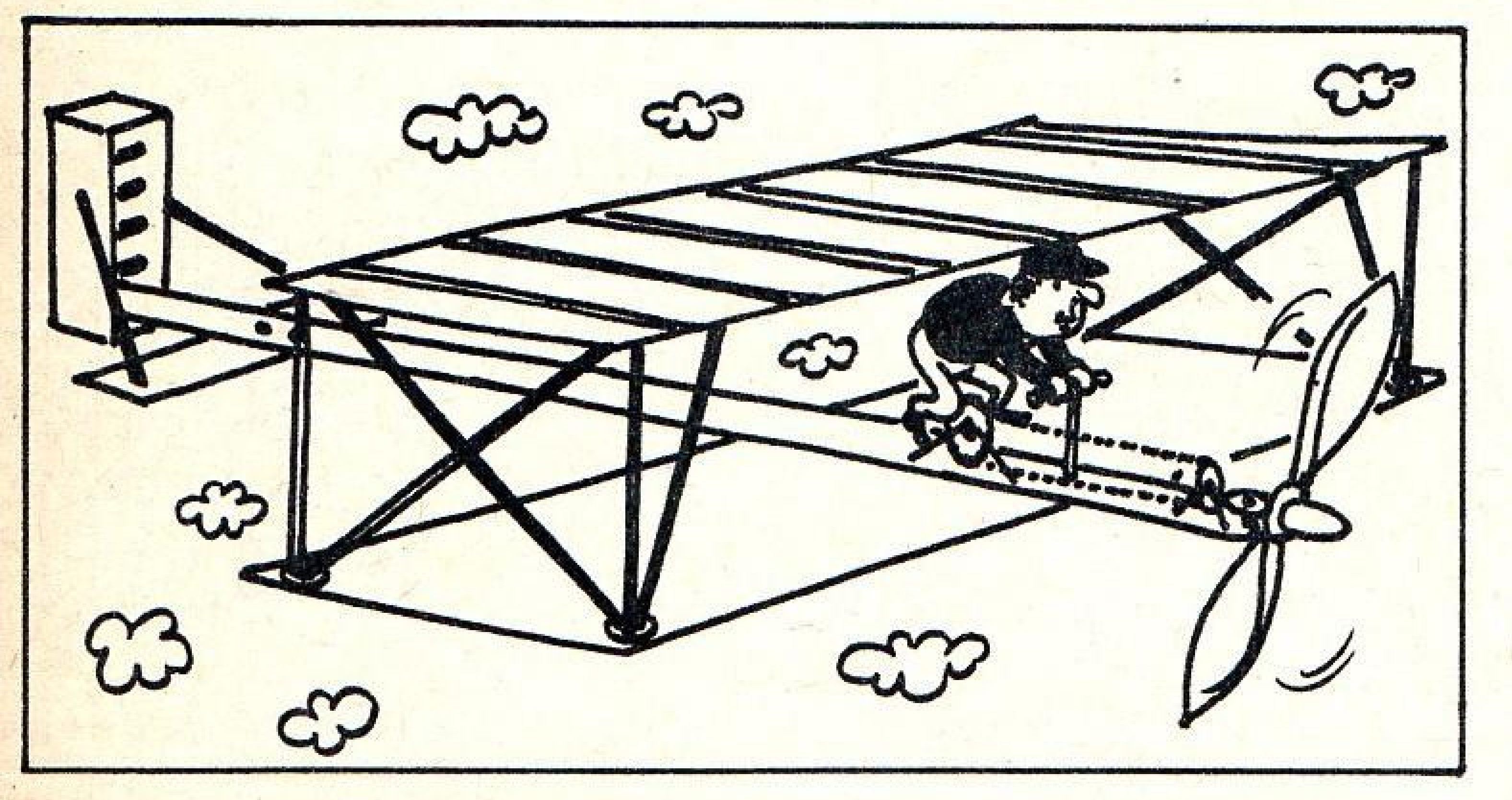
Zimmergeld

Ich bewohne zur Zeit ein sehr schönes möbliertes Zimmer, welches ich auch während meines Ehrendienstes nicht aufgeben möchte. Gibt es eine gesetzliche Bestimmung darüber, wer die Miete während meiner Grundwehrdienstzeit zu tragen hat? Bin ich das, der Betrieb oder der Staat?
Klaus Gräser, Teltow

Der Staat kann hier einspringen, indem er an alleinstehende Wehrpflichtige eine Mietbeihilfe zahlt. Stellen Sie bitte einen Antrag an den Rat der Stadt, Abteilung Sozialwesen.

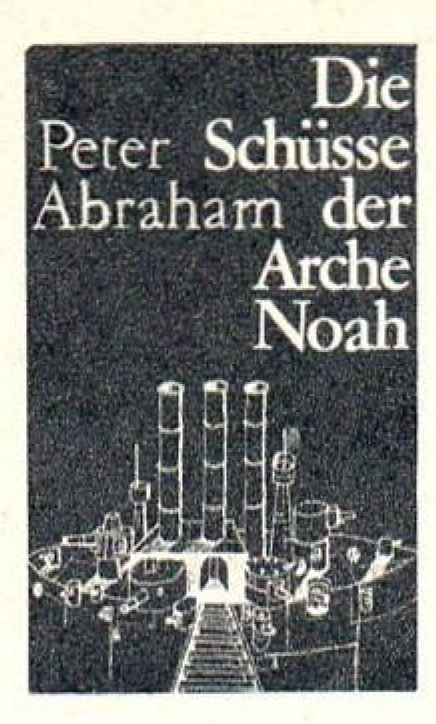
„Schulpförtner" gesucht

Alle Offiziere, die ehemals Schüler der erweiterten Oberschule Schulpforte waren, möchten bitte an meine Adresse schreiben.
Leutnant Knut Thein, 485 Weißenfels, Postfach 5745/C 1.



Illustrationen: Klaus Arndt





Verlag Neues Leben, 1971, 420 S., 8 M.

Peter Abraham: „Die Schüsse der Arche Noah"

Klaus Wensloff hat schon so seine Geschichten. Erzählenswerte, wohlgemerkt. Wenn auch in einzelnen Abschnitten nicht fremd und vielen auch nicht fern, denn: was da berichtet wird, ist unsere Geschichte, haben viele so oder ähnlich erlebt. Haben mehr noch davon gehört. Jahrgang 1936 ist der Bursche, er erfährt vom Faschismus aus seiner Kinderperspektive, erlebt ein antifaschistisches Elternhaus, muß – hier hebt er sich von vielen Biographien ab – Illegalität durchstehen, das Ende des Krieges mit seinen Wirren wie jeder andere, den Nachkrieg, der auch für so einen fixen Jungen, in dem sich Erlebtes und Erdachtes fortwährend verspinnen, schwierig und undurchschaubar ist, wobei ihm eines Halt gibt, nämlich, daß die Arche Noah in Petersburg die rote Fahne hißte, ihre Geschütze abfeuerte und Lenin anschließend durch die Straßen ging, alles einsammelte und gerecht verteilte. Lenin zeigte ihm das Ziel seines jungen Lebens: alles gerecht verteilen, die Weltrevolution. Eine Weltrevolution allerdings, die Klaus bis in die fünfziger Jahre hinein noch mancherlei Schwierigkeiten bereitet, zwar nicht so lebensgefährliche wie während der Nazizeit, aber ihm Rätsel aufgibt, Unzufriedenheit schafft, Freund- und Liebschaften zergehen läßt, wobei der von ihm gedachte kürzeste Weg dahin sich fortwährend als Umweg erweist.

Eine merkwürdige Geschichte, diese Geschichte um Klaus Wensloff. Fragwürdig in ihrer Naivität, heiter, wenn es um hehre Gegenstände geht, dort komisch, wo Kopf und Kragen auf dem Spiel stehen, unernst in ihrer Vermittlung, ernst im Anliegen, Schelme sind sie, Held (und vor allem Autor), erreichen gerade durch gewissenhaft detaillierte Oberflächlichkeit Tiefe, gespielte Nachlässigkeit zwingt neue Sicht auf scheinbar Bekanntes. Wo man eigentlich weinen sollte und in sich gehen, treibt Erzählhaltung zum Schmunzeln. Ein Buch, ein bißchen gewollt verquer in sympathischer Art und ungewohnt, das durch sich die Frage beantwortet: Kann man das denn so überhaupt? Abraham meint, man kann; kann es gut, wie er zeigt (wenn er auch mit seiner zentralen Figur etwas willkürlich verfährt). Nur war das bislang nicht üblich. Ein Buch, das sich zu Diskussionen direkt anbietet.

Claus



Theodor-Körner-Preis erstmalig verliehen

Den Theodor-Körner-Preis verlieh Armeegeneral Hoffmann im Auftrage des Ministerrates der DDR anläßlich des 15. Jahrestages der NVA verdienstvollen Kulturschaffenden für hervorragende Leistungen bei der Schaffung und Interpretation von Kunstwerken und der Förderung der kulturellen Arbeit in der Nationalen Volksarmee. Geehrt wurden: Oberst MD Gerhard Baumann, Leiter des Zentralen Orchesters der NVA; Major Heinz Senkbeil, Schriftsteller, Leiter des Hauses der NVA Eggesin; Oberleutnant d. R. Hans Eickworth, Bildhauer, und Heinz Thiel, Regisseur beim DEFA-Studio für Spielfilme.

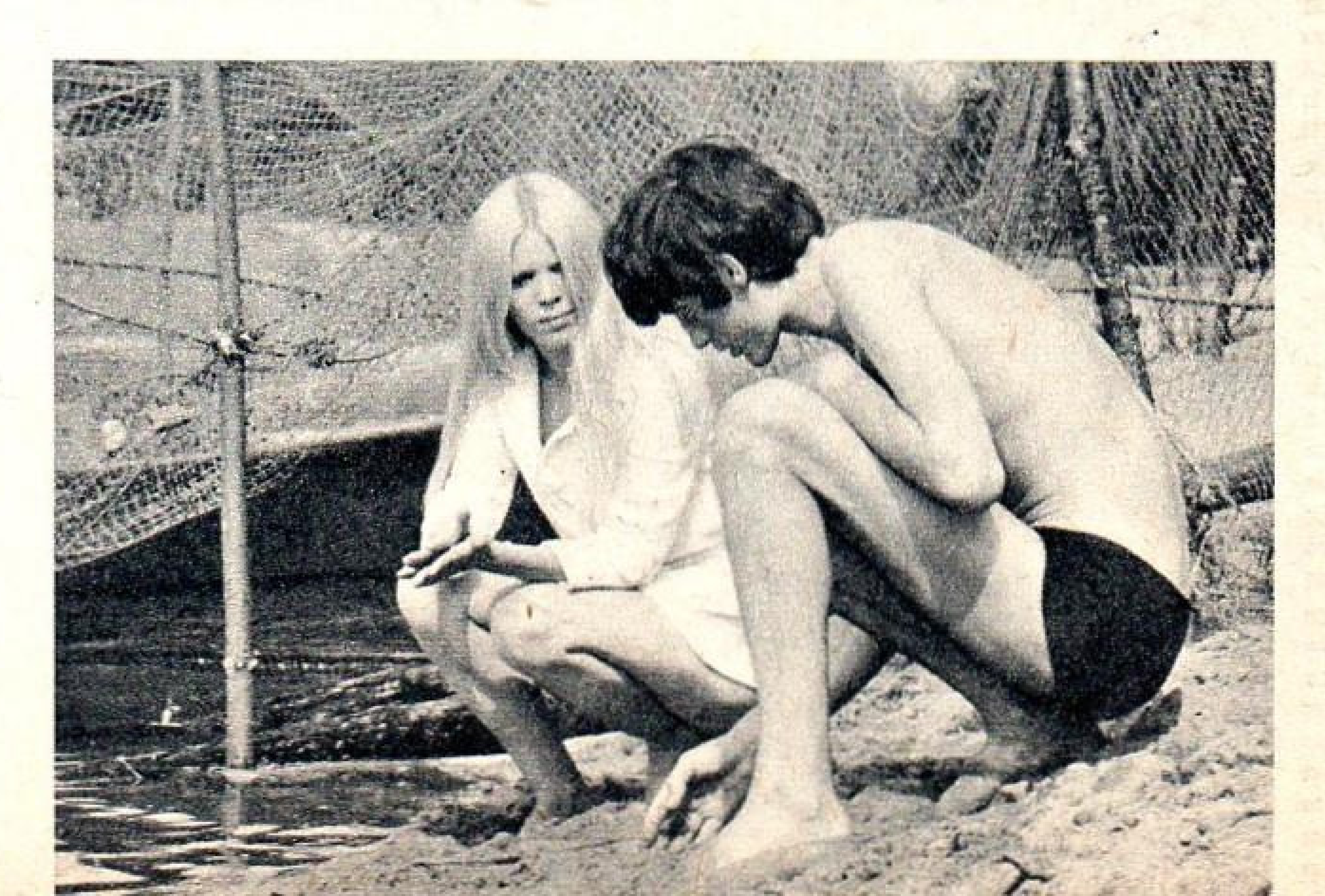
Zeit der Störche (DEFA)

Es stand fest, sie wollten im Herbst heiraten – die Lehrerin Susanne Krug und der Biologe Wolfgang Fischer. Und jetzt war bereits Sommer. Vor ihrem gemeinsamen Urlaub fuhr Susanne für ein paar Tage nach Krempen, wo sie zum ersten Male Kinder unterrichtet hatte. Auf der Fahrt dorthin lernte sie einen ungebärdigen jungen Mann kennen, Christian Smolny, Schichtführer auf dem nahegelegenen Bohrturm.

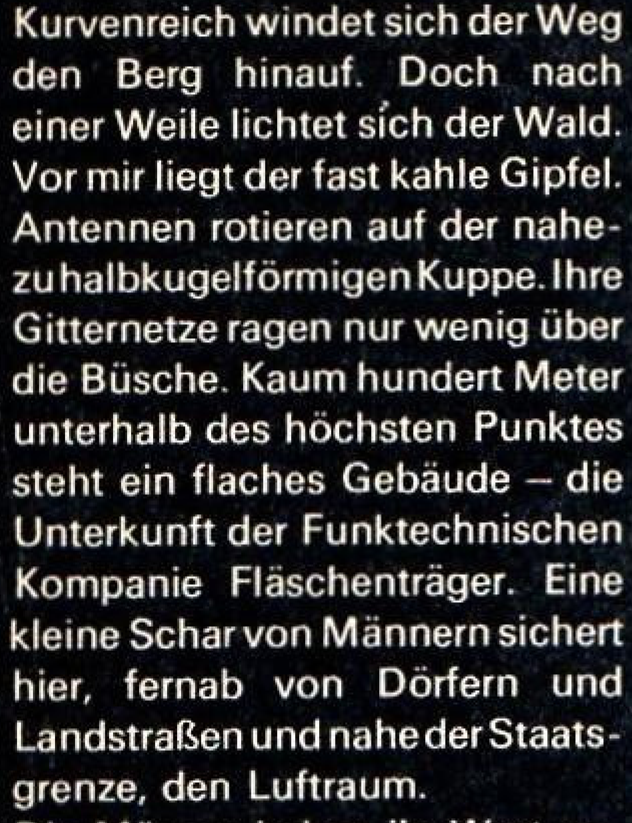
Was soll ihr dieser Christian? Bei Wolfgang hatte sie das gefunden, was ihr nach einer großen Enttäuschung so wichtig erschien: Zuverlässigkeit, Geborgenheit. Sie glaubte sich glücklich. Aber je öfter sie mit Christian zusammentraf, um so mehr wuchs ihre Unsicherheit. „Dein Leben fängt gerade erst an, und schon bist du seßhaft", wirft ihr Christian vor. Sie verbringen eine Woche glücklichen Erlebens miteinander. Dann trennen sie sich. Susanne kehrt zu Wolfgang zurück. Christian ist enttäuscht, er hatte eine schnelle Entscheidung erwartet. Und doch, in der gewohnten Umgebung spüren beide, daß ihre Bekanntschaft mehr war als nur ein Flirt. Wird es für sie einen neuen, einen gemeinsamen Anfang geben?

Der neue DEFA-Film wurde dem gleichnamigen Roman von Herbert Otto nacherzählt. Regie: Siegfried Kühn. In den Hauptrollen: Heidemarie Wenzel, Winfried Glatzeder.

Kaiser



Hoch droben auf dem Berg



Kurvenreich windet sich der Weg den Berg hinauf. Doch nach einer Weile lichtet sich der Wald. Vor mir liegt der fast kahle Gipfel. Antennen rotieren auf der nahezu halbkugelförmigen Kuppe. Ihre Gitternetze ragen nur wenig über die Büsche. Kaum hundert Meter unterhalb des höchsten Punktes steht ein flaches Gebäude – die Unterkunft der Funktechnischen Kompanie Fläschenträger. Eine kleine Schar von Männern sichert hier, fernab von Dörfern und Landstraßen und nahe der Staatsgrenze, den Luftraum.

Die Männer haben ihr Wort gegeben: Zu Ehren des VIII. Parteitages der SED wollen sie im Wettbewerb „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit!" den anspruchsvollen Titel „Beste Kompanie" erringen. Ein hohes Ziel, hoch wie der Gipfel, auf dem sie leben und arbeiten. Vor wenigen Wochen erst war ihr Vorgesetzter auf den Berg gekommen. Obwohl Aldo vom Pleß, der Kompaniehund, ihm den Zutritt zu einer Funkmeßstation verwehren wollte, konnte sich der Oberst überzeugen: Die Kompanie ist gefechtsbereit.

Ein Stromaggregat singt gleichmäßig brummend sein Lied. Es speist die Stationen mit Strom, damit die Antennen rotieren können. Energie brauchen aber auch die Männer mit den silbernen Schwingen auf den Kragenspiegeln für ihre anstrengende Tätigkeit am Sichtgerät, an der Luftlagekarte, am Funkgerät, auf dem Fahrzeug oder auf Posten am Tor. Ihr Energiezentrum jedoch ist das kleine Kollektiv von Parteimitgliedern, um das sich die ganze Kompanie schart...

Manfred Linß ist seit November 1970 Soldat. Nach einem Speziallehrgang wurde er als Aggregatewart eingesetzt; nebenher sollte er noch einige Einweisungsfahrten auf dem LO machen, um ihn als Ersatzmann übernehmen zu können. In der Kompanie sprach sich bald herum, was Linß für einer war. Manche bezeichneten ihn als „überzackig", als „Streber", andere meinten, er müsse ja so mustergültig auftreten, weil er Parteimitglied sei. In der Tat war Linß ein disziplinierter Soldat.

Er war jedoch keineswegs ein Streber, der nur seinen persönlichen Vorteil sieht. Er baute sein Päckchen abends ebenso exakt, wie er sein Aggregat sorgfältig betreute. Darüber hinaus forderte er andere Soldaten auf, ebenso gewissenhaft zu arbeiten.

„Ich kenne das nicht anders. Auch früher habe ich mich nie durchhängen lassen. Genosse zu sein, das ist doch eine Verpflichtung! Ich muß eben immer ein bißchen besser sein als die anderen", war Manfred Linß' Standpunkt. Diese klare, eindeutige Haltung paßte manchen nicht. Besonders einige Genossen des zweiten Diensthalbjahres, bei denen Mittelmaß Trumpf war, sahen ihn scheel an. So kam es eines Tages im Februar zu einem Zusammenprall. Es war Abendbrotzeit. Manfred Linß stand mit anderen Soldaten nach Tee an. Da betrat Erich Möcker den Speiseraum, LO-Fahrer und Zweithalbjähriger. Er sah sich nach einem Sitzplatz um und stellte sich dann zu den Teeholern.

‚Alles junge Hüpfer, die können warten!'

Mit der Schulter rempelte er den einen halben Kopf größeren Linß an.

„Mach dich weg, du bist jetzt noch nicht dran!" Linß lag ihm sowieso im Magen, weil er auf Möckers LO kommen sollte, wie es hieß. Allerdings wußte er an diesem Abend noch nicht, daß Linß nur Reservefahrer werden sollte.

Verdutzt drehte sich Linß um und sah Möcker empört an. Kurzentschlossen schob er ihn beiseite und stellte sich an seinen alten Platz.

„Du bist hier nichts anderes als ich auch!" Das trieb Möcker die Zornesröte ins Gesicht. „Nun hört euch den jungen Hüpfer an. Ist kaum ein paar Tage da und will schon aufmucken."

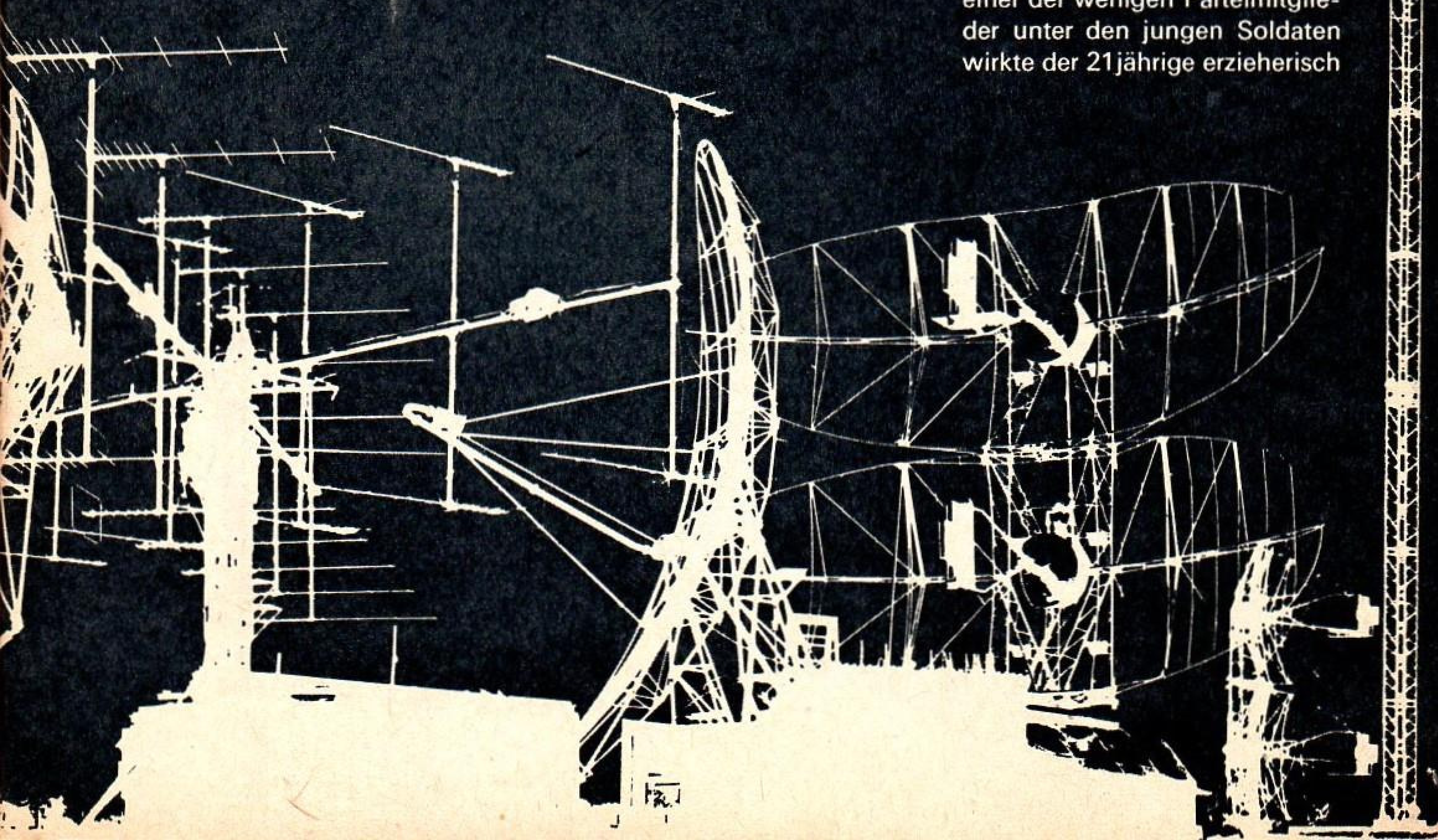
Einige Ältere pflichteten ihm bei. Die Soldaten am Teekessel jedoch standen zu Manfred. Der Zusammenprall am Teekessel wurde in der ganzen Kompanie bekannt. Der Kommandeur und die Parteileitung sprachen am nächsten Tag mit den Soldaten des zweiten Halbjahres.

„Ich dulde nicht, daß Unterschiede zwischen den Soldaten der verschiedenen Halbjahre gemacht werden. Wer den Genossen Linß angreift, der greift uns alle an, auch mich", sagte Oberleutnant Fläschenträger, der Kompaniechef, zu Erich Möcker. Der Kommandeur und die Mitglieder der Parteileitung legten außer Möcker auch den Soldaten Rußwurm, Müller und Ußfeller dar, daß es doch besser sei, wenn sich die Genossen untereinander helfen würden.

„Und was den LO betrifft, Genosse Möcker, Sie sollen ihn behalten. Linß soll Sie nur vertreten, wenn Sie mal in Urlaub sind." Noch am gleichen Tage entschuldigte sich Erich Möcker bei Manfred Linß für seine Unbeherrschtheit. Zunächst ganz offiziell vor der angetretenen Kompanie. Dann sprachen sie noch einmal darüber bei einer gemeinsamen Fahrt mit dem LO, während der Linß auch eine Strecke fuhr.

Möcker war es sichtlich schwergefallen, sich dazu durchzuringen. Doch die Offenheit und Gradlinigkeit, mit der Manfred Linß zu ihm sprach, erleichterte ihm die peinliche Situation . . .

Ein Brief war auf dem Berg angekommen. Die Lehrerin Helga Baumeister von der Oberschule in St. lud den Soldaten Wolfgang Nothnagel ein, den Pioniergeburtstag gemeinsam mit den Kindern ihrer 3. Klasse zu verbringen. Der Kompaniechef wußte, daß Nothnagel zu dieser Klasse schon länger Kontakt hatte. In der Thüringer Kugellagerfabrik Zella-Mehlis war der gelernte Elektromonteur FDJ-Leitungsmitglied gewesen. Als einer der wenigen Parteimitglieder unter den jungen Soldaten wirkte der 21jährige erzieherisch



auf seine Kameraden ein, kümmerte sich vor allem um die Schaffung einer Singegruppe. Sicher könnte er den Kindern einiges über den Dienst in der Nationalen Volksarmee erzählen und zu ihrer staatsbürgerlichen Erziehung beitragen. Dennoch hegte der Kommandeur Zweifel, ob er Nothnagel schicken sollte. Der Soldat befand sich erst wenige Wochen in der Kompanie. Als Funker bediente er eine andere Station als die, an der er die Betriebsberechtigung erworben hatte; so haperte es noch mit seinen Leistungen.

„Können wir ihn fahren lassen?"

„Ich bin dagegen", erklärte Zugführer Oberleutnant Keilmann, gleichzeitig Parteisekretär der Kompanie. „Er erfüllt seine Aufgaben noch nicht so, wie es sein müßte. Gefechtsbereitschaft geht vor. Außerdem ist es sowieso schon schwierig, die Station zu besetzen, einige Genossen sind krank."

Brief an die Lehrerin: Soldat Nothnagel kann nicht kommen, weil er seine Aufgaben noch nicht zufriedenstellend löst. Wolfgang war geknickt. Ihm lag viel daran, die Kinder zu besuchen. Was würden sie jetzt denken, wenn sie erfahren, warum er nicht kommt? Und was die Lehrerin, seine Schwester, über die er Verbindung zu der Schulklasse geknüpft hatte?

Wolfgang lag mit sich selbst im Widerstreit. Doch das ihm eigene Pflichtgefühl bekam wieder Oberwasser. ‚Du bist Parteimitglied, sollst zu den Besten gehören. Du kannst dich nicht gegen die parteilosen Soldaten stellen! Bist du wirklich schon der, der du sein müßtest?'

Das nächste Wochenende kam. Soldat Nothnagel erhielt Besuch, seine Schwester und ihr Schwiegervater. Sie sagten ihm das gleiche, was ihm auch der Zugführer ans Herz gelegt hatte. Nur – von ihnen, seinen Verwandten, wirkte es noch fordernder, eindringlicher. Mehr als zuvor strengte sich Wolfgang Nothnagel nun an, sich in seiner Funktion zu qualifizieren. Wenn er dienstfrei hatte, setzte er sich als Dritter in die „Funkhütte", um zu üben. Mit Hilfe des Zugführers trainierte er selbständig, um im Hören und Geben die geforderten Normen zu erfüllen.

Weihnachten kam. Gefreiter Otto befand sich in Urlaub, ein anderer Funker kam plötzlich ins Krankenhaus.

„Es bleibt uns nichts weiter übrig, als den Gefreiten Otto zurückzurufen", meinte Oberleutnant Keilmann.

„Genosse Otto ist verheiratet, hat drei Kinder. Kann ich nicht seinen Dienst mitmachen?", schlug Soldat Nothnagel vor.

Der Zugführer überlegte, er trug das Angebot dem Kompaniechef vor. Nothnagel hatte sich in den letzten Tagen wirklich bemüht, seine Leistungen zu verbessern.

„Sie meinen, Nothnagel kann Otto schon voll ersetzen?"

„Ja."

„Dann bin ich einverstanden!"

Mit dem Soldaten Orth zusammen machte Nothnagel über die Feiertage Dienst. Vier Stunden unter dem Kopfhörer, dann vier Stunden Ruhe. In diesem Rhythmus lösten sie sich ab. Das intensive Training und der zusätzliche Dienst in den letzten vierzehn Tagen begannen sich für Nothnagel auszuzahlen. Über die Feiertage gab es zwar weniger zu tun als sonst, wenn mehr Flugzeuge in der Luft waren. Doch das Gefühl, jetzt selbständig zu arbeiten und größere Verantwortung zu tragen, gab ihm mehr und mehr Sicherheit.

Im Januar traf erneut ein Brief für den Soldaten Nothnagel ein. Diesmal lud ihn die FDJ-Organisation seines Betriebes zur Delegiertenkonferenz ein. Jetzt hatte der Kompaniechef keine Bedenken mehr.

Bevor Wolfgang Nothnagel in den Betrieb ging, machte er sich auf den Weg zur Schule. Seine Schwester räumte ihm eine Stunde Zeit ein, um sich mit den Kindern zu befassen. Es wurden jedoch anderthalb Stunden . . .

In der engen Kabine der Funkmeßstation von Leutnant Manfred Engel sah es aus wie in einer Werkstatt. Die Frontplatten waren von den Geräteblöcken abgenommen, mehrere Blöcke waren abmontiert und standen am Boden, Werkzeug lag umher. Der Stationsleiter hatte eine technische Durchsicht befohlen, damit die Station bis zum nächsten Einsatz wieder voll betriebstüchtig war. Gruppenführer Unteroffizier Bruder und die Soldaten der Besatzung waren abends schlafen gegangen und hatten es versäumt, die Station aufzuräumen. In den frühen Morgen-



stunden dieses Januartages jedoch schnarrte das Alarmsignal durch das Kompaniegebäude. Hastig kleideten sich Unteroffizier Bruder und seine Männer an, rannten auf den Berg zu ihrer Station. Leutnant Engel, der im nächstgelegenen Dorf wohnte, wurde erst geholt. Bis er eintraf, mußte Unteroffizier Bruder den Stationsleiter vertreten.

„Die Station verlegt nach Brocksdorf und übernimmt dort die Sicherung des Luftraumes." Klaus-Dieter Bruder glaubte zunächst seinen Ohren nicht zu trauen. Die Station verlegen? Noch nie hatte er das in den drei Monaten seines Dienstes in der Kompanie mitgemacht. Fieberhaft kramte der gelernte Elektromonteur aus dem Kraftwerk Vetschau in seinen Kenntnissen.

‚Nur kurze Zeit, dann soll die Station am neuen Standort betriebsbereit sein. Wann werden wir abfahren können? Wie lang ist der Weg? Aufgebaut ist sie schnell, aber wir müssen noch die Blöcke einbauen . . . Werden wir die Normen schaffen? Jede Minute, die wir später eintreffen, kann uns fehlen . . .' Unteroffizier Bruder hoffte, der Stationsleiter möge bald eintreffen.

Im Eiltempo setzten die Genossen die ausgebauten Blöcke ein, schraubten die Platten an und räumten die Station auf. Die Besatzung arbeitete wie ein Uhrwerk. Es bewährte sich ihr Zusammenhalt, auf den der Leutnant bei der Erziehung der Genossen ständig hingearbeitet hatte.



Unteroffizier Bruder hielt alle Fäden in der Hand. Wirkte er anfangs auch etwas unsicher, so wurde er doch zusehends ruhiger, überlegter. Für ihn stand bei dieser Übung noch mehr auf dem Spiel: Seit Wochen bemühte sich Leutnant Engel, ihn als Kandidat für die SED zu gewinnen. Der Stationsleiter gab ihm Ratschläge, wie er mit den Soldaten umgehen müsse. Wenn die Station lief, ließ ihn der Offizier selbständig arbeiten.

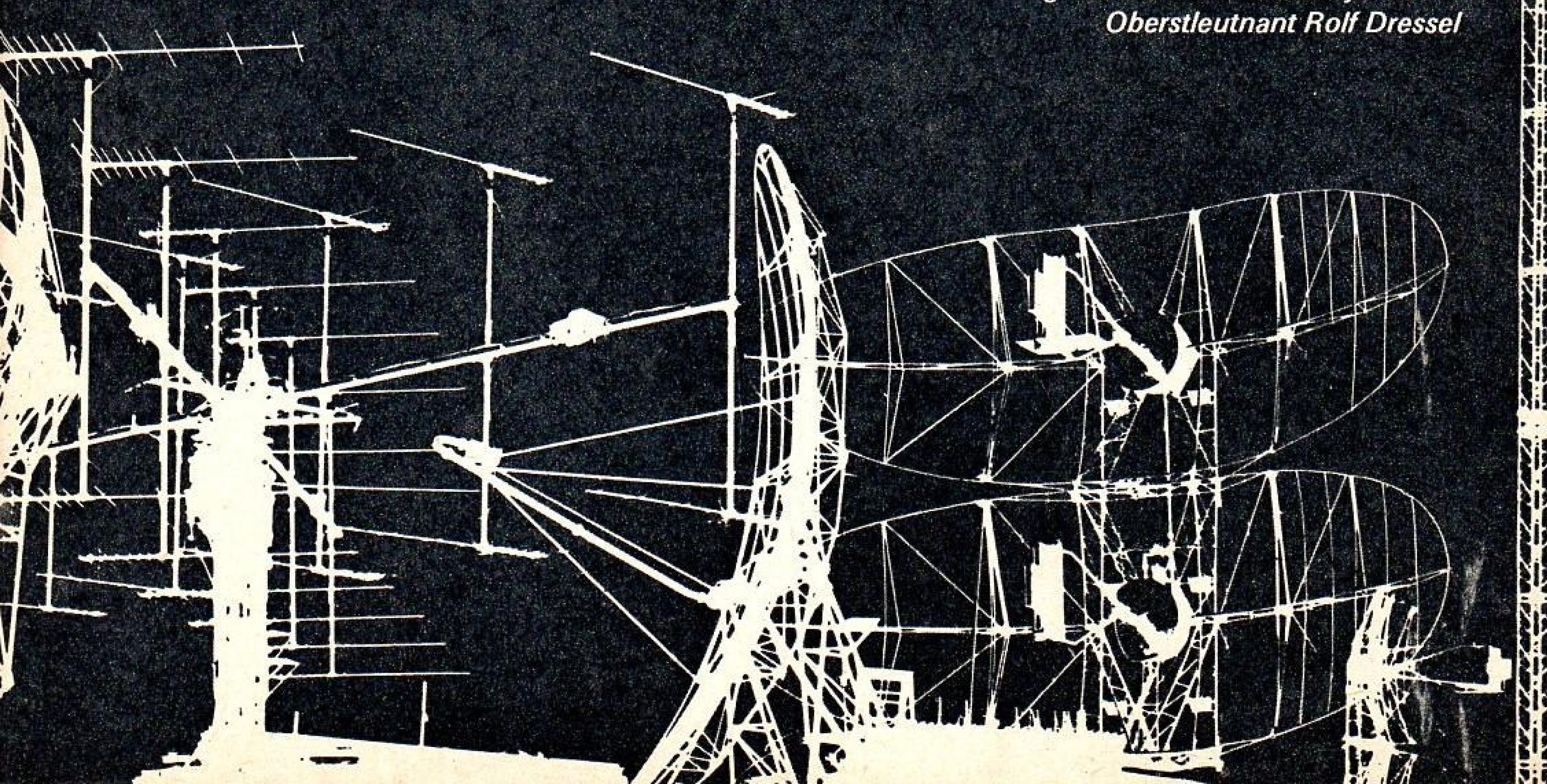
Als der Leutnant eintraf, war die Station bereits marschbereit. Die Genossen hatten die Normzeit sogar um über ein Drittel unterboten.

„Jetzt aber los, damit wir rechtzeitig dort sind."

Der Marsch ging über mehr als 50 km. Erst auf Landstraßen, dann auf glitschigen Feldwegen. Kaum am neuen Standort eingetroffen, begannen die Genossen die Station aufzubauen. Leutnant Engel brauchte nicht viel zu befehlen. Kemper und Schorr stellten die Antenne auf. Müller horizontierte die Station. Der Gruppenführer half ihm dabei und stellte anschließend alle Nachrichtenverbindungen her. Der Leutnant ließ den Unteroffizier dann auch die Station einschalten und abstimmen. Trotz des einsetzenden Regens und der naßkalten Witterung an diesem Morgen schwitzten die Genossen. Leutnant Engel meldete pünktlich zur befohlenen Zeit dem Gefechtsstand die Station arbeitsbereit. Er erwartete, daß sie jetzt Luftziele zugewiesen bekämen, die sie führen sollten. Doch statt dessen sprach ihm der Kommandeur des Truppenteils auf dem Funkwege seinen Dank aus für die gute Arbeit der Besatzung unter den erschwerten Bedingungen.

Mit gewachsenem Selbstvertrauen fuhr Unteroffizier Bruder nach Abschluß der Übung wieder zurück auf den Berg. ‚Mensch, du kannst doch was! Es geht vorwärts, auch in der Besatzung.' Während der Fahrt fragte er unvermittelt den Stationsleiter, ob er in vierzehn Tagen in Urlaub fahren könne. Der Offizier zuckte mit den Schultern. Darauf könne er jetzt keine verbindliche Antwort geben. Ob er denn etwas besonderes vorhabe? „Ich möchte mir die Bürgschaftserklärungen holen. Sie wissen ja . . ."

Oberstleutnant Rolf Dressel





Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in Jena 1806 reiste eine dort ansässige alte Dame mit einem General ab, der gleichfalls in Jena seine Pension verzehrte. Der General war äußerst nervös und spornte des öftern den Kutscher zu größerer Eile an.
„Was haben Sie denn eigentlich?" fragte die alte Dame den General. –
„Mein Gott, die Franzosen, wenn sie uns fangen . . . !"
„Da haben sie was rechts, wenn sie zwei alte Weiber kriegen", war die Antwort der Matrone.



Zur Zeit Ludwigs XIII. erhielt ein General, der weder unter Heinrich IV. noch unter dessen Sohn sich besonders ausgezeichnet hatte, den Heiligen-Geist-Orden durch die Gunst des Hofes. Ihm begegnete der Marschall Bassompierre. „Teufel", rief dieser aus, „das nenn' ich ein Wunder! Weder dem Vater noch dem Sohne gedient und dennoch den heiligen Geist!"



In einem Dorfe waren Dragoner einquartiert. Einer derselben trat in einem Bauernhause ziemlich herrisch auf. Der Bauer spielte den Gleichgültigen. Als sie sich zum Mittagstisch setzten, zog der Soldat seinen Säbel aus der Scheide und legte denselben neben sich auf den Tisch hin. Der Bauer stutzte und ging ohne ein Wort zu sagen aus der Stube hinaus. Nach einigen Minuten kehrte er mit einer großen Mistgabel zurück und legte dieselbe, sich an den Tisch setzend, gleichfalls neben sich nieder. „Was soll das bedeuten?" fuhr der Kriegsmann den Bauern an. „Oh, nichts," erwiderte der Bauer, „so ißt man bei uns im Dorfe, zu einem großen Messer gehört auch eine große Gabel." Da steckte der Dragoner seinen Säbel in die Scheide.



Ein Bauer kam in eine Gaststätte. Einige Fähnriche wollten ihn zum besten haben und sagten, er solle sich setzen, obgleich weder Stuhl noch Bank vorhanden waren. Der Bauer sagte: „Wo soll ich mich denn hinsetzen? Hier ist es gerade wie in meiner Scheune; da sind auch keine Bänke und Stühle, aber Flegel genug."



„Herr Hauptmann, melde gehorsamst, daß gestern der Rekrut Budde im Spital gestorben ist." – „Verdammte Schlamperei! Der Kerl war ja noch nicht einmal aus der Grundausbildung!"

Als Napoleon nach dem Frieden von Tilsit 1807 in Gotha speiste, waren Stadt und Schloß köstlich erleuchtet. Ein ge-

wisser Metzger Auerbach, der sehr große Geschäfte als Schlächter machte, hatte ein Transparent geschrieben: Napoleon ist in seinem Fach Das, was der Metzger Auerbach.



Ein englischer Marinearzt pflegte fast gegen jedes Übel nichts als Seewasser zu verordnen. Durch einen unglücklichen Zufall stürzte er eines Tages über Bord. „Holla, Jack", rief ein Schiffsknecht dem andern zu: „Der Doktor ist in seinen Arzneikasten gefallen."



Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Korporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, du bist gar kein Mann". – „Ich werde dir's beweisen", antwortete der Korporal, indem er den Säbel zog. – „Unmöglich!" erwiderte der Betrunkene, „hör' nur einmal den Hauptmann an; wenn er die Wache stellt, sagt er immer: für diesen Posten 6 Mann und 1 Korporal? – Du siehst also wohl, daß ein Korporal kein Mann ist."



Ein Bäckerjunge brachte Brot in ein Feldlager. Der General begegnete ihm und sagte: „Nun Junge, wie steht's, stiehlst du deinem Meister brav Semmeln und Kuchen?" – Mit offenem Munde sah ihn der Junge an und sagte: „Der Herr ist gewiß auch einmal Bäckerjunge gewesen."



Als Ludwig XIII. einem seiner Feldherrn auf der Karte zeigte, wo er über den Rhein gehen sollte, erwiderte dieser: „Aber Majestät, Ihr Finger ist keine Brücke!"



Als einer Dame gesagt wurde, daß das Unschlitt durch den Krieg entsetzlich verteuert worden sei, fragte sie: „Haben sich denn die Soldaten sogar bei Lichte geschlagen?"

Joachim Ringelnatz

Aus der Vogelkunde

Ich spreche von Flugmaschinen.
Sie summen lauter als Bienen
und sind eine Kreuzung von Taube,
Ente, Maikäfer und Schiffsschraube.

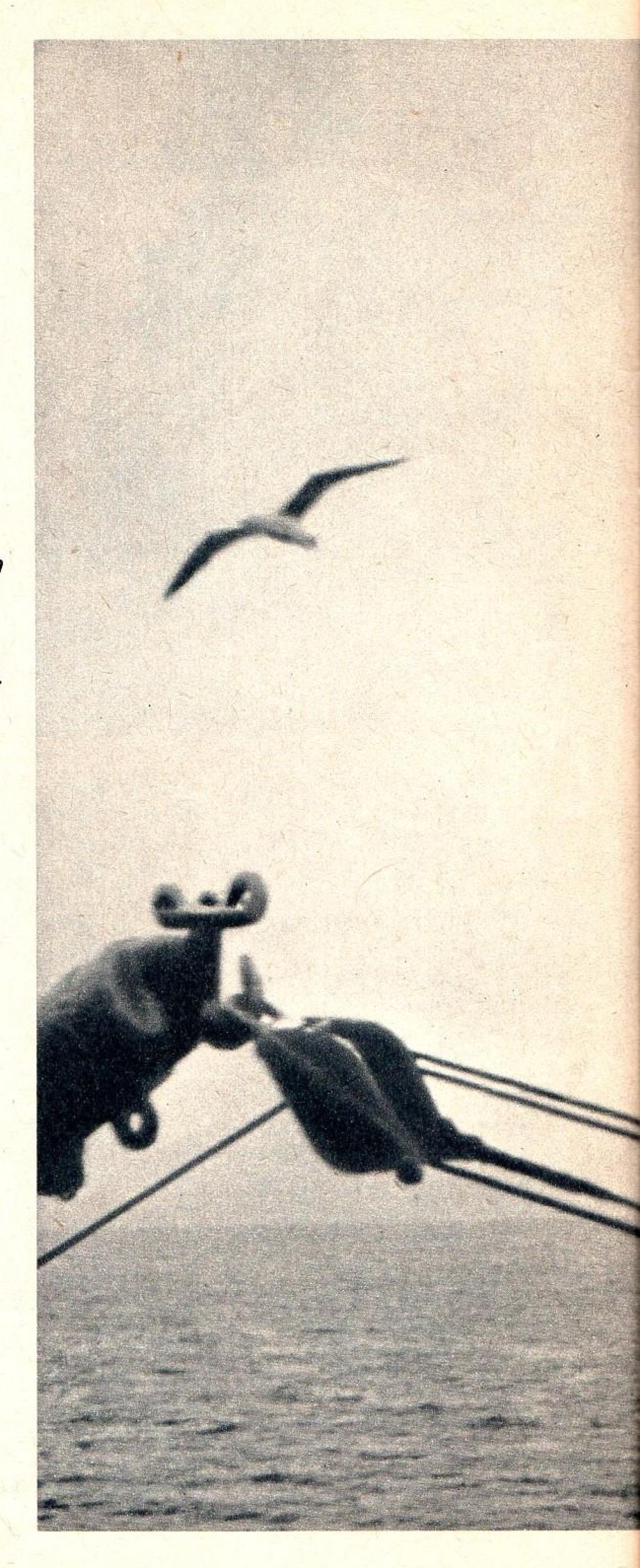
Sie nisten einzeln, paar- und gruppen-
weise in Hallen und Schuppen.

Ich habe persönlich festgestellt:
Sie bringen lebendige Junge zur Welt,
die wie Menschen aussehn,
wenn sie aus ihnen herausgehn.

Ihre Nahrung sind Menschen, Koffer,
Benzin
und Zeitungen aus Berlin.

Volkstümlich nennt man sie schlechthin
Maschinen.
Ich könnte Ihnen mit Näherem dienen.
Aber ich verlange dafür
eine Flugzeugengebühr.

(gekürzt)





AR-Parteitageblatt

EINMALIGE AUSGABE

CHRONIK

9. bis 12. Juli 1952. Die **2. Parteikonferenz** der SED tagt in Berlin. Die Konferenz verkündet den Aufbau des Sozialismus. Walter Ulbricht begründet Charakter und Funktion der sozialistischen Staatsmacht als Hauptinstrument der herrschenden Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten für die Schaffung der Grundlagen des Sozialismus. Er begründet die Notwendigkeit, in der DDR nationale Streitkräfte zu schaffen, um den Kriegsabenteuern des wiedererstandenen deutschen Imperialismus zu wehren.

30. März bis 6. April 1954. In Berlin konstituiert sich der **IV. Parteitag** der SED. Der Parteitag nimmt ein neues Statut der SED an, in dem u. a. gefordert wird, „die Werktätigen zur allseitigen aktiven Verteidigung der Heimat, des Staates der Arbeiter und Bauern, gegen alle aggressiven Aktionen ihrer Feinde" zu erziehen und zu organisieren. Für die Arbeit der Parteiorganisationen in der Kasernierten Volkspolizei bestätigt das ZK besondere Instruktionen. Der Parteitag schlägt der westdeutschen Regierung Verhandlungen vor, in denen über die Verringerung der bewaffneten Kräfte in beiden deutschen Staaten beraten werden soll sowie über den beiderseitigen Verzicht auf den Aufbau regulärer Streitkräfte.



HURRA! HURRA! HURRA!

AK voraus – dem Parteitag entgegen
1. Wettbewerbsetappe erreicht

Berlin (AR). Zum 25. Jahrestag der Gründung der SED warteten die Armeeangehörigen im sozialistischen Wettbewerb „Salut 25 – jederzeit gefechtsbereit!" mit großen Erfolgen in der politischen und militärischen Ausbildung auf. Die Auswertung der 1. Etappe des Wettbewerbs beweist: Die Vorbereitung des VIII. Parteitages ist zur Sache aller geworden. Bis zum Parteitag heißt es nun: AK voraus – alle Kraft voraus!



Alte Bekannte während einer Verhandlungspause des VI. Parteitages – der Offiziersschüler Werner Börner und der Meisterhauer Ernst Janzen. Genosse Börner hatte selbst im Kaliwerk Volkenroda als Bergmann gearbeitet.

Waffe zu schützen und jeden imperialistischen Anschlag im Keime zu ersticken" (Armeegeneral Hoffmann). Für die kommenden Jahre stellt der Parteitag die Aufgabe, ein modernes System der Landesverteidigung herauszubilden. Der Parteitag unterbreitet einen 7-Punkte-Vorschlag für ein Abkommen der Vernunft und des guten Willens zwischen beiden deutschen Staaten, dessen Verwirklichung zur Entspannung in Europa beitrüge.



Genossen der Volkspolizei im Demonstrationszug anläßlich der 2. Parteikonferenz.

24. bis 30. März 1956. **Die 3. Parteikonferenz** der SED berät in Berlin. Da sich das internationale Kräfteverhältnis zugunsten des Sozialismus entwickelt und sich die SED gefestigt hat, hält es die Konferenz für möglich, die Gefahr eines Krieges auch auf deutschem Boden zu bannen. Den Schutz der Errungenschaften der Arbeiter und Bauern zu sichern, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsmacht der DDR. Die Parteikonferenz beschließt deshalb, die NVA zu einer schlagkräftigen sozialistischen Armee zu entwickeln.

10. bis 16. Juli 1958. In Berlin tritt der **V. Parteitag** der SED zusammen. Er beschließt u. a. die weiteren Aufgaben, um den Frieden zu sichern, den Sieg des Sozialismus und die nationale Wiedergeburt Deutschlands als friedliebender, demokratischer Staat herbeizuführen. Aufgabe der NVA ist es, den Frieden und den entfalteten sozialistischen Aufbau in der DDR zuverlässig zu schützen und die Waffen und technischen Kampfmittel meisterhaft zu beherrschen. Die DDR gegen alle konterrevolutionären Aktionen zu verteidigen, sei die Hauptaufgabe der Kampfgruppen im Zusammenwirken mit den Organen der inneren Sicherheit. Die Aneignung umfassender politischer und militärischer Kenntnisse der Angehörigen der bewaffneten Organe sei ebenso notwendig wie die Festigung ihrer Standhaftigkeit und Disziplin.

15. bis 21. Januar 1963. In Berlin beschließt der **VI. Parteitag** der SED das neue Parteiprogramm, das die Aufgaben für den umfassenden Aufbau des Sozialismus beinhaltet. Der Grundgedanke des vom Parteitag entwickelten Militärprogramms ist, daß die DDR angesichts der imperialistischen atomaren Aufrüstung, angesichts der Existenz des Kriegsherdes Westdeutschland und angesichts der imperialistischen Provokationen an der Staatsgrenze der DDR ständig bereit sein muß, ,,unsere sozialistische Heimat mit der

17. bis 22. April 1967. **Der VII. Parteitag** der SED findet in Berlin statt. Sein wesentlichster Beschluß ist die Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus in der DDR. Er fordert eine „dem neuesten Stand der Wissenschaft und Technik entsprechende und mit den fortgeschrittensten Methoden geleitete Landesverteidigung". Damit weist der Parteitag auf den Ausbau der modernen Landesverteidigung als Teilsystem des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus und als integrierten Teil der sozialistischen Militärkoalition hin.

Eine historische Stätte

Der Prenzlauer Berg, der volkreichste (205000 Einwohner) Berliner Stadtbezirk, ist auch ein Tagungsort für Parteitage. Hier fanden in der Werner-Seelenbinder-Halle alle Parteitage der SED seit 1950 statt. In nur rund vier Monaten war vor 20 Jahren aus einer im Krieg zerstörten Großmarkthalle eine Kongreß- und Sporthalle gebaut worden. Am 30. Mai 1950 übergab Walter Ulbricht sie zur Nutzung.
Der Eröffnungswettkampf war der erste Turnländerwettkampf zwischen der DDR und Volkspolen. Ihre Bewährungsprobe bestand die Halle im Juli 1950 mit dem III. Parteitag der SED. 1967 erhielt das Gebäude eine eloxalverkleidete Außenhaut, eine neue Klimaanlage, bessere Beleuchtung, Fußböden und Sitzmöbel. Damit war die Halle für neue Höhepunkte des gesellschaftlichen Lebens gerüstet.



BB kennen sie – nicht aber b.b.

Über BILDung und Bildung
Rückblick · Einblick · Ausblick 63

Springers „Bildzeitung" überprüfte in einer Kompanie der Bundeswehr in Hemer/Westfalen 162 Rekruten auf BILDung. BILD kam, BILD sah, BILD war zufrieden. BILD schrieb: Die Soldaten kennen die B. B., die Sex-Bombe Brigitt Bardot. „17 Prozent erklärten Goethe für einen berühmten Komponisten. Wer aber Soraya und was ein Playboy ist, konnten fast alle beantworten." Mit b.-b., Bert Brecht, hingegen wußten die Rekruten nichts anzufangen. Wer alles von der kleinen B. B. weiß, der braucht, ja der soll eben nichts über den großen b. b. wissen.

Ach, es sind des Haifischs Flossen
Rot, wenn dieser Blut vergießt!
Mackie Nixon trägt 'nen Handschuh,
Drauf man keine Untat liest.
Denn ein Haifisch ist kein Haifisch,
wenn man's nicht beweisen kann.
Mit BILD-Bildung wird man's nie können!

Was dem einen seine BILD, ist dem anderen seine Bildung. Als man Soldaten der Nationalen Volksarmee im Truppenteil Böhme befragte, ergab sich ein anderes



Bild. Mindestens drei Modetänze der vergangenen Jahre nannten sie. 97,3 Prozent von ihnen kannten auch Louis Armstrong. 74,8 Prozent der NVA-Soldaten konnten beantworten, was ein Playboy ist: „Ein Nichtstuer zur Unterhaltung lebenshungriger reicher Damen" oder ein „Weiberheld, der nicht arbeitet". 99,1 Prozent wußten, wer Goethe war. Und 96,4 Prozent der Befragten zählten auf Anhieb Stücke von Bert Brecht auf, wobei „Mutter Courage und ihre Kinder", „Dreigroschenoper" und „Die Gewehre der Frau Carrar" die meistgenannten waren. Wie heißt es doch im vom VI. Parteitag beschlossenen Programm? „Die sozialistische Nationalkultur führt gesetzmäßig alles Große, Humanistische, Fortschrittliche, das die

Nicht nur am Rande

Hamburg. August 1952. Als sich letzte Woche der Vorsitzende der SPD, Dr. Kurt Schumacher, in einem Luxusbadeort als Gast ansagte, rief der Kurdirektor aus: „O weh, da können sich ja die hier zur Kur weilenden Herren Gutsbesitzer und Rüstungsgewinnler auf allerhand Opposition gefaßt machen." Seine Sekretärin aber beruhigte ihn mit den Worten: „Das glaube ich nicht. Der Schumacher wird sich doch im Urlaub keinen Zwang anlegen."

GENOSSE GENERAL

Am roten Wedding von Berlin
im Jahre Drei und Dreißig,
da sprach ein junger Kommunist:
und wenn sie auch von Eisen ist,
die Kette, die zerreiß ich!
So wahr im Wind die rote Fahne fliegt –
ich weiß, daß unsre gute Sache siegt.
Im Feuer härtet sich der Stahl.
Und das war unser General,
unser Genosse General.

Gruß Barcelona, Gruß Madrid,
Gruß Spaniens kühnen Taten!
Wir hielten stand im Ebrotal,
Brigade International!
Die Freiheit hat Soldaten.
So wahr im Wind die rote Fahne fliegt –
ich weiß, daß unsre gute Sache siegt.
Im Feuer härtet sich der Stahl.
Und das war unser General,
unser Genosse General.

Nach Moskau in das Hauptquartier
auf unsichtbaren Bahnen
ein Funkspruch kam durch Nacht und
Es grüßen die Sowjetarmee (Schnee:
die deutschen Partisanen!
So wahr im Wind die rote Fahne fliegt –
ich weiß, daß unsre gute Sache siegt.
Im Feuer härtet sich der Stahl.
Und das war unser General,
unser Genosse General.

Frankfurt/M. Juli 1952. Als gestern einer der letzten 1946 Verurteilten aus dem Gefängnis Werl entlassen wurde, fragte ihn ein Reporter: „Herr General, was werden Sie tun?" – „Man hat mir die Führung der neuen deutschen Panzerarmee angetragen", antwortete der General. „Sie wissen: Die Panzerwaffe ist mein Spezialgebiet. Im übrigen gehe ich mit General Ridgeway konform, daß die Anwendung der bakteriologischen Kampfmittel wie in Korea unserer zukünftigen Panzerwaffe viele neue Möglichkeiten bietet." Der General lächelte und fügte dann hinzu: „Politisch werde ich mich natürlich nicht betätigen."

Kultur unseres Volkes in der Vergangenheit hervorgebracht hat, weiter und vereint es mit den kulturellen Traditionen des mehr als hundertjährigen revolutionären Kampfes der deutschen Arbeiterklasse... Die im Kunstwerk gestalteten Erkenntnisse und Gefühle dienen der moralischen Veränderung der Menschen im Geiste des Sozialismus. Sie regen sie zu großen Taten für den Sozialismus an, erwecken in ihnen die Liebe zur Arbeit, bereichern das geistige Leben des Volkes, bilden die rationalen und emotionalen Fähigkeiten des Menschen der sozialistischen Gemeinschaft und erziehen ihn zu echter Lebensfreude." Die Soldaten der NVA können beweisen, daß der Haifisch ein Haifisch ist; dank ihrer umfassenden Bildung.

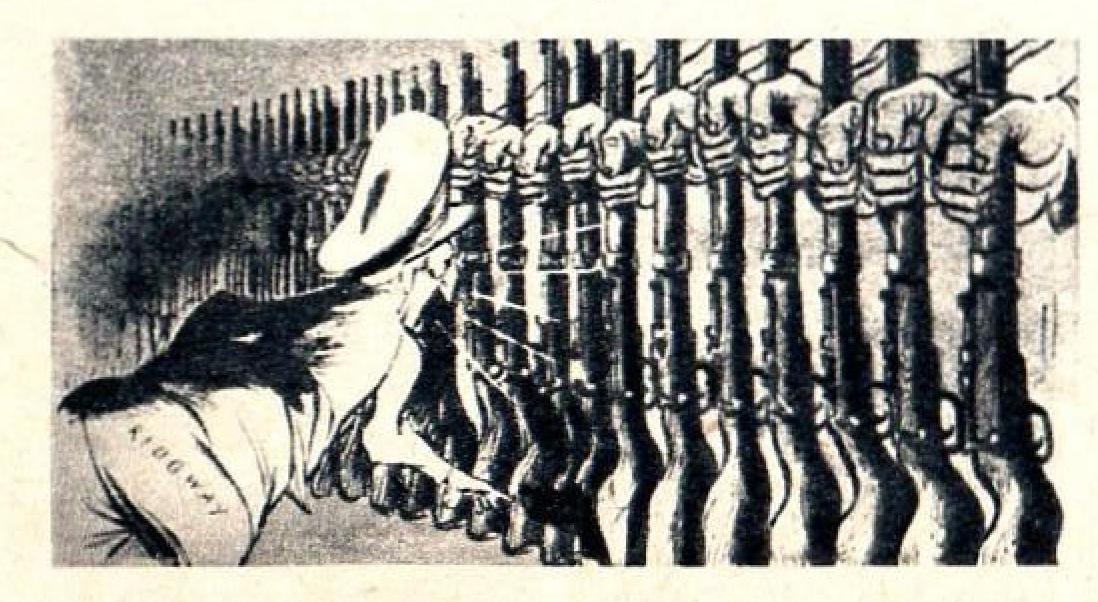
Im roten Rathaus von Berlin,
nach zwanzig schweren Jahren,
da sprach ein Arbeitersoldat:
Genossen, unsern jungen Staat,
den werden wir bewahren.
So wahr im Wind die rote Fahne fliegt –
ich weiß, daß unsre gute Sache siegt.
Im Feuer härtet sich der Stahl.
Und das ist unser General,
unser junger General.

Paul Wiens

Das Wort des Karikaturisten

„Eine Waffe in der Hand des Pestgenerals Ridgeway ist etwas anderes als eine Waffe in den Händen eines antifaschistischen Arbeiters oder werktätigen Bauern."

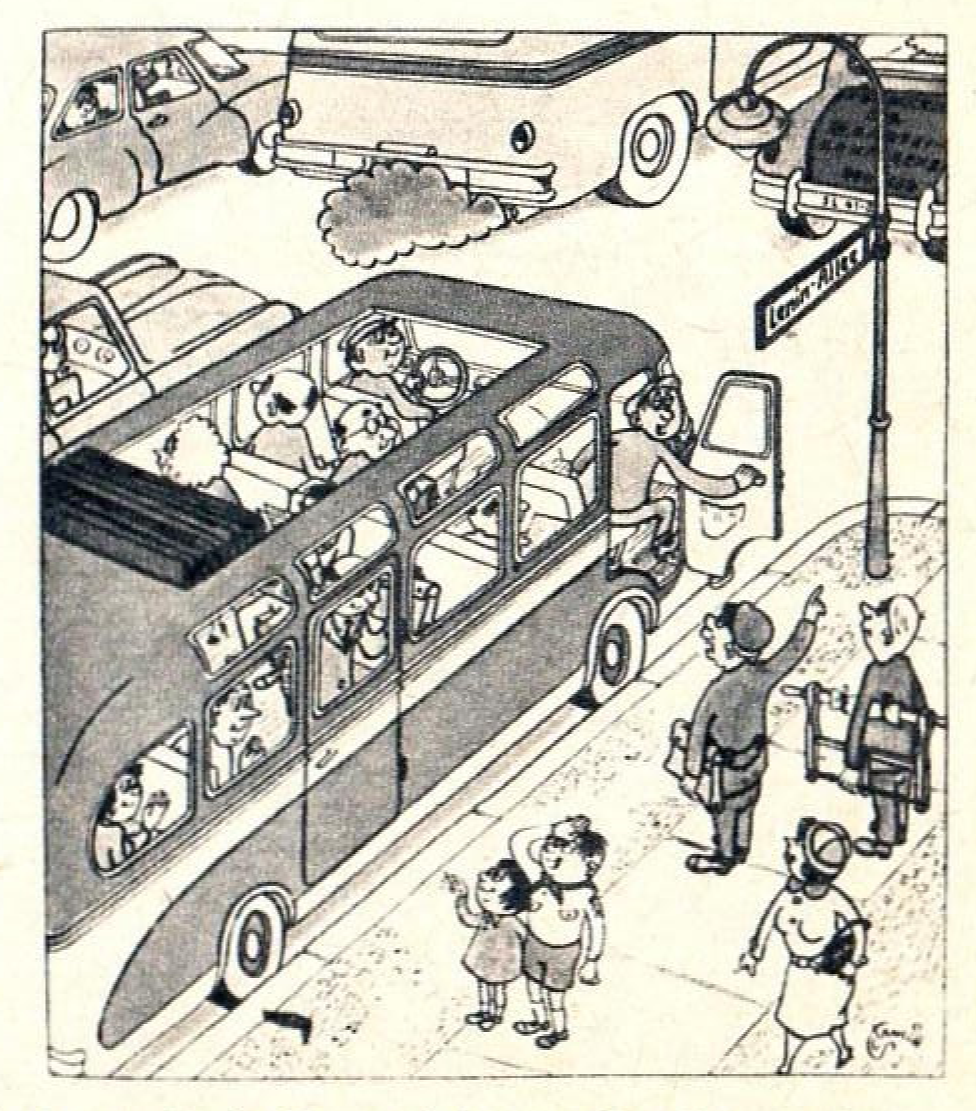
Walter Ulbricht auf der 2. Parteikonferenz



Hier kommt keiner durch!



„Vor Wut könnte ich platzen, daß es auch bei uns keine ahnungslosen Rotkäppchen mehr gibt!" (1952)



Astronomische Perspektiven: „Saachense, Golläche, bin'ch hier richtch zur Werner-Seelenbinder-Halle?" – „Klar, Jenosse! Immer jrade aus jefahren, dann kommste zu det Fünfjahrplanetarium!" (1956)

Goldene Worte

Notiert nach dem VI. Parteitag der SED während einer Bestenkonferenz im Februar 1963

Wir haben einen Besten in unserem Zug. Das befriedigt uns nicht. Bis zum 1. Mai werden es fünf sein und später noch mehr. Unsere Losung ist: Aus einem mach fünf, das ist eine geballte Faust.

Soldat Krüger

Nicht nur der General hat kluge Gedanken, auch der Soldat hat sie. Beide lernen voneinander und erringen dadurch neue Erfolge.
In manchen Zügen und Kompanien werden die Fragen der Disziplin wie in einem Mädchenpensionat gehandhabt. Das ist falsch und schädlich. Vorbildliche Disziplin und straffe Ordnung sind keine Schikane, sondern Prinzipien des sozialistischen Soldatenlebens.
Treffen wir unsere sowjetischen Waffenbrüder, dann sollen wir nicht nur „Drushba" sagen, sondern fragen, forschen und lernen.

Generalmajor Ernst

Im Wettbewerb machen es sich manche Vorgesetzte leicht. Ihr Hauptinstrument ist der Bleistift. Damit kann man so schön korrigieren. Ich

Zu Ehren des VII. Parteitages

...hat sich die Reservistenbrigade vom Otto-Brosowski-Schacht Eisleben, die künftig den Namen „Hauptmann Rudi Arnstadt" tragen will, in einem Kampfprogramm vorgenommen, den Ehrentitel „Brigade der sozialistischen Arbeit" zu erringen.

...spendeten 163 Angehörige der Einheit Linde unentgeltlich Blut für ihre vietnamesischen Klassenbrüder.

...erhielten 2112 Matrosen, Maate und Meister das Bestenabzeichen; erwarben 913 eine Klassifizierung; 266 Kollektive errangen den Bestentitel; wurden 233 Neuerervorschläge mit einem Nutzen von 610 320 Mark verwirklicht; wurden 36 755 Aufbaustunden geleistet.

Meine Freiheit

Diskussionsbeitrag
zum bevorstehenden Parteitag

Es fragen mich heute
zynische Leute:
„Wo ist Ihre Freiheit?
Was dürfen Sie heute?"
Antwort:
Ich darf es wagen und
ohne zu fragen
alles forttragen,
was uns noch hemmt!
Ich habe die Freiheit
alles zu denken und
alles zu sagen und
ohne zu ruhn
alles zu tun
was uns hilft!

Franz-Ferdinand Gust



Verbrieftes

Von Werner Klar, Zugführer eines selbständigen Zuges, Delegierter des VII. Parteitages.

Montag, den 17. April
...Notizen darüber, was mich heute besonders beeindruckt hat: Erstens, welche Achtung und Anerkennung unsere Partei und unser sozialistischer Staat bei allen Bruderparteien genießen. Zweitens, die Vorschläge, die unser Genosse Walter Ulbricht zur weiteren Erhöhung des Lebensstandards machte. Drittens, daß Genosse Heinz Hoffmann, unser Minister, in der Pause zu uns kam und sich mit uns von Genosse zu Genosse unterhielt. Ich finde, auch darin zeigt sich, daß unsere Partei ein Kampfbund Gleichgesinnter ist...

Mittwoch, den 19. April
...Als ich Soldat wurde, war seit dem VI. Parteitag gerade ein Vierteljahr verflossen. Ich bin also ein guter

. . . stellten 1 087 Grenzsoldaten den Antrag, Kandidat der SED zu werden; traten 1 500 Grenzer in die FDJ ein, erwarben 2 166 die Schützenschnur; erhielten 1 202 Spezialisten Klassifizierungsabzeichen; wurden 7 564 Grenzsoldaten mit dem Bestenabzeichen ausgezeichnet und über 750 Kollektive mit dem Bestentitel geehrt.

. . . verpflichteten sich die Reservisten im VEB Nadelwerk Ichtershausen, sieben junge Kollegen für den Dienst als Soldat auf Zeit zu gewinnen.

. . . erfüllte die Besatzung von K-21 die 1. Schulübung mit „sehr gut".

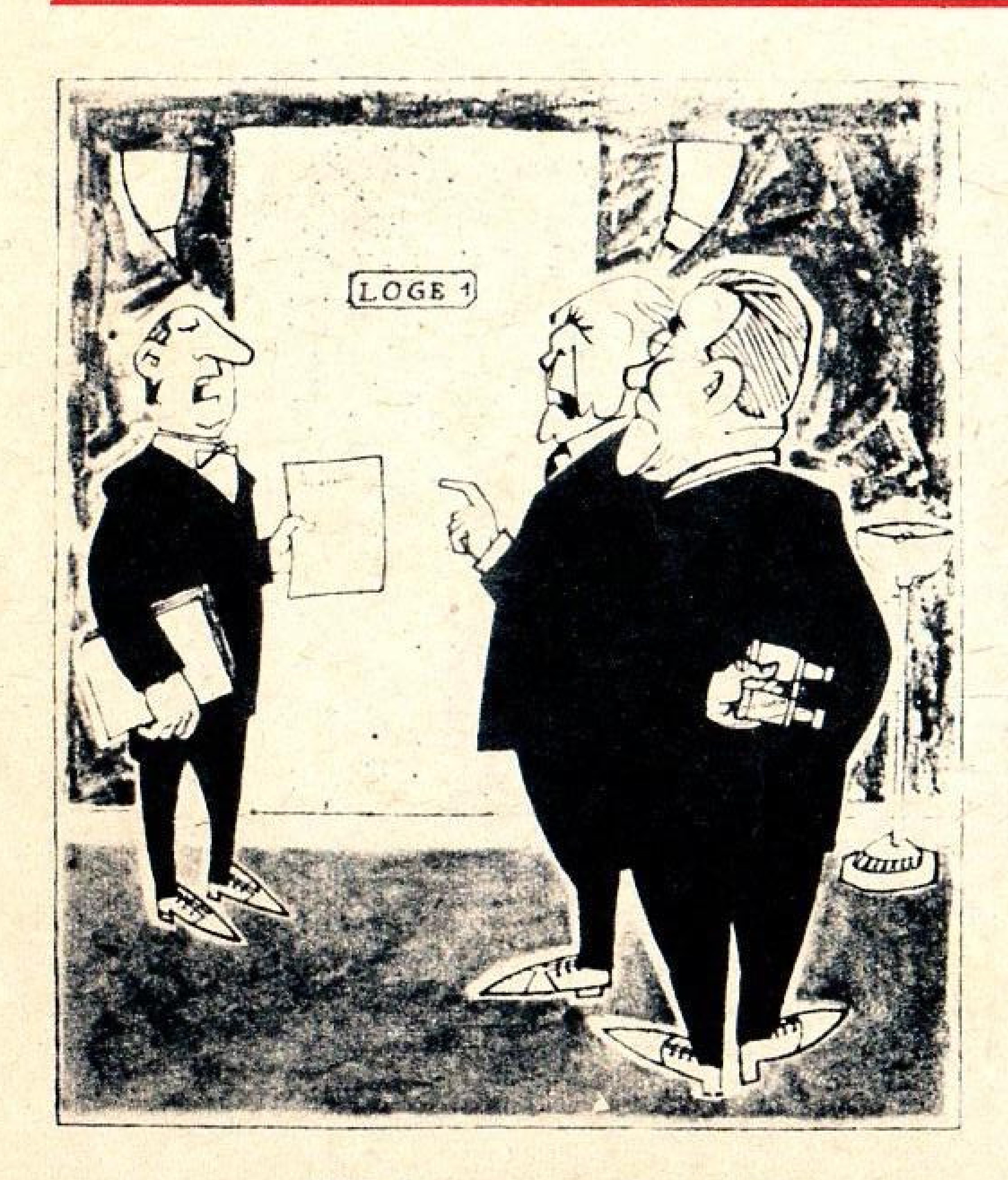
halte mehr davon, reelle Ausscheidungen durchzuführen. *Oberfeldwebel Wildgrube*

Ein guter sozialistischer Soldat ist an seinen Auszeichnungen erkennbar.
Das Abzeichen „Für gutes Wissen" zeugt von Klarheit im Kopf. Die Klassifikationsspange zeugt vom Willen, die modernen Waffen und die Kampftechnik zu meistern. Das Sportabzeichen ist der Beweis für physische Stärke. Das Leistungsabzeichen krönt den Soldaten, dessen Steckenpferd gute und ausgezeichnete Noten auf allen Gebieten sind. *Oberstleutnant Leopold*

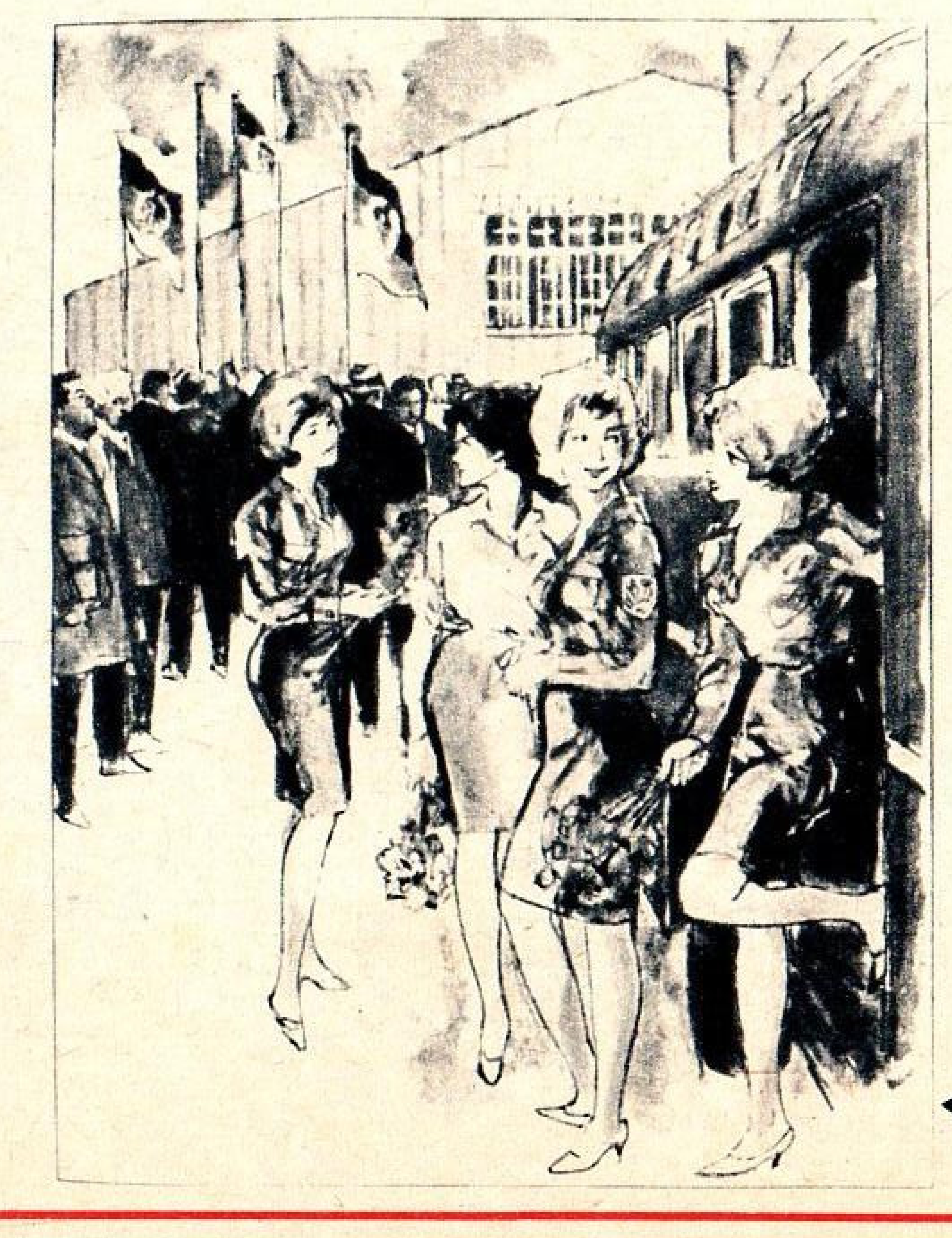
Zeuge dafür, was sich zwischen den Parteitagen auch in unserer Armee verändert, entwickelt hat. Natürlich kann man „in der Linie" nicht Einblick in all die Erfolge haben, die Genosse Hoffmann in seinem Diskussionsbeitrag nannte. Aber ich sehe ja in meinem Truppenteil: moderne Waffen, neue Ausrüstungsgegenstände.

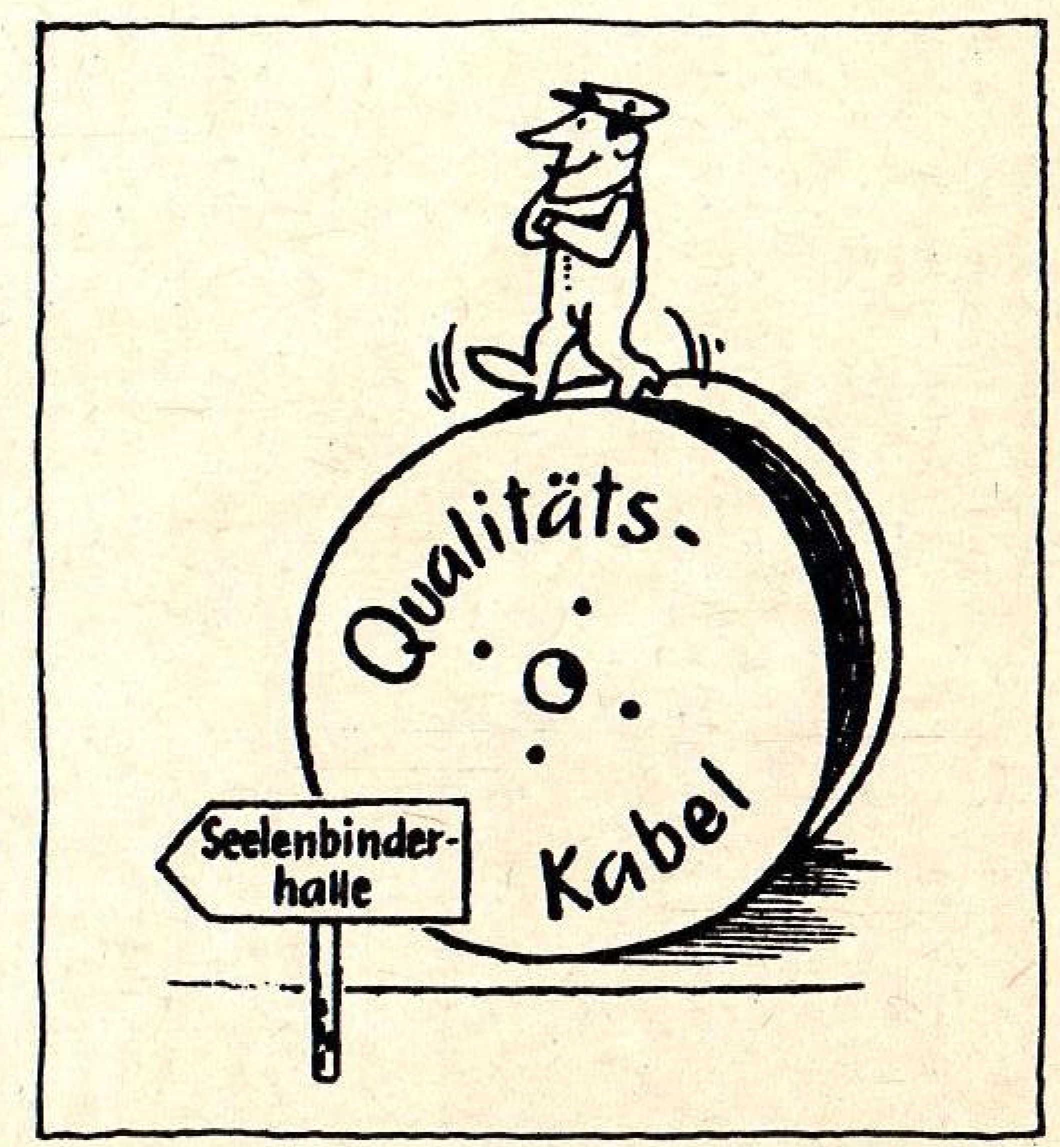
Sonnabend, den 22. April
Heute ist der 97. Geburtstag des großen Lenin. Ich kenne ein Gedicht von Brecht über Teppichweber, die Lenin auf nützliche Art ehrten. Was sie im kleinen taten, das tat unser Parteitag im großen, glaube ich.

. . . Abreise. Ins Gepäck: vor allem der Parteitagselan!



„Programm gefällig?" – „Lassense den Mann verhaften, Globke. Dat issn Kommunist!" (1963)





◀ „Wenn du den Gerhard Kast nicht erkennst, bekommt die Blumen einfach ein anderer. Kasts gibt es schon eine ganze Menge." (1967)



Raketenstart

Durch ständiges Training erhöhen auch die Raketentruppen der sozialistischen Armeen ihre Gefechtsbereitschaft. Ob es sich um taktische oder operativ-taktische Raketen (siehe Bild) oder um Interkontinentale handelt, immer geht es um die volle Beherrschung des Systems und um eine hohe Treffgenauigkeit. Die Abweichung vom Ziel ist bei den sowjetischen interkontinentalen Raketen seit Jahren minimal. Durch weitere technische Verbesserungen der abschließenden Lenkphase sollen in nächster Zeit bei Distanzen von rund 10000 km nur noch Abweichungen von etwa 25 m auftreten.



Granatwerfer M 68

Die mot. Schützeneinheiten der Jugoslawischen Volksarmee (JNA) erhielten in letzter Zeit den neuen Granatwerfer Typ 68 in größerem Umfange zugeführt. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten dieses mittleren Werfers lauten: Kaliber 81 mm; Masse 41,5 kg; Rohr 16 kg; Bodenplatte 11 kg; Zweibein 13 kg (Restgewicht entfällt auf den Richtaufsatz); Reichweite 5000 Meter; Feuergeschwindigkeit 25 Schuß/min. Die Länge des Rohres beträgt 1640 mm.

AVIA/A 30 aus Ungarn

Die Automobilindustrie der Ungarischen Volksrepublik erprobt gegenwärtig einen neuen mittleren LKW – einen Zweiachser in Lizenz von Saviem-Renault. Der AVIA/A 30 wird in zwei Varianten gebaut, als A-30 K mit kurzer Pritsche und A-30 L mit langem Pritschenaufbau (auch mit Koffer). Bei 3200 U/min leistet der 4-Zylinder-Dieselmotor 80 PS. Die Nutzlast des Fahrzeuges beträgt drei Mp.

Versuchsfeld Ionosphäre

Sowjetische Wissenschaftler führen mit Prototypen von Plasma-Ionentriebwerken in den fliegenden Laboratorien des Typs „Jantar" bereits seit mehreren Jahren in der Ionosphäre umfangreiche Versuche durch. Ziel dieser Arbeit ist es, ein Triebwerk zu schaffen, das mit Hilfe beliebiger Gase der Atmosphäre angetrieben wird. Bei Experimenten mit dem Plasma-Ionentriebwerk wurden bisher Geschwindigkeiten beim Austritt des Gasstrahls erzielt, die dem 30- bis 40fachen gegenüber herkömmlichen Triebwerken entsprechen.

Panzerabwehrsystem ATLAS

Über das englisch-belgische Panzerabwehrsystem ATLAS (Anti-Tank-Laser-Assisted-System) wurden jetzt nähere Einzelheiten bekannt. Es handelt sich um ein Panzerabwehrsystem, bei dem das Ziel durch einen Laserstrahl beleuchtet wird, so daß die Rakete auch über größere Entfernungen mit Hilfe ihres Zielsuchkopfes ins Ziel gebracht werden kann. Auf kürzere Entfernung wird die Lenkwaffe ohne Laser im direkten Schuß eingesetzt.

Hitzebeständiges Leder

Im Institut der Lederindustrie Lodż (VR Polen) wurde eine Technologie entwickelt, die dem Leder hitzebeständige Eigenschaften gibt. Leder, das normalerweise schon bei 70 °C vernichtet wird, kann nach einem besonderen Gerbverfahren drei Minuten lang eine Temperatur von 100 °C und eine Minute lang sogar Temperaturen von 300 °C aushalten.

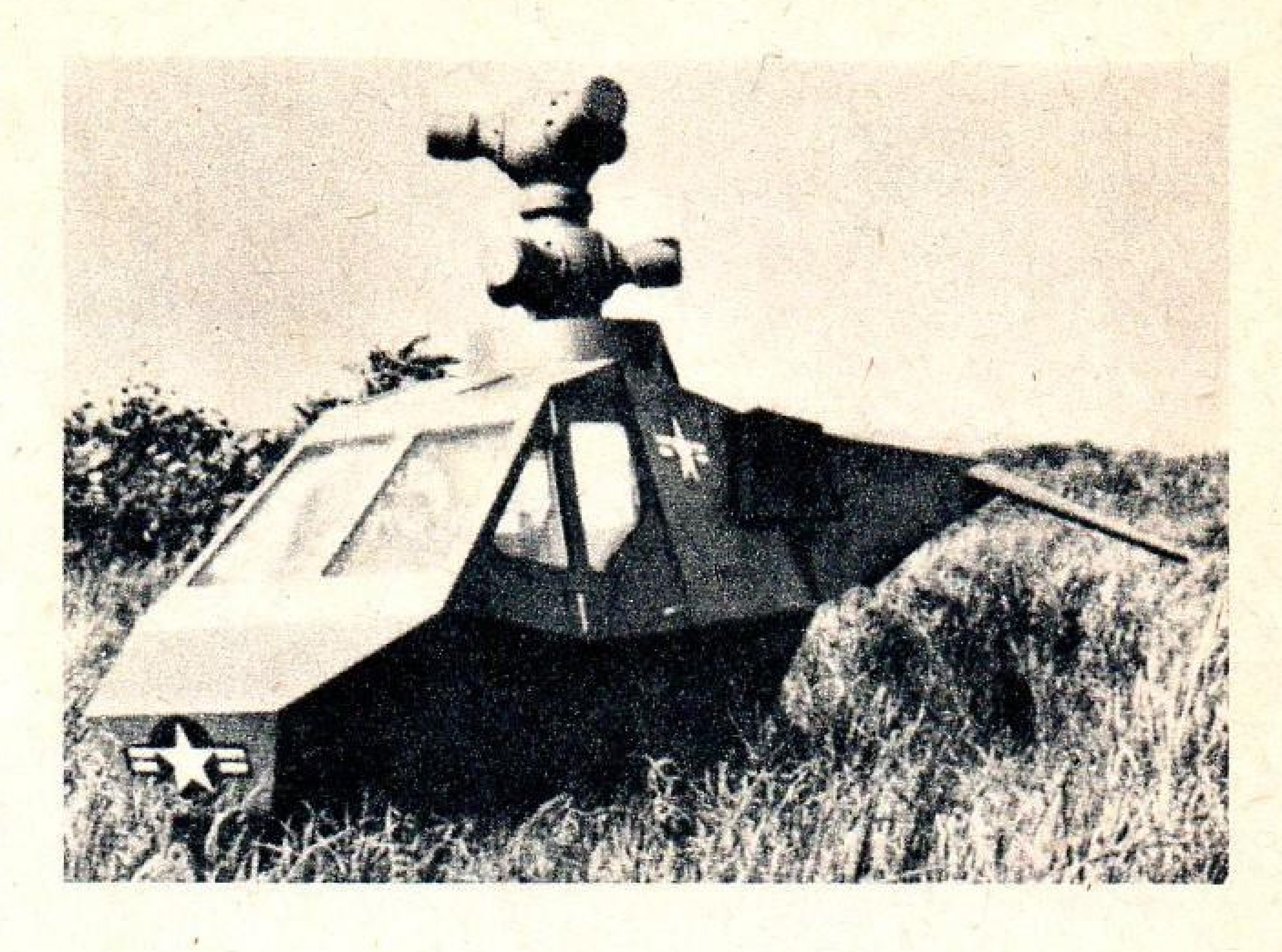
Plasmamesser für Stollenbau

Sowjetische Wissenschaftler haben ein Plasmatron entwickelt, das mit einem Feuerstrahl, der 6000 °C aufweist, festes Gestein mit großer Geschwindigkeit schneidet. Auf diese Weise ist es möglich einen Stollen 0,5 m je Stunde vorzutreiben. Das neue Verfahren erspart das Bohren und Sprengen, wodurch sich für den unterirdischen Vortrieb bessere Arbeitsbedingungen ergeben.

Norwegische Einmann-Schiffsrakete

Penguin heißt das in Norwegen für den Einsatz auf kleineren Kriegsschiffen entwickelte neue Lenkwaffensystem. Seine im Unterschallbereich fliegende Fest-

stoff-Rakete hat eine Reichweite von 20 km. Ihre Länge beträgt 3 m, der Sprengkopf hat ein Gewicht von 120 kg. Die Gesamtmasse einschließlich Startkasten liegt bei 500 kg. Als Bedienung ist ein Mann vorgesehen. Die Funktionskontrolle an Bord besorgt ein Elektronenrechner. Die Flugphase der Rakete wird über Funkmeß gelenkt. In der Suchphase übernimmt die Rakete die Schlußsteuerung zum Ziel selbst.



Hubschrauber mit Panzerung

Entsprechend der Konzeption für Luftüberfälle und Aggressionen wurde in den USA ein von der Sikorsky-Aircraft entworfener schwer gepanzerter Kampfhubschrauber im naturgetreuen Modell den Streitkräften vorgestellt. Er soll zur Beobachtung und bewaffneten Aufklärung eingesetzt werden. Der Rumpf besteht aus Panzerstahl, die Form ist prismatisch (siehe Abb.). Ein Koaxial-Rotor macht die Heckschraube überflüssig. Als Triebwerk ist eine Pratt-und-Whitney-Wellenturbine mit 1175 WPS Leistung vorgesehen. Das normale Fluggewicht soll 3100 kg, die Höchstgeschwindigkeit 278 km/h betragen. Über die Bewaffnung ist noch nichts näheres bekannt.



Das neue Tankgewehr

„. . . dessen Geschosse außerordentliche Durchschlags- und Explosivkraft haben", wie die bürgerliche Presse noch im Oktober 1918 ihrer Leserschar mitteilte, war in Wirklichkeit nichts weiter als eine Notlösung.

Seit 1916 rollten die englischen und französischen Tanks in immer größeren Stückzahlen in die Schlacht. Aber die kaiserliche deutsche Heeresleitung unterschätzte nicht nur die neue Waffe Tank, sondern maß selbst der Abwehr der Panzer kaum die gebührende Bedeutung bei. Der Landser war nach wie vor auf seine Erfahrung und sein Geschick im Kampf mit dem stählernen „MG-Träger" angewiesen. Die Handgranate, die selbstgefertigte Mine, der Flammenwerfer waren seine hauptsächlichsten Abwehrmittel.

Zwar war ein sogenanntes TuF-MG zur Bekämpfung von Tanks und Fliegern geplant, doch bis zum Frühjahr 1918 nicht an die Front gekommen. So blieb es bei der Notlösung.

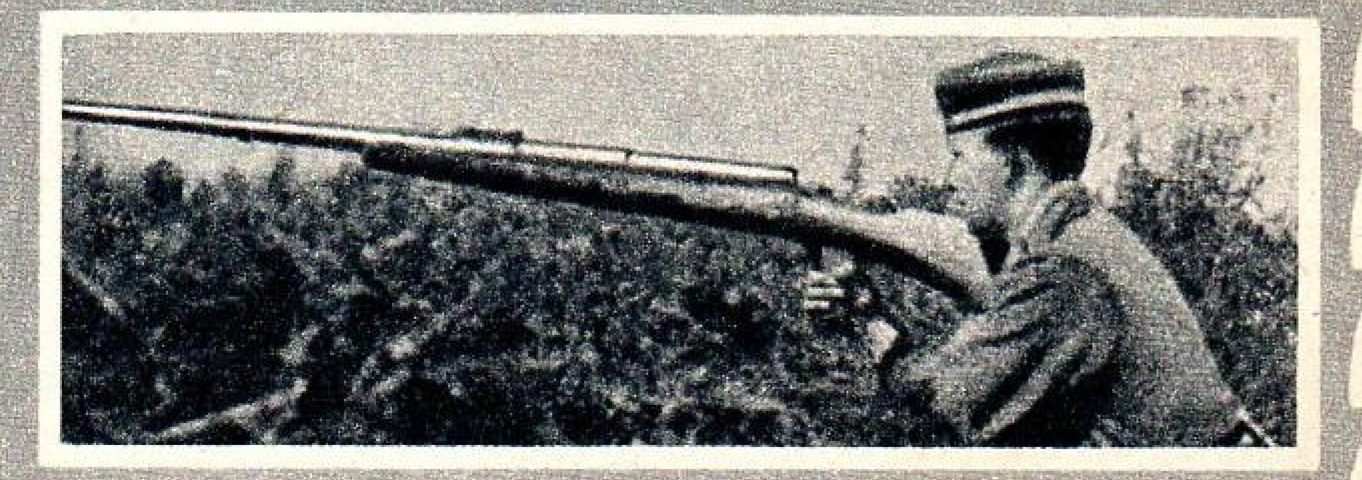
Vom Handladegewehr, wie man das neue Panzerbekämpfungsmittel auch nannte, wurden bis zum Herbst der kämpfenden Truppe etwa 7000 Stück geliefert. Die Waffe kann getrost als die erste Panzerbüchse bezeichnet werden, obgleich ihre Wirkung nicht so durchschlagend war wie in den einschlägigen Veröffentlichungen angegeben.

Das Tankgewehr 18, so hieß die Waffe offiziell, hatte ein Kaliber von 13,2 mm. Die Gabelstütze des leichten Maschinengewehrs 08/15 befand sich als Schießgestell am Vorderschaft. Zur besseren Handhabung war ein Griffstück am Abzug angebracht. Die Gesamtmasse betrug 16 kg.

Da das Gewehr ein Einzellader war, konnten nur 4 bis 6 Schuß pro Minute abgegeben werden.

Bei einer Lauflänge von 1700 mm und einer Anfangsgeschwindigkeit des 52 g schweren Geschosses von 770 m/s konnte auf 100 m Entfernung Stahlblech von 20 mm Stärke durchschlagen werden. Allerdings mußte der Auftreffwinkel günstig sein.

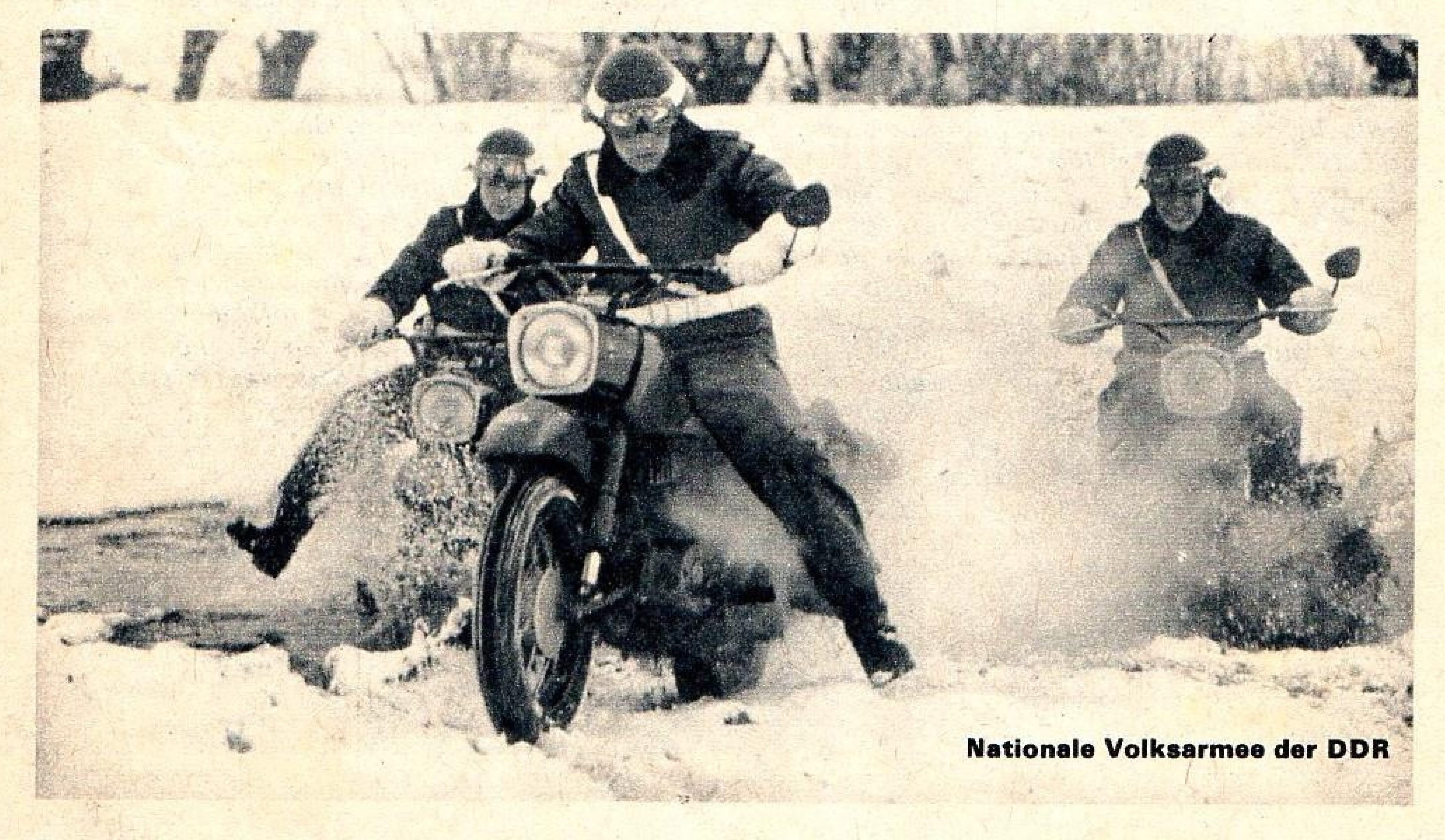
Ein besseres Infanteriegewehr, das an die alten Wallbüchsen erinnerte, das war die erste Anti-Tankwaffe. *Et.*





Weiß ist bekanntlich die Farbe der motorisierten Schützen – in der Nationalen Volksarmee. In den Bruderarmeen tragen die mot. Schützen andere Farben oder spezielle Abzeichen. Ähnlich verhält es sich auch bei anderen Waffengattungen. Eine jedoch gibt es, die in allen Armeen des Warschauer Vertrages durch das gleiche strahlende Weiß gekennzeichnet wird – sei es am Helm, auf dem Koppelzeug oder an den Ärmelstulpen –, die „Waffengattung" Kommandantendienst.
Freilich unterscheiden sich die ihr angehörenden Soldaten in den einzelnen Ländern durch Uniform und Bezeichnung. Doch ob sie nun „IC", „F", „WSW", „KD", „P", „K" oder das kyrillische R („P") auf Helm oder Armbinde tragen – als Abkürzungen für „Ordnungsdienst", „Kommandantendienst" oder „Regulierer" –, das Weiß verbindet sie schon äußerlich und läßt die weitgehend gleichartigen Besonderheiten ihres Dienstes ahnen.

Ordnung und Sicherheit sind die beiden wichtigsten Worte im Reglement, das ihre Verantwortungsbereiche festlegt. So trifft man beispielsweise in unseren Garnisonstädten die Soldaten und Offiziere mit dem „KD" häufig als Standortstreife – mit Takt, Feingefühl und Nachdruck für ein diszipliniertes Auftreten der Armeeangehörigen in der Öffentlichkeit sorgend. Oder sie kontrollieren den technischen Zustand von Militärfahrzeugen, sichern bei Gefechtsübungen Straßenkreuzungen, Brücken, Lager und Führungsstrecken, gewährleisten als Verkehrsreglerposten nachrückenden Einheiten möglichst freie Marschstraßen. Tage- und nächtelang sind sie oft im Einsatz und bemühen sich dabei – wie es auch die Vorschrift von ihnen fordert –, all den vielen nervenaufreibenden


Nationale Volksarmee der DDR

heißen Kaffees oder anderer guter Dinge Dank und Anerkennung zollten.
Vor allem natürlich erwarben sich die Kommandantendienste immer wieder das Lob der jeweils mit ihnen zusammenwirkenden Waffenbrüder und der Kommandeure.
So ist beispielsweise Stabsfeldwebel Rochlitzer noch immer hellauf begeistert von der Hilfsbereitschaft seiner polnischen Genossen, die ihm beim Manöver „Oder-Neiße" ohne große Formalitäten fünf LKW „Star 66" samt Kraftfahrern unterstellten, damit eine zeitweilige „Transportlücke" geschlossen werden konnte.
„Wir organisierten den Dienst grundsätzlich gemeinsam", erzählt Oberstleutnant Wirth, „vom Entladen auf dem Bahnhof bis hin zur Streife. Und es machte bei Verkehrskontrollen auf so manchen Kraftfahrer großen Eindruck", fährt er schmunzelnd fort, „wenn aus einem Streifenwagen der Polnischen Armee oder auch unserer Armee sowohl Angehörige des ‚WSW' (Innerer

Polnische Armee



Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien

Strapazen zum Trotz, stets „zuvorkommend und hilfsbereit zu sein und in jeder Situation überlegt und besonnen zu handeln".
Daß sie sich übrigens nicht nur auf den heimatlichen Straßen „wie zu Hause" fühlen, das bewiesen sie schon bei den verschiedenen gemeinsamen Übungen und vor allem natürlich, was die Genossen der Bruderarmeen betrifft, beim Manöver „Waffenbrüderschaft" im vergangenen Jahr. Wofür denn auch viele Bürger aus den Städten und Dörfern des Manövergebietes den Soldaten mit der weißen „Waffenfarbe" mittels so mancher Tasse



Sowjetarmee

Ungarische Volksarmee



Ordnungsdienst) als auch des ‚KD' ausstiegen."

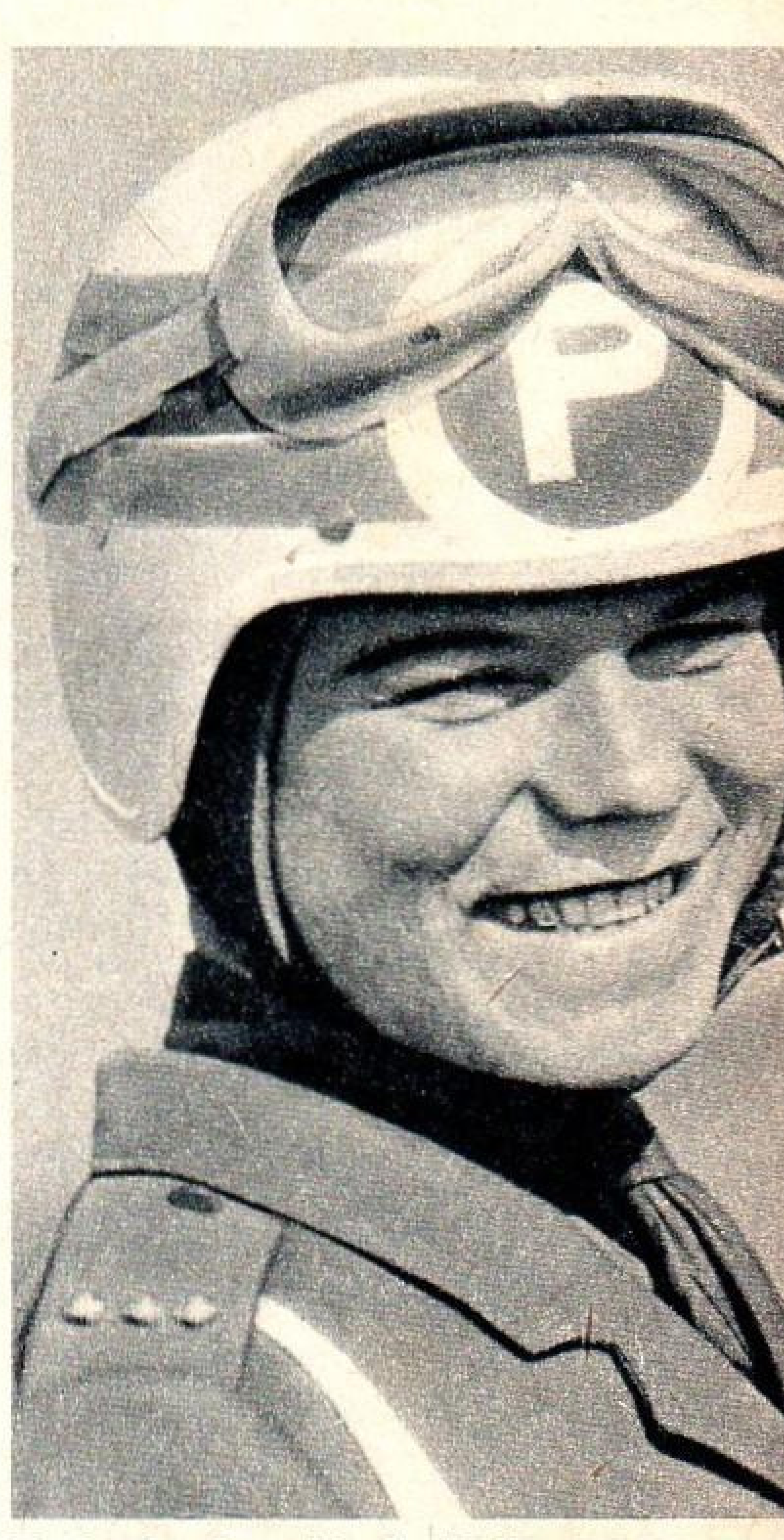
Von einem Erlebnis beim Manöver „Waffenbrüderschaft", an das er besonders gern zurückdenkt, berichtet uns Oberleutnant Bromberger: „Es war kurz vor der Hauptprobe zur gemeinsamen Parade in Magdeburg. Das Marschband der Bruderarmeen stand schon. Da fehlte einem Genossen Oberst der Ungarischen Volksarmee noch immer eine Haubitzen-Abteilung, die unmittelbar von den Manöverhandlungen her zur Probe befohlen worden war. Er war schon ziemlich aufgeregt, weil es kaum möglich zu sein schien, daß diese Einheit bei dem allgemeinen Gewimmel noch ihr ‚Loch' finden, geschweige denn erreichen könne. Da entwarfen wir in aller Eile einen Umgehungsplan, fuhren den ungarischen Genossen entgegen, leiteten sie auf den günstigsten Wegen durch die Stadt und ‚fädelten' sie schließlich am Hasselbachplatz in das Marschband ein. Zwölf Minuten vor Beginn der Probe konnte dem Kommandopunkt gemeldet werden, daß nun alles an Ort und Stelle war. Da hat uns der Oberst nacheinander an die Brust gedrückt, daß uns die Rippen krachten." Nicht zu Unrecht hatte also ein Spaßvogel das Wort geprägt: „KD" heißt auch Kundendienst!

Ähnliche Beispiele der Einsatz- und Hilfsbereitschaft bei den „Waffenbrüdern in Weiß" gibt es noch viele und selbstverständlich auch bei jeder der Bruderarmeen. Die wenigen hier genannten sollen stellvertretend für alle stehen.

Hauptmann Berchert



Bulgarische Volksarmee



Tschechoslowakische Volksarmee



ZWICKAU

Rußzwicke nennen sie auch ihre Stadt. Ja, der Schnee bleibt hier nie lange weiß. Die geschäftstüchtigen Kohlenbarone suchten den kürzesten Weg für ihre Haldenablagerungen. So verschwanden 170 ha Kulturboden. Die Fabrikbarone taten's im Prinzip ebenso. Was allein die Großkokerei mitten in der Stadt in den Äther speit! 2,1 Tonnen Staub insgesamt stündlich in den Himmel über Zwickau! Häßliche, lästige Folgen der Vergangenheit, die auch das Zwickau der Gegenwart bereits von weitem als Industriestadt erkennen lassen.

Umschlag im Transport beschleunigen, u. a. durch Container! forderte im April 1967 der VII. Parteitag der SED. Das war der 1. Schritt Zwickaus zur Container-Stadt. Im November erhielt das RAW den Auftrag zum Containerbau. Nur die internationalen Abmessungen waren bekannt. Dennoch reichten 40 Tage für die Konstruktion und weitere 11 Tage für den Bau des Prototyps durch Handwerker. Am 20. Jahrestag der DDR waren 60 Container für die erste Transportkette fertig.

Sachsenring – ein Begriff. Ja, Zwickau ist auch Auto-Stadt. 85000 neue Trabanten werden es dieses Jahr sein. In ihrer Produktion gibt es manches Neue. Vor zwei Jahren hatte die Bezirksdelegiertenkonferenz der SED beschlossen, Sachsenring müsse ein Beispiel der elektronischen Datenverarbeitung geben. Heute ist die EDV bei der Produktionsleitung nicht mehr wegzudenken. In der Blechpresserei wurde die automatische Fertigungssteuerung eingeführt.

Schumann-Stadt – diese Seite Zwickaus führte auch Professor Schewzuk an die Mulde. Der Leiter des Glinka-Konservatoriums in Nowosibirsk sagte dann während des V. Internationalen Robert-Schumann-Wettbewerbs, an dem Solisten aus 18 Ländern teilnahmen: „Ich bin glücklich, während dieser bedeutenden Tage hier zu sein. Das Schumann-Haus legt Zeugnis ab von der liebevollen Traditionspflege. Ich bin begeistert von der Atmosphäre in diesem Haus und in dieser Stadt."

Zechenstadt war Zwickau und ist es bisher geblieben. Der Martin-Hoop-Schacht förderte im Vorjahr 1 Millionen Tonnen Steinkohle. Der Karl-Marx-Schacht indessen wurde stillgelegt, und auf seinem Gelände ist ein Werk für den Metalleichtbau im Entstehen. Es gehört zu einem Kombinat, dessen zentraler Sitz in einer anderen Garnisonsstadt, in Plauen im Vogtland, liegt.

Wettbewerbsstadt ist jede Stadt bei uns. Für Zwickau traf es mehrmals im besonderen Maße zu. Der Funke der Hennecke-Bewegung sprang 1948 rasch auch auf Zwickaus Gruben über. 1952 konnte die II. Parteikonferenz der SED mit großem Beifall den „Zwickauer Plan" annehmen, der das Nationale Aufbauwerk auf eine höhere Stufe hob. 1969 ging von den Zwickauer Universitätswochen eine neue Solidaritätsaktion für Vietnam aus.

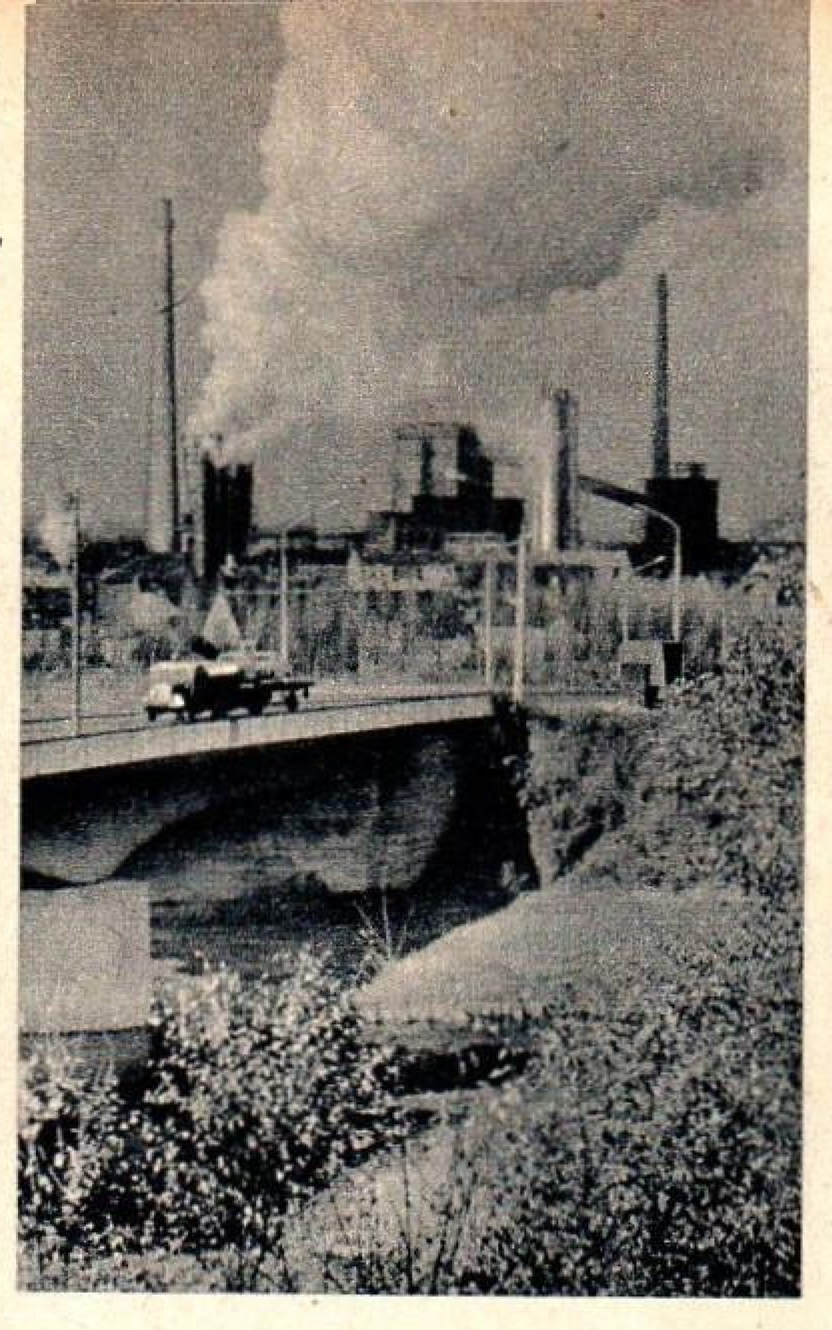
Ingenieurstadt – das wäre ein weiterer Name für Zwickau. Von den 10 neu gegründeten Ingenieurhochschulen der DDR ist die Zwickauer mit ihren durchschnittlich 4200 Studenten die größte. Ein neues Studenteninternat, ein Hochhaus, ist bereits zur Hälfte im Rohbau errichtet. Nicht vergessen aber auch sei das Pädagogische Institut mit seinen rund 1200 Studenten.

Containerstadt, d. h. Schrittmacher des Containereinsatzes soll Zwickau bleiben. Container zu besitzen und sie rentabel einzusetzen – das ist nicht immer das gleiche. Auf Initiative der SED-Kreisleitung wurde jetzt die Durchsetzung des rationellsten Containertransportsystems zentrales Jugendobjekt. Bis zum VIII. Parteitag bzw. zum 22. Jahrestag der DDR wird Zwickau einen modernen Containerumschlagplatz haben.

Kleinklimaverbesserung ist für Rußzwicke besonders wichtig. Aufforstung von Brachland wird dabei helfen. Auch hat das Kraftwerk „Karl Marx" eine 6 Millionen teure Entstaubungsanlage erhalten. Seit dem neuen Landeskulturgesetz müssen die Betriebe rund 45 Mark pro Tonne Staub u. a. für die Stadtreinigung abführen. So ist Rußzwicke ein Name, der allmählich verlorengehen wird.

Erleuchtung? Eine westdeutsche Zeitung, die sich „Christ und Welt" nennt, schrieb unlängst: „Heute zehrt Zwickau . . . nur noch vom Ruhm vergangener Tage." Wie sagt man doch? „Der Herr hat sie mit Blindheit geschlagen!" Wir aber sehen: Zwickau hat sich viele Namen verdient, und es hat sich damit beim sozialistischen Aufbau einen Namen gemacht.

Kokerei „August-Bebel-Werk"

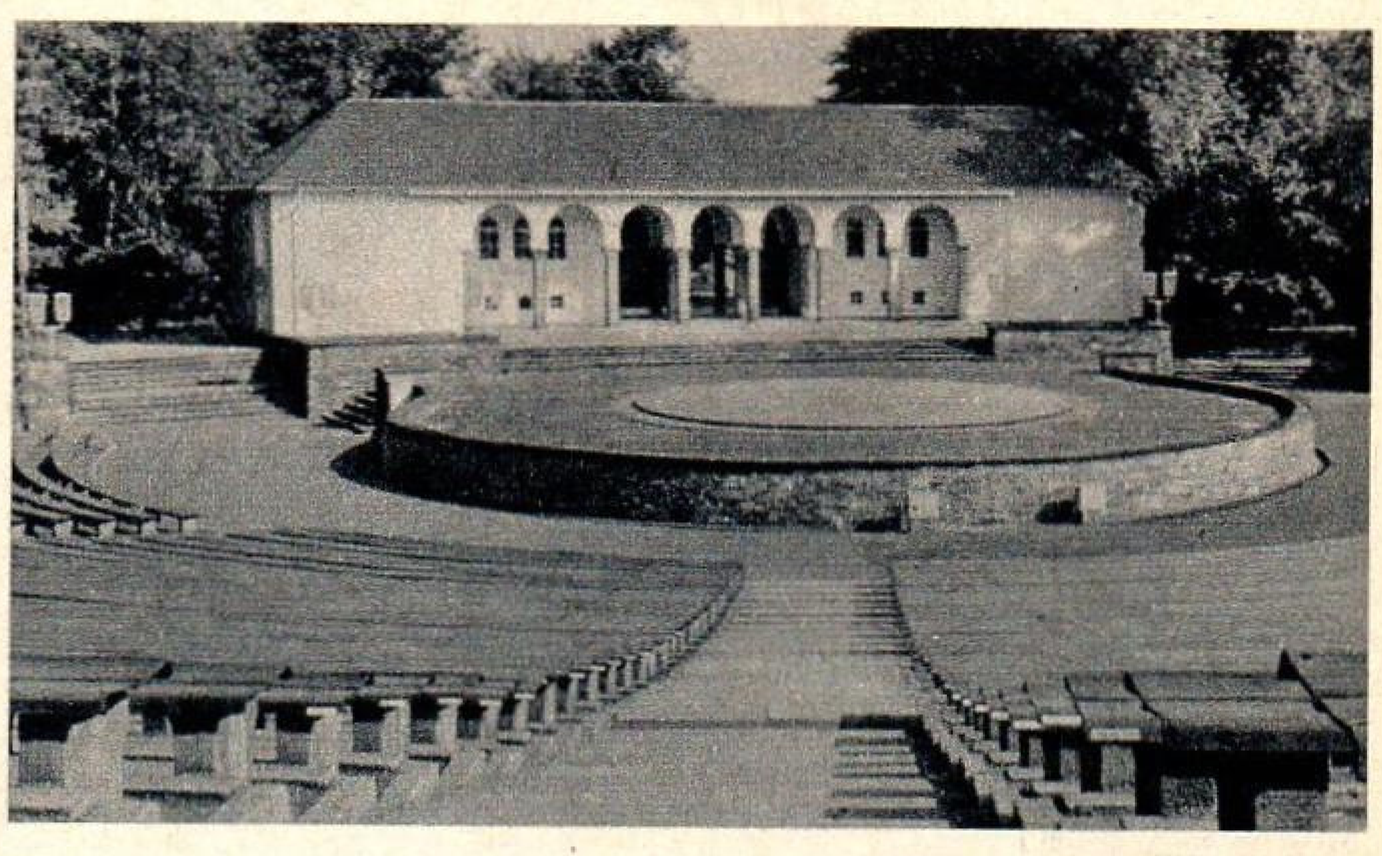


Robert-Schumann-Denkmal



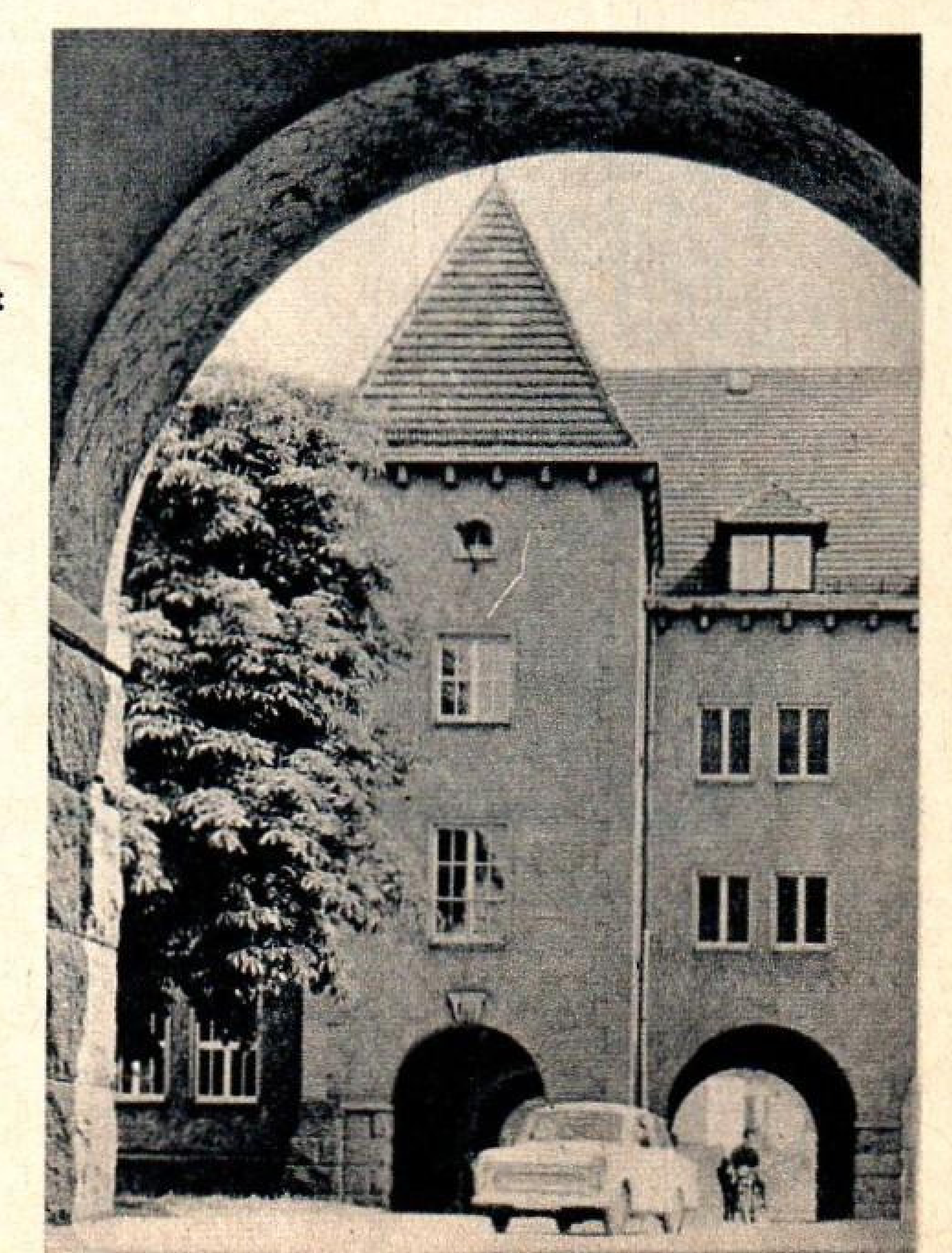


Im VEB Sachsenring



Freilichtbühne

Studenteninternat

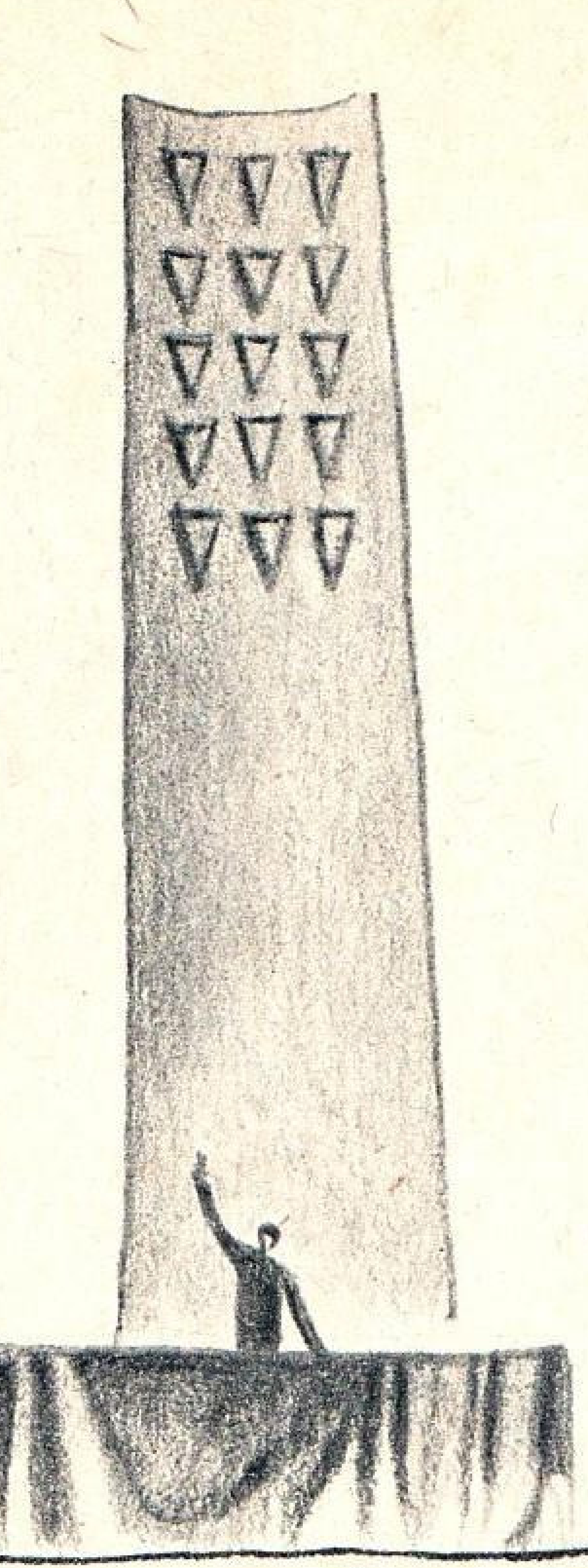


DDR

UNSER VATERLAND

ICH SCHWÖRE

Horst Matthies



Zwanzig Minuten stehen wir erst, aber die Nässe ist schon bis auf die Haut gedrungen. Ich fühle, wie sie an den Schienbeinen hinabrinnt und sich in den Stiefeln sammelt. Wenn sie an den Zehen ist, bin ich vollkommen naß. Nur der Kopf bleibt trocken, auf ihm sitzt der Stahlhelm. Der Stahlhelm drückt. Er ist noch ungewohnt für den Kopf. So schnell geht das nicht, Mütze ab und Stahlhelm auf und schon ist man ein fertiger Soldat. Man braucht eine Weile.
Vereidigung. –
Ein festliches Ereignis, hat unser Zugführer gesagt, ein Akt von entscheidender Bedeutung.
Er formuliert gern gewichtige Sätze.
Ich schau auf seine Schultern. Er steht rechts vor mir. Seine Schultern sind naß, aber er rührt sich nicht. Wir rühren uns alle nicht. Wir stehen, Kinn angezogen, die Knie durchgedrückt, Hände leicht zur Faust geballt, Mittelfinger an der Hosennaht, ausgerichtet nach einem imaginären Strich, den das Auge des Stabschefs gezogen hat, Linie der Zugkolonnen.
Vor uns erhebt sich der Glockenturm. Ein langer steiler Quader, mit dieser Glocke im oberen Teil, dieser Glocke, mit diesem stumpfen klagenden Ton. – Blinde Augen. An blinde Augen muß ich denken, wenn sie schlägt. Das dritte Mal bin ich hier oben. Als Pionier einmal, dann bei der Vorbereitung auf die Jugendweihe, und nun heute unter dem Stahlhelm.
Und jedesmal hab' ich es anders gesehen. Mühsam den nötigen Ernst bewahrend als Pionier, weil ich noch nicht begriff, was das alles war und die technischen Anlagen mich mehr interessierten als das, was mit ihnen gemacht worden war. Als Vierzehnjähriger dann, erschrocken an der Gedenktafel für Thälmann, weil hinter dem Namen ein Bild in mir war, und ich plötzlich begriff, daß diese fünfstellige Zahl, daß das alles Namen waren, hinter denen auch Bilder waren. Und heute? Ein drückendes Gefühl unter dem Kehlkopf und die Tatsache, daß ich im Regen stehe, mit nassen Kleidern und dem Stahlhelm auf dem Kopf, und daß ich dem Verlangen, ihn mit der Kopfhaut hin- und herzuschieben, nicht nachgebe.
Ein Akt von entscheidender Bedeutung.
Das Fahnenkommando hat die vorgezeichnete Linie an der Tribüne erreicht und tritt auf der Stelle.
Der Stabschef zuckt mit den Schultern, wenn er kommandiert, Fahnenkommando – halt! Rührt euch!
Ich knicke das linke Knie ein und beginne mit der Kopfhaut den Sitz des Stahlhelms zu verändern.
Auf der Tribüne tritt ein Mann hinter das Rednerpult.
Die Tribüne steht zwischen uns und dem Turm. Ein Lkw-Hänger mit rotem Tuch verkleidet. Das Tuch ist schwer und dunkel vom Regen. Der Mann hinter dem Rednerpult ist einer von diesen Leuten, ein ehemaliger Häftling.
Der Regen hat ihm das Haar strähnig an den Kopf geklatscht. So sieht er gar nicht aus wie ein Redner für einen Akt mit entscheidender Bedeutung. Auch sonst sieht er nicht so aus, wie man sich allgemein diese Leute vorstellt, breitbrüstig und stark. Er ist klein und schmal, kaum zu sehen hinter dem Pult.
Genossen, ruft er.
Er kommt hinter dem Pult hervor und stellt sich vorn an die Rampe. Dann beginnt er noch einmal: Genossen! Als ich das erste Mal auf diesem Berg stand, war ich gerade einundzwanzig Jahre alt, so alt, wie die meisten von euch hier, und auch damals regnete es . . .
Ich sehe auf seine vom Regen angeklatschten Haare und rücke die Schultern gerade.
Er hat uns erzählt von diesem ersten Tag, im Kompanieklub, gestern abend.
Sie hatten gestanden, im Regen, mit kahlgeschorenen Köpfen, bei sechs Grad über dem Gefrierpunkt, vierzehn Stunden. Der Regen war in der ersten halben Stunde schon durch den dünnen Drillich bis auf die Haut gedrungen und hatte den Karbolgestank abgewaschen, der ihnen anhaftete. Nach der Desinfektion.
Tempo, Tempo! Untertauchen! Ihr sollt untertauchen, ihr Säue.
Meint ihr, wir wollen eure Läuse im Lager haben? Achtzig nackte, frierende Männer in enger Reihe durch ein Becken getrieben, das angefüllt war mit einer ekligen braunen Brühe, auf der Haare schwammen und die Zigarettenkippen der Wachmannschaften. Wer nicht tauchte, wurde getaucht. Danach ein Bündel Kleider auf den nassen Körper, die Nummer auf den Unterarm und in den Regen, Begrüßungsappell nannten sie das.
Der Regen troff in gleichmäßigen dünnen Fäden vom Himmel. Die wenigen Minuten, in denen es nicht regnete, preßte der Wind das nasse Zeug gegen ihre Haut und saugte heraus aus ihren Körpern, was noch in ihnen war an Wärme. In diesen Minuten hatten sie die Augen von den schmutzigbraunen Pfützen des Appellplatzes gelöst, in das gleichförmige Grau des Himmels gerichtet und auf Regen gehofft. Die ersten waren in der zweiten Stunde gefallen, lang und ohne in den Knien einzuknicken, die Gesichter nach unten. Die Blockführer prügelten sie wieder hoch.

Je länger sie standen, um so mehr fielen. Die Blockführer kamen nicht nach mit dem Prügeln, der Regen rann ihnen in den Kragen, wenn sie prügelten, sie mußten sich bücken dabei. Da traten sie nur noch mit den Stiefeln nach den Gefallenen. Diese lagen mit den Gesichtern auf dem regensatten Boden, der Schlamm rann ihnen in braunen Fäden über die geschlossenen Augen.
Wer zu sich kam, stemmte die Hände in die weiche Masse, hob den Oberkörper an und zog die Knie unter den Leib, dann halfen die anderen.
In der Dämmerung ließ man sie wegtreten. Die Stehenden hoben die noch Liegenden auf und schleppten sie zu den Blöcken. Er hatte zweimal gelegen. An seinen Kleidern klebte der schmierigbraune Schlamm des Appellplatzes, sein linkes Auge war geschwollen, seine Rippen schmerzten, jeder Atemzug war eine Qual. Sie waren sieben Neuzugänge für den Block. Er war der Jüngste. Der Blockführer hielt eine Begrüßungsrede:
Das war nur der Anfang. Ich hoffe, daß euch klargeworden ist, was euch hier noch erwartet. Wer es vorziehen sollte, damit gar nicht erst Bekanntschaft zu machen –, hier an der Tür hängt ein Strick. Der ist haltbar, und eine Schlaufe wird wohl jeder noch machen können. Ein langer Raum, hölzerne Schlafgestelle, drei nackte Glühbirnen an der Decke, starre, kahlköpfige Gestalten mit nackten teilnahmslosen Gesichtern, Geruch nach Schweiß und Moder.
Blockältester, weisen Sie den Neuen ihre Pritschen zu! –
Gute Nacht, meine Herren.
Achtung!
Noch starrere Starre der kahlköpfigen Gestalten, noch teilnahmslosere Teilnahmslosigkeit auf den nackten Gesichtern. Türenschlagen, atemzuglange Stille, dann ausbrechendes vielstimmiges Gemurmel, zur Tür drängen Gestalten, kräftige Hände, die sich unter die Achselhöhle schieben und warme, menschliche Stimmen:
Komm, ich bring dich. – Kannst du gehen? – Du liegst oben. Es ist wärmer oben. – Wir haben etwas Essen gespart. – Ich bring dir. Zieh dich aus inzwischen.
Er ließ sich führen, nahm die Worte auf, wie er alles aufgenommen hatte an diesem Tag, an den Tagen davor, in den Stunden im Regen, gleichgültig. Eine dumpfe, summende Gleichgültigkeit hatte ihn erfaßt. Nur schlafen wollte er, liegen und schlafen. – Du liegst oben. – Er setzte den linken Fuß auf den Rand der unteren Pritsche und versuchte, sich nach oben zu ziehen.
Die Arme zogen seinen Körper bis an die Pritschenkante, dann begannen sie zu zittern, und er mußte das Bein wieder auf den Boden setzen. Nach dem dritten Versuch ließ er sich zusammensinken, lehnte den Kopf gegen den Pfosten und starrte mit weitgeöffneten Pupillen in das gelblichgraue Etwas, das um ihn war.
Du mußt dich ausziehen, hörst du? – Du mußt dich ausziehen. Jemand faßte ihn an der Schulter und schüttelte ihn hin und her. Er bemerkte es daran, daß sein Kopf gegen den Pfosten schlug. Du mußt dich ausziehen! Hörst du?
Er hob den Kopf in Richtung der Stimme und bewegte den Kopf langsam hin und her.
Doch, du mußt dich ausziehen. Die nassen Klamotten müssen 'runter.
Er lehnte den Kopf wieder gegen den Pfosten.
Der andere ging zum Tisch. Auf der Bank hockte einer. Sein Oberkörper war weit vornübergesunken, fast bis an die Knie, die Kappe war ihm in den Nacken gerutscht, die Arme hingen neben den Beinen herab, bis auf den Boden.
Der andere klopft ihn gegen die Schulter: Du mußt dich ausziehen.
Der Hockende zog seinen Oberkörper nach oben, zog die Hände an den Hosenbeinen entlang bis über die Knie, dreht die Handfläche nach außen und schaute auf die schmierige Masse, die an ihnen klebte. Wedkam nahm das alles auf, ohne daß er es wahrnahm. In seinen weitgeöffneten Augen spiegelten sich die nackten Glühbirnen, in seinen Ohren fingen sich die Geräusche des Raumes: dumpfes, hölzernes Klappern ausgezogener Schuhe, eigenartig schleifende Geräusche – nasser Stoff auf nassem Fleisch – unterdrücktes, trockenes Husten und – ja, und Gesang.
Seine Ohren hatten aufgenommen, was aufzunehmen war in diesen Tagen, unter diesen Umständen. Flüche, Beleidigungen, Schreie, qualvolle Schreie, Kommandos, Befehle. Und sie hatten gelernt, es so aufzunehmen, daß es nicht durch den Schirm dumpfer, summender Gleichgültigkeit dringen konnte.
Das aber, das schlug durch. Gesang. Gesang nach diesem Tag? Und doch, zwei junge helle Stimmen, in der Mitte des Raumes und mehrere dunkle.
Manche Brust ein Seufzer dehnt,
weil wir hier gefangen sind . . .
sangen sie.
Er zog seinen Blick aus dem verschwommenen Nichts zu sich zurück und drehte den Kopf. Nichts Besonderes war zu sehen, keine Ansammlung, keine lauschende Gruppe. Doch der Gesang blieb, breitete sich aus, sprang von Pritsche zu Pritsche, stieg über ihn hinweg, füllte den ganzen Raum.
Auf und nieder gehn die Posten,
keiner, keiner kann entfliehen . . .
Leise, mühevoll gebändigt, rollte die Melodie in den Stimmen auf und ab, griff hinein in seine dämmrige Gleichgültigkeit, weckte Gefühle, von denen er geglaubt hatte, sie seien längst gestorben in ihm.
Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten
ins Moor . . .
Du mußt dich ausziehen, hörte er eine Stimme durch den Gesang. Er schob die Finger unter die

Armee des Volkes

Angetreten
am Panzer,
auf dem Schiff,
an der silbernen „MIG".
Die Waffe
fest im Griff.
Soldaten der Republik.
Liebend
ihre Zeit,
die sie gestalten.
Mit der Waffe bereit
den Frieden . . . .
zu erhalten! –

Angetreten
Genosse
neben Genossen.
Gleichgesinnte,
– Brüder –.
Jeder entschlossen
– heute –
und immer wieder,
mit Herz
und Willen,
in Wort und Tat,
seinen Schwur zu erfüllen
– als des Volkes Soldat! –

Fregattenkapitän H. J. Könau

Jacke und begann die Knöpfe durch die Knopflöcher zu drücken.
Was singen sie da? fragte er.
Das ist Esterwegen. – Auch ein KZ. –
Das haben sie dort gedichtet. Schön, nicht?
Ja, schön.
Wie heißt du? Er nannte seinen Namen.
Ich habe dir zwei Kartoffeln auf die Pritsche oben gelegt. Zu trinken hole ich noch. Du mußt dich aber ausziehen, sonst kriegst du Lungenentzündung.
Der andere ging wieder. Er begann langsam die Jacke über die Schultern zu schieben und an den Ärmeln zu ziehen. Die Jacke schlurfte an seine Haut, wie ein Scheuerlappen über Zementfußboden.
Doch für uns gibt es kein Klagen,
ewig kann's nicht Winter sein . . .
sangen die hellen Stimmen.
Er hat eine dünne, fast magere Stimme, dieser Mann auf der Tribüne, aber wir haben ihm gestern abend im geheizten Klub genauso zugehört, wie wir ihm jetzt zuhören, schweigend, mit verhaltenem Atem, im Regen, obwohl er diesmal keine Erlebnisse erzählt, sondern eine Rede hält.
Je unmenschlicher sie sich zu uns verhielten, sagt er, um so menschlicher verhielten wir uns zueinander. Versteht ihr, Genossen?
Das war unsere Waffe. Die Menschlichkeit, Genossen, die Menschlichkeit ist nicht biologisch an den Menschen gebunden. Sie ist eine gesellschaftliche Erscheinung. Deshalb muß sie auch gesellschaftlich erkämpft und wenn nötig mit der Waffe in der Hand verteidigt werden. Das ist in Zukunft eure Aufgabe.
Er steht noch einen Augenblick, als wollte er noch etwas sagen, tritt dann einen Schritt zurück und schiebt sich eine herabhängende Haarsträhne aus dem Gesicht.
Ich löse die Lippen voneinander und räuspere mir die Trockenheit aus dem Hals. Mein Räuspern raspelt durch die Reihen über den Platz. Der Stabschef zuckt wieder mit den Schultern.
Fahnenkommando – zur Fahne! kommt sein Kommando herüber. Vier Mann marschieren nach vorn, ungelenk noch, mit weitausholendem Exerzierschritt, die Hacken auf den Boden aufschlagend. Vorn fassen sie das Tuch der gesenkten Fahne. Der Kommandeur ist hinter das Rednerpult getreten. Genossen. Ich verlese Ihnen abschnittsweise den Fahneneid, den Sie nachzusprechen haben.

Ich schwöre,
der Deutschen Demokratischen Republik,
meinem Vaterland . . .

Ein hundertfacher, tiefer Atemzug, dann schlagen unsere Stimmen kraftvoll und dumpf vom Glockenturm zurück:

Ich schwöre!

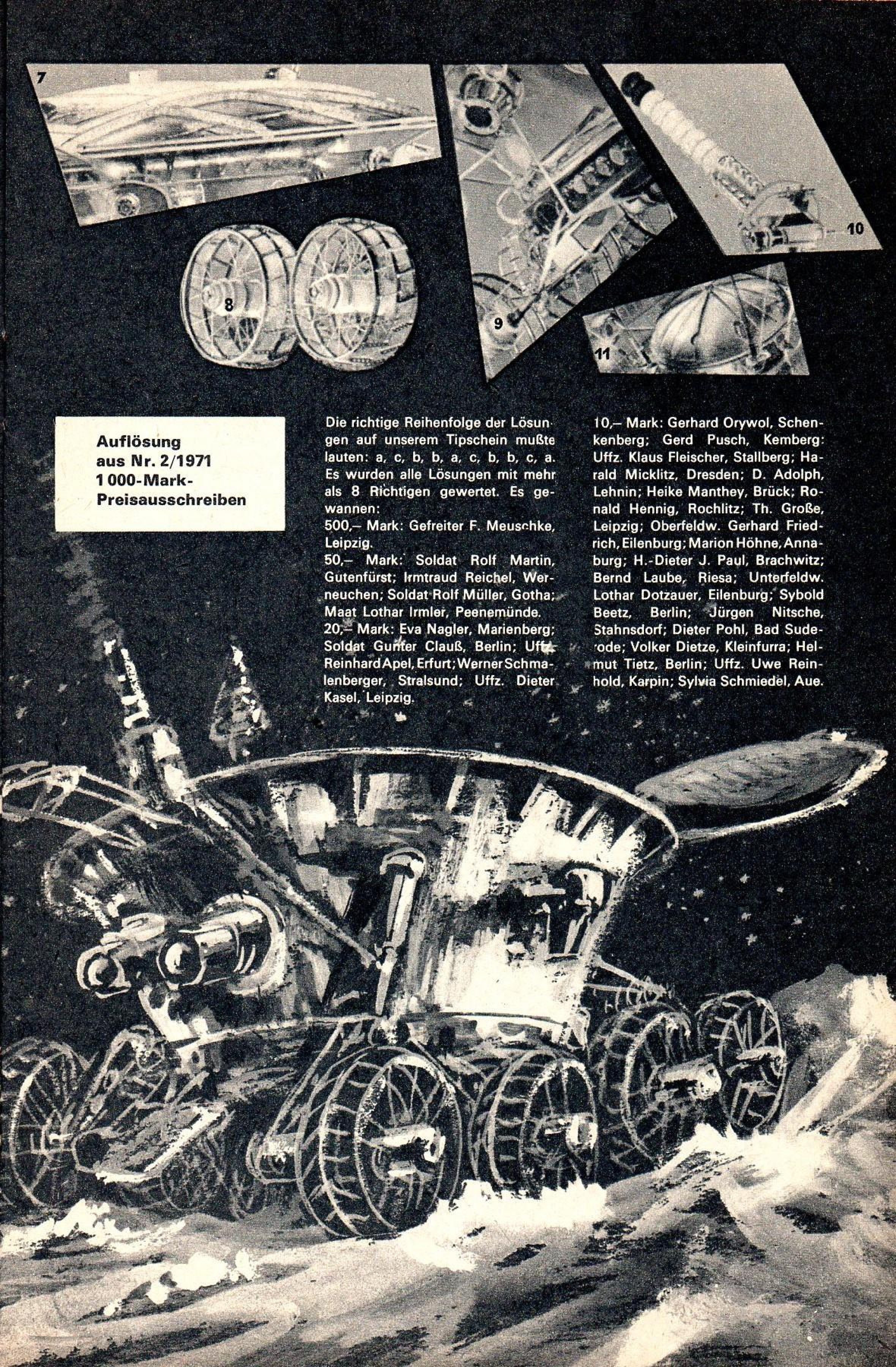


6mal Lunochod I

Sechs Monate schon rollt das sowjetische Mondfahrzeug Lunochod 1 im „Regenmeer" des Erdtrabanten, ferngesteuert über eine Entfernung von 384 000 Kilometern aus dem Zentrum für kosmische Fernverbindungen in der UdSSR. Lunochod durchquert Krater, ersteigt Wälle, wühlt sich durch den Mondstaub und muß Temperaturdifferenzen bis zu 270 Grad Celsius aushalten. Trotzdem erfüllt das Mondauto stabil und zuverlässig seine wissenschaftlichen Aufgaben und schickt einen „wahren Strom von unschätzbar wertvollen Angaben über Mond, Sonne und All zur Erde" (Iswestija).

Ihre Aufgabe, um eventuell 500 Mark zu gewinnen, ist natürlich nicht so kompliziert und schwierig. Schreiben Sie auf eine Postkarte die Nummern der sechs Fotos, auf denen der Lunochod im Ausschnitt abgebildet ist. Fünf (richtige!) Ziffern bedeuten bereits die Lösung unserer Aufgabe und die Chance, einen Preis zu gewinnen. Spätestens am 3. Juni muß Ihre Karte im Kasten stecken.

Unsere Adresse:
Redaktion Armee-Rundschau,
1055 Berlin, Postfach 7986



Auflösung aus Nr. 2/1971 1000-Mark-Preisausschreiben

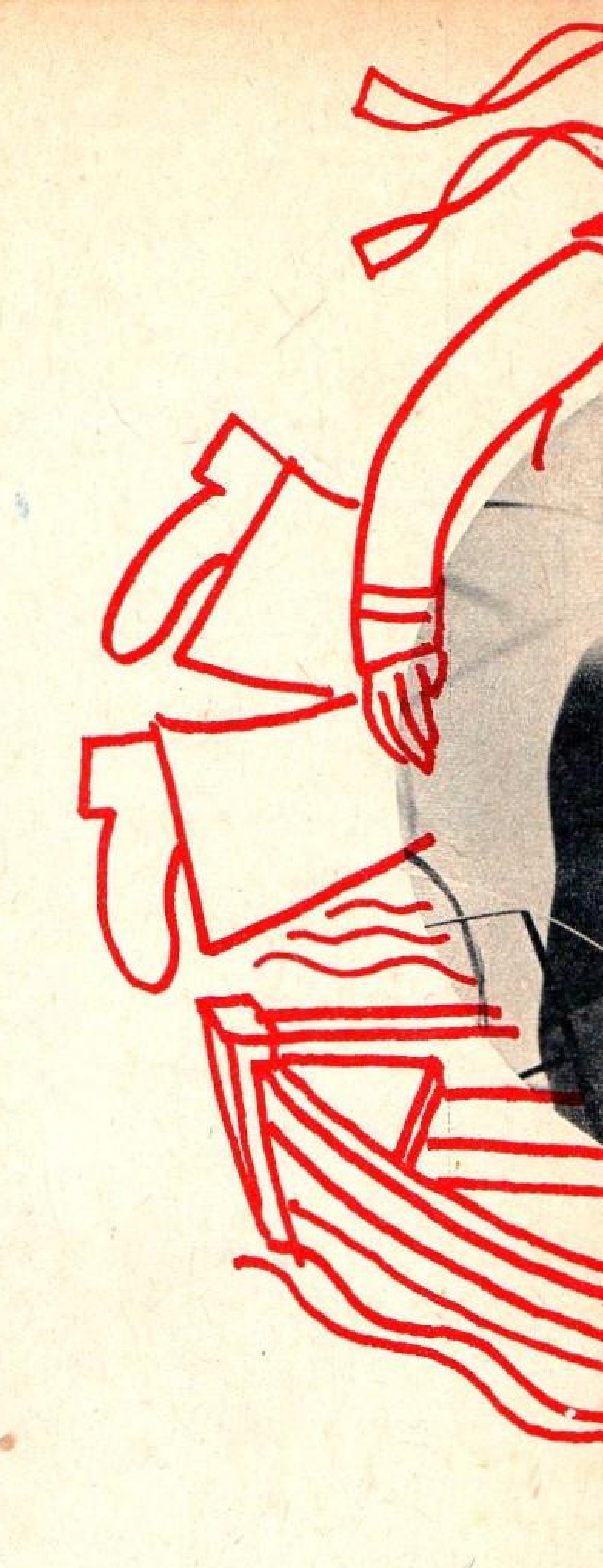
Die richtige Reihenfolge der Lösungen auf unserem Tipschein mußte lauten: a, c, b, b, a, c, b, b, c, a. Es wurden alle Lösungen mit mehr als 8 Richtigen gewertet. Es gewannen:

500,– Mark: Gefreiter F. Meuschke, Leipzig.

50,– Mark: Soldat Rolf Martin, Gutenfürst; Irmtraud Reichel, Werneuchen; Soldat Rolf Müller, Gotha; Maat Lothar Irmler, Peenemünde.

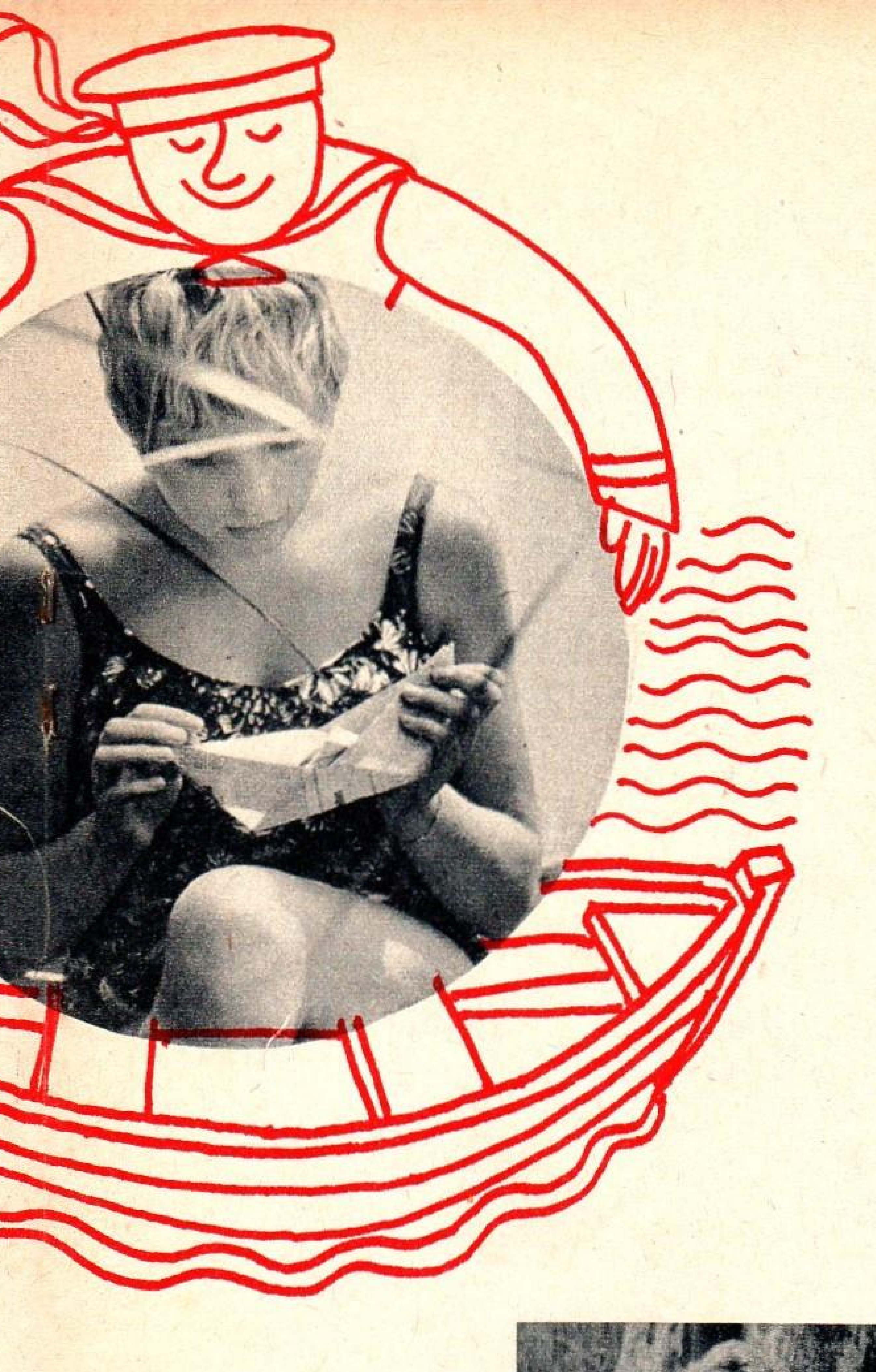
20,– Mark: Eva Nagler, Marienberg; Soldat Gunter Clauß, Berlin; Uffz. Reinhard Apel, Erfurt; Werner Schmalenberger, Stralsund; Uffz. Dieter Kasel, Leipzig.

10,– Mark: Gerhard Orywol, Schenkenberg; Gerd Pusch, Kemberg; Uffz. Klaus Fleischer, Stallberg; Harald Micklitz, Dresden; D. Adolph, Lehnin; Heike Manthey, Brück; Ronald Hennig, Rochlitz; Th. Große, Leipzig; Oberfeldw. Gerhard Friedrich, Eilenburg; Marion Höhne, Annaburg; H.-Dieter J. Paul, Brachwitz; Bernd Laube, Riesa; Unterfeldw. Lothar Dotzauer, Eilenburg; Sybold Beetz, Berlin; Jürgen Nitsche, Stahnsdorf; Dieter Pohl, Bad Suderode; Volker Dietze, Kleinfurra; Helmut Tietz, Berlin; Uffz. Uwe Reinhold, Karpin; Sylvia Schmiedel, Aue.



Kleine Jolle parkt im Schilfe,
junge Nixe steht an Deck.
Ihre Seele peilt nach Hilfe,
denn der Samstag hat ein Leck.

Schützen

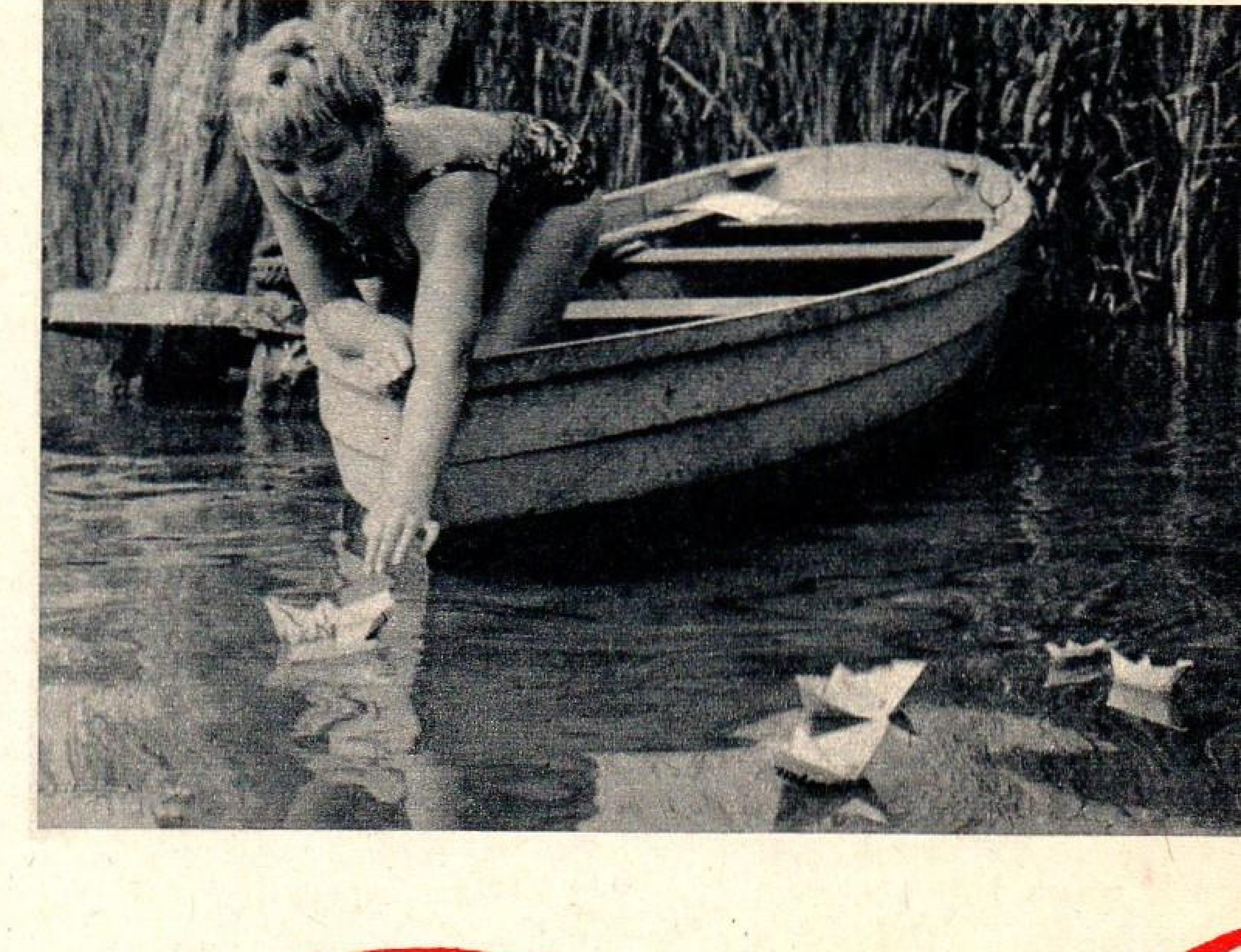


Und sie möchte was entfalten
und entfaltet einen Plan,
und dann faltet sie aus alten
Zeitungsblättern Kahn für Kahn.

Gute Fahrt! Zieht eure Kreise!
Schafft mir einen Lotsen her,
denn mein Herz will auf die Reise
durch das Freizeitbinnenmeer.

Bringt mir einen Maschinisten
oder einen Steuermann,
der die Flaute überlisten
und den Sturm entfesseln kann!

Einen tollen Vollmatrosen,
der mit Volldampf manövriert
und trotz Wind- und Wasserhosen
nie den rechten Kurs verliert.



ilfe







Langsam ziehn die aktuellen
Karavellen übern Teich.
Und noch ehe sie zerschellen
kommt ein Boot in Sichtbereich.

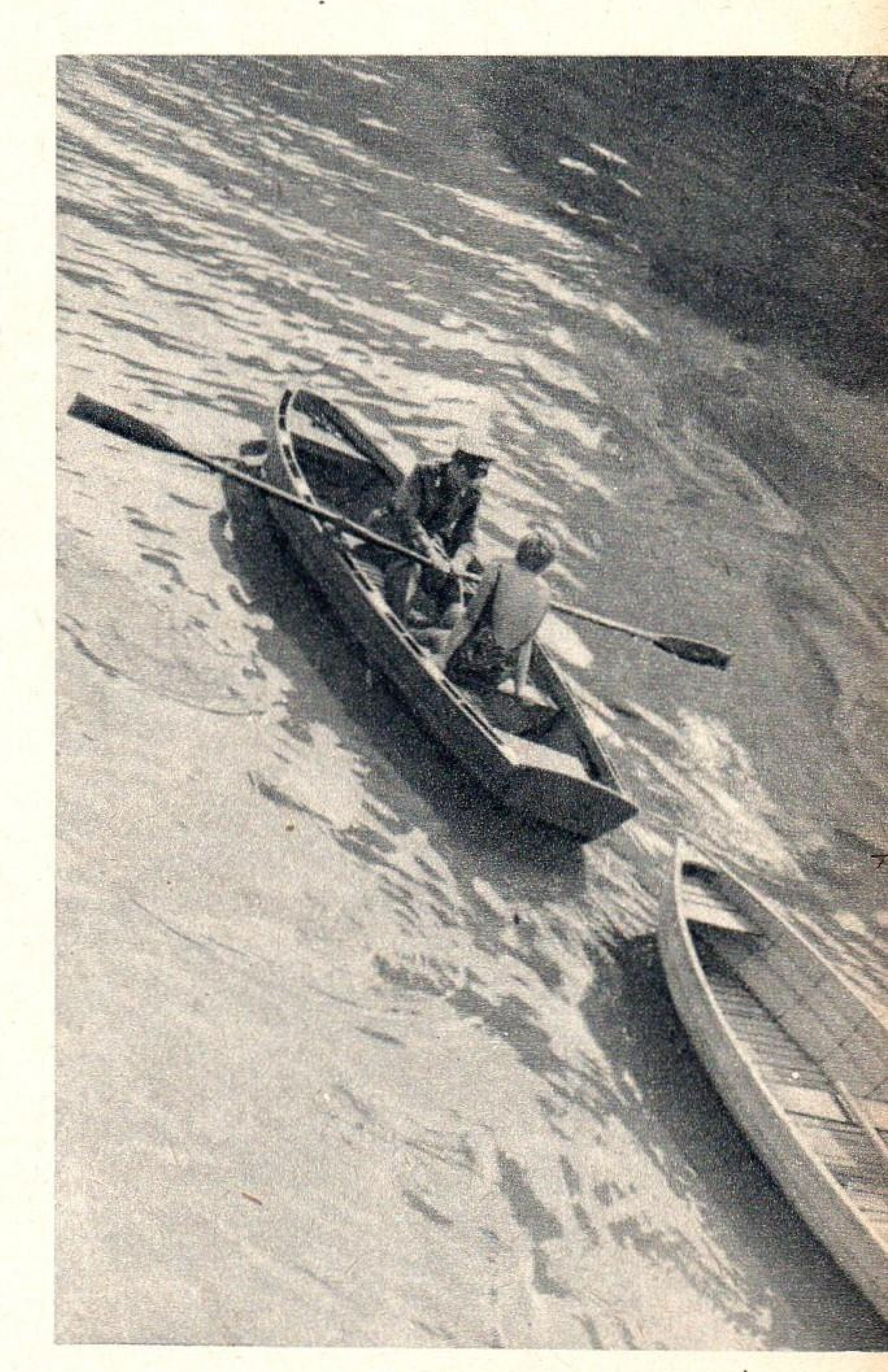
Sie erkennt schon an der Mütze
– die Entdeckung trifft sie hart –
dieser Mann ist nur ein Schütze,
noch dazu auf Jungfernfahrt.

Ihre Hoffnung scheint begraben,
doch er entert sie diskret,
und sie fühlt, auch Schützen haben
ihre Seemannsqualität.

Und anstatt ihn auszubooten,
kriegt das Ruder er verpaßt,
und ihr Herz macht tausend Knoten
für den neuen Rudergast.

Sie entfernen sich vom Schilfe,
und in gleichem Ruderschlag
steuern sie dank Schützenhilfe
ihre Herzen in den Tag!

H. Krause







Die Beaufortskala nennt 12 Windstärken. Dieweil aber nun das Alphabet größer ist und sich folglich schlecht dazu eignet, sie unter Ausnutzung aller Buchstaben zu rubrizieren, beginnt die internationale Kennzeichnung mit C = Windstille oder auch Kalme genannt. Und da hat man nur so eine lütte Windgeschwindigkeit bis 0,5 m/s; ohne Windmesser daran zu erkennen, daß der Rauch fast senkrecht aufsteigt und die Blätter an den Bäumen sich nicht bewegen.

Was nun allerdings unser heutiges Umfragethema angeht, so ist der Anfang – zumindest nach Meinung der Obermatrosen Rüdiger Prose und Ingo Reichenbach – meist durch ein kräftiges Rauschen der Brandung bestimmt, hörbar auf weite Entfernung. Die Skala des britischen Admirals hat dafür den Begriff „stürmisch" und die Zahl 8.

Prächtiger Segelwind also. Vorerst aber gilt es, die Segelorder zu studieren, sprich: „Die Ziele, die im Ausbildungsprogramm vorgegeben sind" (Unterfeldwebel Karsten Reich). Denn nur, wer sie genau kennt, weiß auch, welcher Kurs abzustecken ist und welche Segel zu setzen sind. Leutnant Siegfried Lübeck macht das nicht im stillen Kämmerlein für sich allein, sondern mit seiner ganzen (Zug-) Besatzung: „Gemeinsam haben wir uns unterhalten, wohin die Reise geht und was dafür zu tun ist. Wir wurden uns einig, um den Titel ‚Bester Zug' zu kämpfen. Dazu hat jeder einzelne Aufgaben und Verpflichtungen übernommen, konkret und abrechenbar. Seither werden sie ständig präzisiert. Natürlich auch jetzt, wo es dem VIII. Parteitag der SED entgegengeht. Resultat: 27 Genossen streben – mit realen Chancen, versteht sich – nach dem Bestenabzeichen." Eine neue Wettfahrt vorzubereiten, heißt zugleich, die letzte kritisch auszuwerten. Für die Einheit des Gefreiten Heinz Bsonek

Die aktuelle Umfrage

VERPFLICHTUNG
TUNG
VERPFLICHTUNG
VERPFLICHTUNG
WETTBEWERB
VERPFLICHTUNG
WETTBEWERB

war dabei „nur ein Mittelplatz" herausgekommen; Grund genug, „Bilanz zu ziehen, die Fehler aufzudecken und besonders jene kameradschaftlich-kritisch anzusprechen, die sich letztens noch scheuten, alles einzusetzen" und – auch mal im fliegenden Trapez außenbords hängend – das Boot am Wind und bei schneller Fahrt zu halten. Ergo wendet sich auch Gefreiter Wolfgang Mann mannhaft gegen „weiche Verpflichtungen"; vor allem dadurch, daß er als Parteimitglied sich „selbst die höchsten Ziele" stellt. Aber wir sprachen ja vom Wind. Die Windstärke, bei der die Wettfahrten in seiner Einheit gemeinhin begonnen werden, charakterisiert Matrose Udo Kressel wie folgt: „In der Verpflichtungsbewegung zeigen sich hohe Wellenberge und lange Schaumstreifen, typische Kennzeichen der Windstärke 8 also." Und ihr Rauschen ist weithin hörbar. Übrigens nicht nur hier. Ausgesprochen „stürmisch" geht's auch bei den Soldaten Hans-Peter Uhlig und Klaus Podzun zu: „Holterdipolter sollten wir möglichst lange Verpflichtungen mit x Punkten und Unterpunkten abgeben. Was drinsteht, interessierte weniger – ob das nun wirklich reale und über das Normale hinausgehende Aufgaben sind." Und dem Soldaten Manfred Eichler (Einheit Watzlaff) ist es jüngst sogar passiert, daß lediglich seine Unterschrift gefragt war: „Den Zettel, auf dem ‚meine Verpflichtung' stand, hat mir mein Vorgesetzter fix und fertig vorgelegt. Ich hatte nur noch zu unterschreiben. Jetzt liegt er fein säuberlich abgeheftet im Wettbewerbsjournal. Seitdem hat keiner mehr mit mir darüber gesprochen."

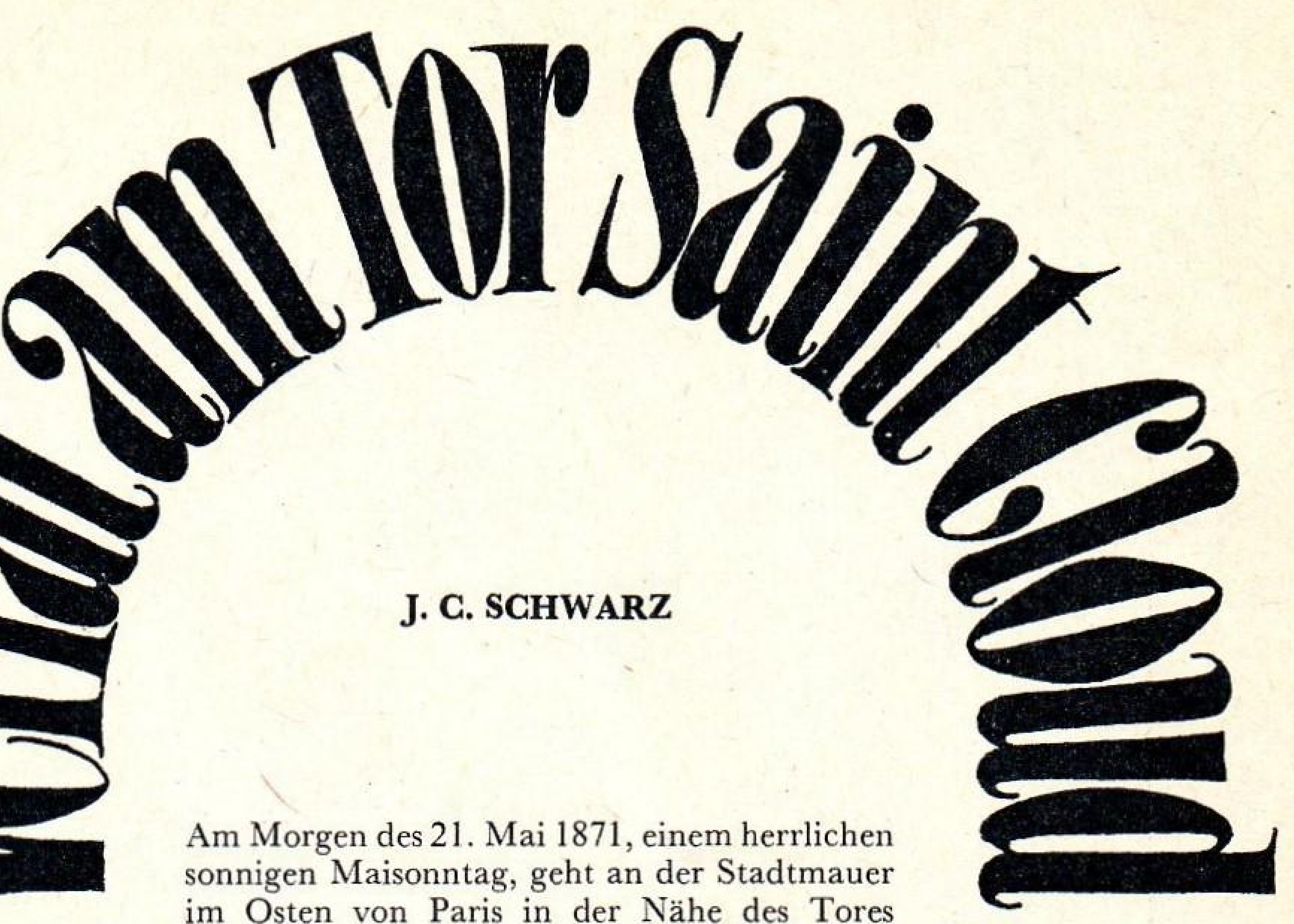
Soviel Wind und keine Segel. Es ist am Skipper, dem Jachtkapitän, militärisch Kommandeur genannt, das Setzen der Segel zu veranlassen, auf daß der Wind sich in ihnen fangen und man am Wind der Ziellinie – die hier VIII. Parteitag heißt – entgegenfahren kann. Wie es scheint, haben aber die Skipper der Genossen Kressel, Uhlig, Podzun und Eichler schon vor Beginn der Segelmanöver eine „Eule" gefangen, d. h. eine unbeabsichtigte, ohne Segeländerung erfolgte Wendung vollzogen.

Dennoch: Die Bahnmarken, die es in der gegenwärtigen Wettfahrt anzusteuern gilt, sind bekannt, wenngleich sie individuell unterschiedliche Namen, Zeichen und Zahlen tragen. Ausgehend von der Segelorder ist es für den Unteroffiziersschüler Stefan Unterbeck „die Note 1 in der politischen, militärischen und spezialfachlichen Ausbildung. Ich bin nicht aus irgendeiner Laune heraus Soldat auf Zeit geworden, sondern weil ich mir sage, daß es notwendig ist, etwas mehr für die sozialistische Landesverteidigung zu tun als nur das gesetzlich Verlangte. Ich möchte ein guter Unteroffizier werden. Deswegen mein Streben nach Höchstleistungen und die kritische Selbstkontrolle, der ich mich selber unterwerfe." Das Ziel, das die Soldaten Kai Willgrube und Waldemar Geiß anpeilen, heißt Normunterbietung; beim Bau der Schützenmulde und beim vollständigen Anlegen der Schutzbekleidung wollen sie die für die Note 1 gültigen sogar noch verbessern: „Von 21 : 00 auf 20 : 00 min bzw. von 5 : 0 auf 4 : 30 min." Die Genossen um den Gefreiten Herbert Suschka haben sich vorgenommen, die „bisher erzielte Zeit von 25 (Bestnote) für das Absitzen vom SPW während des Angriffs um 3 Sekunden zu verringern". Unterfeldwebel Peter Richnow, Panzermotorenwart, hilft seinen Kameraden „in einem außerhalb der Dienstzeit durchgeführten Zirkel, sich auf den Erwerb der Klassifizierungsspange vorzubereiten". Der Gefreite Heinz-Rainer Kramer, Hundeführer, orientiert sich besonders darauf, seine Schießergebnisse zu verbessern; nach den ersten beiden Übungen konnte er schon eine 1 und eine 2 verbuchen. „Sie zeigen hoffentlich, daß ich mich nicht mehr nur – wie noch im vergange-

Illustration: Harry Parschau

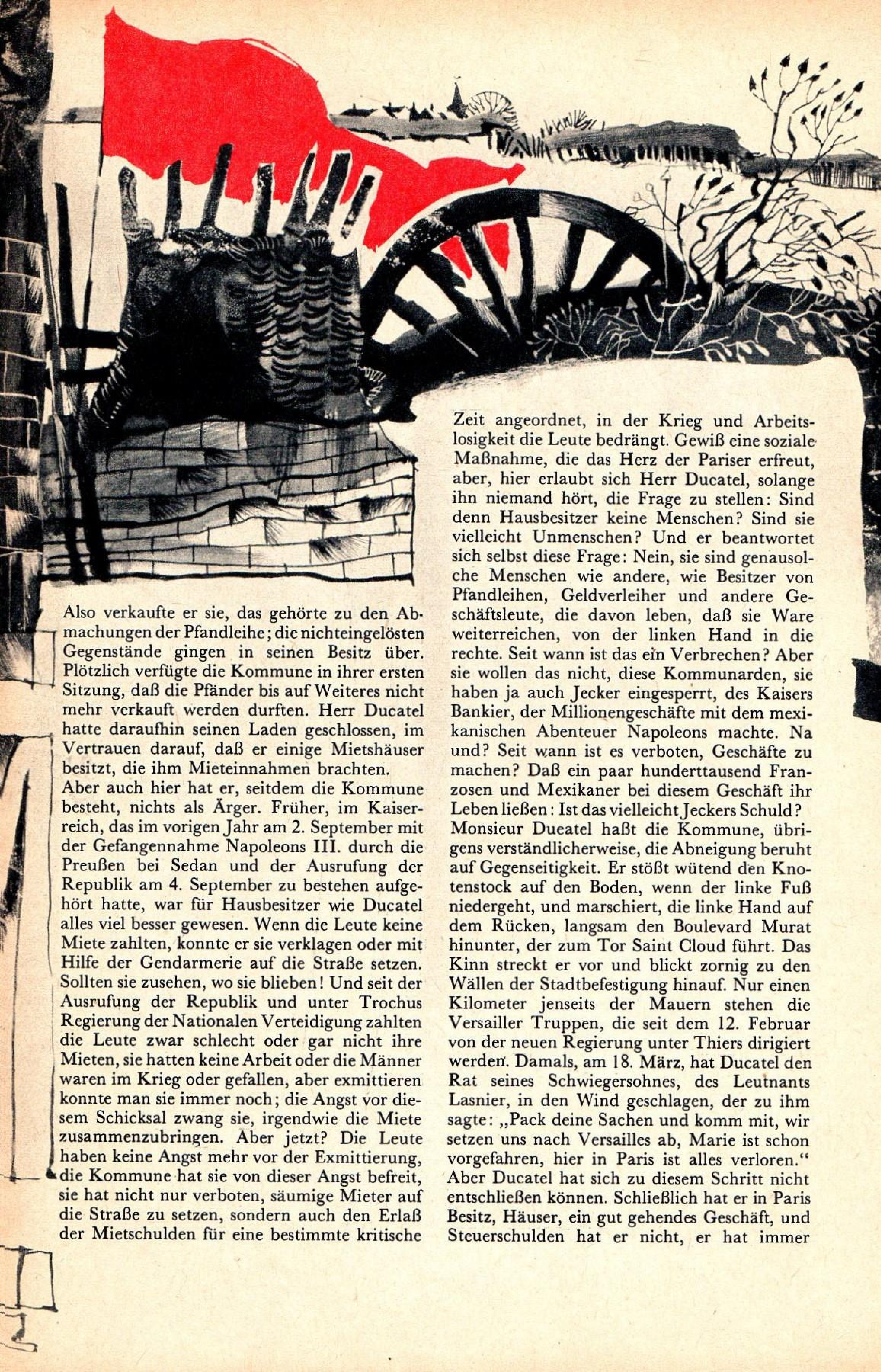
nen Ausbildungsjahr – auf meinen Hund verlasse!“ Insgesamt haben 514 von 561 befragten Genossen ihre Positionen bestimmt und steuern mit konkreten, abrechenbaren Programmen und Verpflichtungen der Ziellinie „VIII. Parteitag“ entgegen, gewillt und bereit, zu Ehren der Partei und zur allseitigen Stärkung der DDR militärische Höchstleistungen zu vollbringen.
Die Pinne (zu Land: Ruder) wurde bei 84 % der 514 in kollektiver Beratung auf die von jedem zu übernehmende Aufgabe gestellt; bei 322 Genossen geschah das zusammen mit Skipper und Steuermann. Folglich bestätigen 96 % aller Genossen, die ein persönliches Kampfprogramm haben, daß sie die darin genannten Ziele für real und erreichbar halten. Allerdings: „Allein auf sich gestellt, wird das kaum möglich sein“, meint Stabsmatrose Herbert Jeifs, sagen 87 % aller 514 Befragten. Mehr als ein Drittel betont ausdrücklich: „Dazu brauche ich die Hilfe der Vorgesetzten und des Kollektivs.“
Die hohen Verpflichtungen der Besatzungsmitglieder verpflichten demnach den Jachtkapitän, ihnen nach Kräften bei der Erfüllung zu helfen. Oberleutnant Günter Zaltmann hat da volle Segel gesetzt und beherrscht offenbar auch die Segeltechnik: „Zunächst mal habe ich mich genau informiert, wozu sich welche und wieviel Genossen verpflichtet haben. Das ist außerordentlich wichtig, beispielsweise für die organisatorische und materielle Sicherstellung. Um ihren Kraftfahrer bei Bedarf ersetzen zu können, wollen drei Genossen fahren lernen. Wenn wir, die Vorgesetzten, das technisch nicht möglich machen und sie nicht ordentlich darauf vorbereiten, wird nie was draus! Genauso ist es bei denen, die die Schützenschnur erwerben, eine Klassifizierung ablegen, im Zirkel junger Sozialisten studieren oder die Bedingungen für das Militärsportabzeichen erfüllen wollen. Oder nehmen wir die Ausbildungsnormen: Sie zu erreichen oder gar zu unterbieten, setzt Normenkenntnis und hartes Normentraining voraus. Das alles – und noch viel mehr – muß von den Vorgesetzten geleitet, organisiert und sichergestellt werden. Ich glaube, das sind wir den Genossen und der Sache, der ihre Verpflichtungen dienen, schuldig.“
Viele Skipper, so zeigt sich schon heute, werden ihre Rennverklarung am 14. Juni mit reinem Gewissen abgeben können. Gefreiter Hans Aubrich jedenfalls bescheinigt seinem Zugführer, daß „er alles tut, um es uns zu ermöglichen, unsere Verpflichtungen zu erfüllen. Sei es durch die wöchentliche Auswertung des Wettbewerbs oder durch die exakte Information darüber, wo jeder steht, oder durch einen wohlorganisierten Dienstablauf, der das regelmäßige Stattfinden aller Qualifizierungsmaßnahmen – im und außer Dienst – garantiert.“ Damit tut Leutnant Karl Semkow, tun aber zugleich auch die Vorgesetzten des Matrosen Jürgen Fiedler, des Soldaten Hans-Walter Schmidt und des Gefreiten Alfred Salzbrenner genau das, was jeder Skipper in der Rennverklarung noch mal ehrenwörtlich zu erklären hat: Daß er bei der Wettfahrt die Segelvorschriften ein- sowie sich seemännisch richtig verhalten hat und jederzeit einwandfrei gesegelt ist...
Erhebliche Schwierigkeiten sehe ich dieserhalb jedoch in der Einheit Engler, wo die „Hilfe“ der Vorgesetzten (nach dem Bericht des Unteroffiziers Herbert Oettel) offenbar nur darin besteht, so manches „Sportabzeichen-Ergebnis zu korrigieren, sprich: die wirklichen Leistungen zu ‚verschönern‘“. Oder aber dem zur Ablegung der Klassifikation III bereiten Unterfeldwebel Willy H. „keine Möglichkeit zu geben, sich der dafür erforderlichen Prüfung zu unterziehen“. Mit Recht stellt Unteroffizier Klaus-Dieter Brüdgam deshalb die Frage, warum die Unterstützung so gering ist – „schließlich zielen unsere Verpflichtungen ja nicht in erster Linie auf die Auszeichnungen, sondern auf die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft“. Ergo sei all jenen Skippern und Steuerleuten, von denen 8 % unserer 514 Befragten sagen, daß sie sich nicht darum kümmern, wie ihre Besatzungsmitglieder die zum VIII. Parteitag übernommenen Verpflichtungen erfüllen, ein Wort von Generalleutnant Siegfried Weiß ins Logbuch geschrieben: „Besonders die Kommandeure müssen stets davon ausgehen, daß die Erfüllung des Kampfprogramms nicht allein vom guten Willen und der Fähigkeit des einzelnen oder des Kollektivs abhängt, sondern die vollste Unterstützung aller Vorgesetzten, der Partei- und FDJ-Organisation verlangt. Jeder Kommandeur ist verpflichtet, durch eine gute Führungstätigkeit die organisatorischen und materiellen Voraussetzungen für die Erfüllung der Verpflichtungen zu schaffen und seinen Unterstellten mit gutem Beispiel voranzugehen.“
Bei gerefftem Segel nützt der beste Segelwind nichts. Der Skipper muß es schon voll setzen und richtig brassen, um auf das beste Wettfahrttempo und damit zum Regattasieg zu kommen.

K. H. Freitag



J. C. SCHWARZ

Am Morgen des 21. Mai 1871, einem herrlichen sonnigen Maisonntag, geht an der Stadtmauer im Osten von Paris in der Nähe des Tores Saint Cloud der Bürger Ducatel spazieren.
Seit heute früh schweigen die Kanonen der Versailler Belagerer. Sie machen wohl auch Sonntag. Wie die Kommune, die heute in den Tuilerien für die Witwen und Waisen ein Wohltätigkeitskonzert gibt.
Ducatel hat Kummer. Nicht nur seine Verdauung macht ihm Sorgen, deren Funktionieren mit Hilfe der illegalen Vorräte in seinem Keller übermäßig auf die Probe gestellt wird. Nach der Philosophie des Herrn Ducatel muß ein ehrenwerter Bürger wie er in unruhigen Zeiten verstärkt seinem leiblichen Wohl zu dienen bestrebt sein, um ein Gegengewicht gegen die von außen kommenden Belastungen zu schaffen. Dieses Gegengewicht macht sich als Gewicht des Körpers bemerkbar. Vom ersten Tage ihres Bestehens an, seit dem 18. März, hat sich diese sogenannte „Kommune von Paris" gegen ihn gestellt, sie lähmt durch ihre Verordnung seine gesamte geschäftliche Tätigkeit. Bis zum 18. März lebte er davon, daß er mit Gewinn die nicht eingelösten Pfänder verkaufte, die ihm die armen Leute brachten, wenn sie ihre Miete nicht mehr bezahlen konnten oder sonstwie in Schwierigkeiten geraten waren. Was konnte er dafür, daß sie in Schwierigkeiten gerieten! Was ging ihn das an! Er war kein Wohltätigkeits-Institut! Er hatte ihnen für Uhren, Möbelstücke, Bilder, Kettchen und Porzellangeschrirr gute Preise gezahlt, seiner Meinung nach. Sie hätten ihm ja nach vier Wochen das Geld zurückbringen und die Sachen wieder mitnehmen können, solange bewahrte er sie in seiner Pfandleihe auf. Aber sie brachten das Geld nicht, und die Gegenstände blieben liegen.



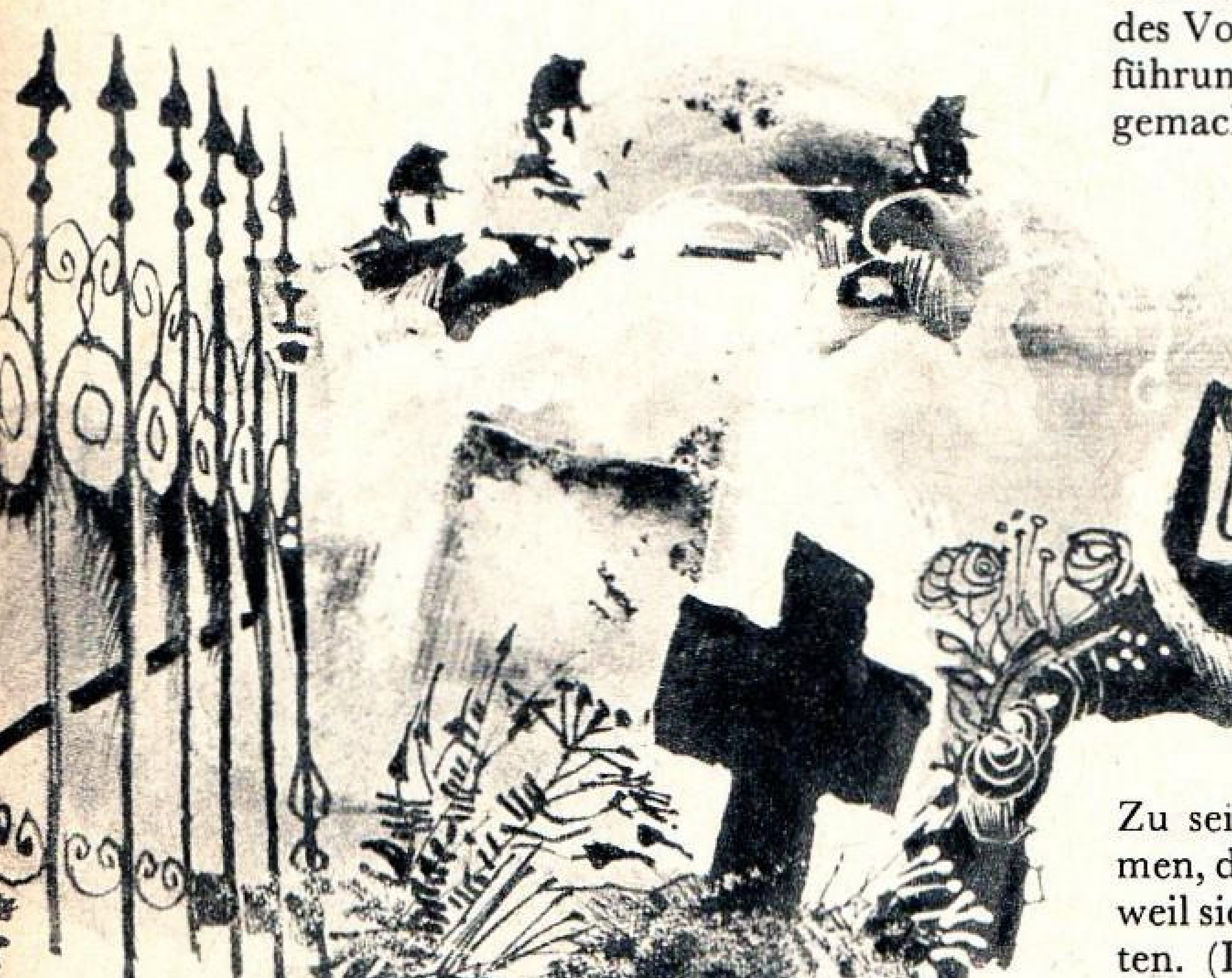
Also verkaufte er sie, das gehörte zu den Abmachungen der Pfandleihe; die nichteingelösten Gegenstände gingen in seinen Besitz über. Plötzlich verfügte die Kommune in ihrer ersten Sitzung, daß die Pfänder bis auf Weiteres nicht mehr verkauft werden durften. Herr Ducatel hatte daraufhin seinen Laden geschlossen, im Vertrauen darauf, daß er einige Mietshäuser besitzt, die ihm Mieteinnahmen brachten.
Aber auch hier hat er, seitdem die Kommune besteht, nichts als Ärger. Früher, im Kaiserreich, das im vorigen Jahr am 2. September mit der Gefangennahme Napoleons III. durch die Preußen bei Sedan und der Ausrufung der Republik am 4. September zu bestehen aufgehört hatte, war für Hausbesitzer wie Ducatel alles viel besser gewesen. Wenn die Leute keine Miete zahlten, konnte er sie verklagen oder mit Hilfe der Gendarmerie auf die Straße setzen. Sollten sie zusehen, wo sie blieben! Und seit der Ausrufung der Republik und unter Trochus Regierung der Nationalen Verteidigung zahlten die Leute zwar schlecht oder gar nicht ihre Mieten, sie hatten keine Arbeit oder die Männer waren im Krieg oder gefallen, aber exmittieren konnte man sie immer noch; die Angst vor diesem Schicksal zwang sie, irgendwie die Miete zusammenzubringen. Aber jetzt? Die Leute haben keine Angst mehr vor der Exmittierung, die Kommune hat sie von dieser Angst befreit, sie hat nicht nur verboten, säumige Mieter auf die Straße zu setzen, sondern auch den Erlaß der Mietschulden für eine bestimmte kritische Zeit angeordnet, in der Krieg und Arbeitslosigkeit die Leute bedrängt. Gewiß eine soziale Maßnahme, die das Herz der Pariser erfreut, aber, hier erlaubt sich Herr Ducatel, solange ihn niemand hört, die Frage zu stellen: Sind denn Hausbesitzer keine Menschen? Sind sie vielleicht Unmenschen? Und er beantwortet sich selbst diese Frage: Nein, sie sind genausolche Menschen wie andere, wie Besitzer von Pfandleihen, Geldverleiher und andere Geschäftsleute, die davon leben, daß sie Ware weiterreichen, von der linken Hand in die rechte. Seit wann ist das ein Verbrechen? Aber sie wollen das nicht, diese Kommunarden, sie haben ja auch Jecker eingesperrt, des Kaisers Bankier, der Millionengeschäfte mit dem mexikanischen Abenteuer Napoleons machte. Na und? Seit wann ist es verboten, Geschäfte zu machen? Daß ein paar hunderttausend Franzosen und Mexikaner bei diesem Geschäft ihr Leben ließen: Ist das vielleicht Jeckers Schuld?
Monsieur Dueatel haßt die Kommune, übrigens verständlicherweise, die Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Er stößt wütend den Knotenstock auf den Boden, wenn der linke Fuß niedergeht, und marschiert, die linke Hand auf dem Rücken, langsam den Boulevard Murat hinunter, der zum Tor Saint Cloud führt. Das Kinn streckt er vor und blickt zornig zu den Wällen der Stadtbefestigung hinauf. Nur einen Kilometer jenseits der Mauern stehen die Versailler Truppen, die seit dem 12. Februar von der neuen Regierung unter Thiers dirigiert werden. Damals, am 18. März, hat Ducatel den Rat seines Schwiegersohnes, des Leutnants Lasnier, in den Wind geschlagen, der zu ihm sagte: „Pack deine Sachen und komm mit, wir setzen uns nach Versailles ab, Marie ist schon vorgefahren, hier in Paris ist alles verloren.“ Aber Ducatel hat sich zu diesem Schritt nicht entschließen können. Schließlich hat er in Paris Besitz, Häuser, ein gut gehendes Geschäft, und Steuerschulden hat er nicht, er hat immer



pünktlich Steuern gezahlt. Warum sollte er fliehen? Anders der junge Lasnier, der außer seinem Leutnantssold nichts zu verlieren hatte und dem man seinen Sold in Versailles weiter auszahlen würde. Denn Thiers, den die Nationalversammlung in Bordeaux am 12. Februar zum Ministerpräsidenten berufen hat und der dann mit seinen Ministern ebenfalls nach Versailles geflohen war, als er sah, daß sich seine Linientruppen mit dem Pariser Volk verbrüderten und die Waffen fortwarfen oder sich der aufständischen Pariser Nationalgarde anschlossen, braucht solche Offiziere wie Lasnier, er muß in Versailles eine neue Armee aufbauen. Monsieur Ducatel bleibt plötzlich zu Füßen einer der schmalen Steintreppen stehen, die hinauf auf den Wall führen. Seit einer halben Stunde spaziert er an diesen Steintreppen vorbei, es ist jetzt die fünfte, und niemand hält ihn auf und fragt ihn, wer er ist. Offensichtlich sind die Verteidiger, die sich gestern auf Grund des heftigen Beschusses von den vorgeschobenen Stellungen zurückgezogen haben, noch nicht zurückgekehrt. Selbst Ducatel, der ein Gegner der Kommune ist, schüttelt über diese Nachlässigkeit den Kopf. Überhaupt ist weit und breit kein Bewaffneter zu sehen. Von Fabré, einem seiner Freunde, der im Stadthaus arbeitet, dem Sitz der Kommune, hat er Verschiedenes gehört. Fabré ist ein in Schwierigkeiten geratener Geschäftsmann wie Dueatel, aber von jeher ein gewiefter Beobachter der politischen Ereignisse. Er kennt sich in den Richtungen und Strömungen aus wie ein professioneller Politiker. Er hat sich der Kommune als Schreiber zur Verfügung gestellt. Erst gestern hatte Ducatel den Besuch Fabrés. ,,Es geht alles drunter und drüber“, sagte Fabré. ,,Kriegskommission, Wohlfahrtsausschuß und Kommune liegen in dauerndem Streit miteinander. Kein Wunder bei so verschiedenen Richtungen im Rat der Kommune: Da sind Varlin, Frankel, Dobrowski, Pollier und Luise Michel als Vertreter der Arbeiter und die kleinbürgerlichen Demokraten Vaillant, Grousset und Delescluze. Zusammen führte sie ihr gemeinsamer Haß gegen die Gefahr einer Restaurierung der Monarchie, wie sie von der Nationalversammlung in Bordeaux ausgeht, deren Mitglieder in der Mehrheit insgeheim gegen die Republik sind. Aber getrennt sind sie durch ihre verschiedenen Auffassungen wie weit man gehen darf und muß bei der Niederhaltung der alten Macht. Das Volk ist auf der Seite der Kommunarden, das ist klar, und die militärischen Führer rechnen mit der Unbesiegbarkeit des Volkes. Aber das ist eine Sache, die auf die Dauer ohne straffe Organisation und ohne Wachsamkeit nach einem zentralen Plan nicht funktioniert. Wenn Thiers wüßte, was hier los ist, würde er einfach nachts durch die Tore marschieren.“ An diese Worte muß Ducatel jetzt denken. Die Verteidiger der Mauer scheinen sich an dieser Stelle, am Tor von Saint Cloud, einen schönen Sonntag gemacht zu haben. Inzwischen wird ihre Mauer von Thiers Angst beschützt.

Typisch, daß Leutnant Lasnier vor 14 Tagen nach Paris zurückkehren konnte, ohne daß ihn jemand aufhielt oder nach seinen Papieren fragte. Natürlich war er zivil gekleidet, und zwar möglichst schlecht, er sollte nach ,,Volk“ aussehen. Solange die Tore nicht unter Beschuß lagen, konnte jeder in Paris ungehindert ein-

und ausgehen. Der arme Lasnier, denkt Ducatel gerührt, während er langsam die Steintreppe hinaufsteigt, mit einer gewissen Neugierde. Er möchte gern erfahren, ob ihn endlich jemand fragen wird, was er hier sucht. Für diesen Fall ist er vorbereitet, er wird sagen, er sei Aufseher über städtische Anlagen, und die Mauer ist ja eine städtische Anlage. In der Tat hat ihm Fabré vorgeschlagen, sich um einen derartigen Posten zu bewerben, die Kommune sucht derartige Personen, und da die Geschäfte schlecht gehen, erwägt Ducatel seit einigen Tagen, ob er den Rat Fabrés befolgen soll. Armer Lasnier, denkt er jetzt. Daß Lasnier nicht der einzige Agent ist, den Thiers aus Versailles herüberschickte, weiß Ducatel aus sicherer Quelle, nämlich von Lasnier selbst. Es müssen Dutzende von solchen Agenten in Paris sein. Die Kommune fühlt sich stark, weil das Volk auf ihrer Seite ist; sie vernachlässigt die einfachsten Gesetze der Wachsamkeit. Fabré hat berichtet, daß sie noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, eine Abwehrorganisation aufzubauen. In manchen Boulevardkaffees sitzen gewisse Leute



herum und erklären laut, daß die Kommune schlachtreif ist und ausgerottet werden muß. Lasnier, der sofort seinen Schwiegervater aufsuchte, erzählte unter anderem von einer Frau Legros, einer Schneiderin mit einer größeren Werkstatt. Frau Legros ließ ihre Arbeiterinnen blau-weiß-rote Armbinden nähen, die die als Nationalgardisten verkleideten Konterrevolutionäre am Tage des Einzuges der regulären Armee tragen sollten, um sich bei der Durchführung ihrer verschiedenen konspirativen Aufgaben den Soldaten gegenüber als Freunde Thiers kenntlich zu machen.

Aber die Sache ist schiefgegangen. Frau Legros bezahlte die Arbeiterinnen nicht pünktlich, und weil die Kommune die Gleichberechtigung der Frauen und ihr Recht auf Lohngleichheit mit den männlichen Arbeitern eingeführt hat, gingen einige der Frauen ins Stadthaus, um sich zu beschweren, in der Annahme, die Armbinden würden im Auftrag der Kommune genäht werden. So kam die ganze Sache ans Tageslicht, und Lasnier und einige seiner Helfer, die mit drin hingen, wurden erschossen. Der arme Lasnier! Jetzt konnte Ducatels Tochter das Versailler Pflaster mit ihren Witwentränen netzen.

Ducatel, der langsam zum Wall hinaufsteigt, muß jetzt an all diese schrecklichen Geschichten denken. Was für eine Zeit! Warum hat sich Paris nicht mit Thiers abfinden können, dem gewählten Ministerpräsidenten der 3. Republik, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, zu erklären, daß er Republikaner sei. Jetzt hatte man den Bürgerkrieg!

Freilich muß sogar Ducatel zugeben, daß sich die Republikaner unter Trochu im September des Vorjahres durch ihre lasche Art der Weiterführung des Krieges nach Sedan verdächtig gemacht hatten. Ducatel hat gute Beziehungen. Zu seinen Kunden gehörten auch reiche Damen, die ihm heimlich ihren Schmuck brachten, weil sie Geld für ihre kleinen Liebhaber brauchten. (Ducatel hat in solchen Fällen schon vor Bestehen der Kommune das Verbot des Pfänderverkaufs eingeführt.) Deshalb weiß er besser als andere, daß Thiers, der damals bereits eine einflußreiche Position innehatte, im Auftrag dieser Regierung kurze Zeit nach Sedan bereits geheime Emissäre zu Bismarck schickte. Diese „Regierung der nationalen Verteidigung“ wollte lieber mit dem Feind paktieren, um einige Macht zu behalten, bevor das Volk selbst Machtansprüche anmelden konnte. Nach dem Waffenstillstand war es Thiers, der sich auf sein Republikanertum berief und sich als Volkstribun aufspielte. Aber er dachte wie Trochu und unterzeichnete den Vorfrieden, der

den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und die an Preußen zu zahlende Riesenkontribution nebst vorübergehender Besetzung des östlichen Vorfeldes von Paris einschloß. Als er schließlich am 18. März auch noch versuchte, die Nationalgarde zu entwaffnen und sich anschickte, die Kanonen zu entführen, die aus den Spenden des Volkes von Paris bezahlt worden waren, gingen die Pariser Arbeiter auf die Straße, unterstützt von einem Teil des Kleinbürgertums, und warfen Thiers hinaus. Die Linientruppen Thiers kehrten die Gewehre um und gingen zur Kommune über. Thiers floh nach Versailles, zitternd vor Angst, begleitet von nicht mehr als 5000 treu gebliebenen Soldaten und Offizieren, und schwor blutige Rache.

Das ist die Geschichte, deren äußere Umstände wie jedem Pariser auch Ducatel bekannt sind, obwohl er manches anders formulieren, die wertenden Akzente anders verteilen würde. Er ist ja ein Typ wie Thiers, er liebt nicht Gleichheit und Brüderlichkeit, er findet es schön, wenn die Welt so aussieht, daß man sagen kann: Gott will den Reichtum, und Gott will die Armut. Die Kommune, diese Arbeiter und Arbeiterinnen von Paris und gewisse Kleinbürger, wollen Gott ins Handwerk pfuschen. Das ist Ducatels Meinung.

Er ist eben auf dem Wall angelangt. Kein Soldat ist zu sehen, kein Nationalgardist. In ehrfürchtig gewahrtem Abstand von 800 bis 1000 Metern liegen die wohlausgerüsteten Truppen aus Versailles, ihre Mützen an einem fernen Waldrand sehen aus wie Reihen von Pilzen. Manchmal schießen sie Löcher in die Luft, um zu zeigen, daß sie da sind. Trotz der großen Zahl von Agenten, die Thiers in die Stadt geschickt hat, haben sie immer noch keine rechte Vorstellung von dem militärischen Wert der Paris-Verteidigung, sie fürchten die Kommune wie Thiers, ihr Chef. Ducatel, Feind der Kommune, schüttelt den Kopf über den Leichtsinn der Kommunarden. Er stochert in der Asche eines verlassenen Feuerplatzes herum, klopft mit dem Knotenstock auf alte zerbeulte Töpfe, die herumliegen, schiebt mit der Fußspitze leere Patronenhülsen vor sich her. Ein paar Schritte weiter, unter einer erhöhten Brustwehr mit Schießscharten, liegt das Tor, zu dem eine Steintreppe hinunterführt. Irgendwo flattert an einer Stange eine etwas eingerissene rote Fahne. Die Wiese jenseits der Mauer ist von drei Straßen durchschnitten, die am Tor zusammenlaufen und in der Ferne strahlenförmig auseinander und einem Wald zueilen. Dort am Waldrand haben sich die Versailler eingegraben. Ducatel ist kein Soldat, er fürchtet den Krieg. Er ist der Meinung, daß sich mit dem Krieg andere beschäftigen sollen, Leute, die das Kriegshandwerk erlernt haben, nicht er. Er ist nur auf die Mauer hinaufgestiegen, weil es ein so schöner Maien-Tag ist und ringsum still, und die Brombeer-Sträucher blühen und die Wiese



unten summt, sieht man ab von gelegentlichen fernen Schüssen, die ein Kriegshandwerker loszulassen sich bemüßig fühlt. Ducatel setzt sich auf eine Kiste und malt mit der Stockspitze im Staub des Steinbodens.

Was für ein Volk, diese Pariser! Sie gehen für Dinge auf die Straße, deretwegen Ducatel nicht einmal im Traume daran denken würde, sich zu ereifern. Die Vendome-Säule! Wen störte sie? Ihn, Ducatel, am wenigsten. Es war nur vor ein paar Tagen, am Dienstag. Hatten sie denn erst jetzt entdeckt, daß auf der Spitze der Säule der in Erz gegossene Napoleon stand, obwohl die Familie Bonaparte seit Sedan ausgespielt hatte? Ducatel war hingegangen, um sich das Schauspiel anzusehen. Agenten der Lasniers-Erben-Company hatten versucht, die Arbeiter, die die Säule stürzen sollten, zu bestechen. Ducatel weiß das von seinem Freund im Stadthaus, aber die Arbeiter hatten das

Illustrationen: Karl Fischer

ihnen angebotene Geld abgelehnt, denn die Vendôme-Säule war Symbol des Kaiserreiches und wurde so gehaßt wie der letzte Napoleon. Um zwei Uhr wogte eine zahllose Menschenmenge durch die der Säule benachbarten Straßen, in unruhiger Erwartung der kommenden Dinge. Der Ingenieur hatte die Säule oberhalb des Sockels ansägen lassen und ein breites Bett von Reisig, Sand und Dung vorbereitet, daß in der Mitte der Rue de la Paix ausgebreitet war. Ein an der Spitze der Säule befestigtes Tau wickelte sich um eine Winde, die am Eingang der Straße befestigt war. Der Platz war voll von Nationalgardisten und Neugierigen. Die Kapelle spielte die Marseillaise, die Winde drehte sich, aber die Rolle zerbrach, eine neue Rolle mußte geholt werden. Um halb sechs drehte sich die Winde aufs neue. Einige Minuten später gab die Säulenspitze langsam nach, der Schaft neigte sich allmählich, zerbrach plötzlich in der Luft mit blitzähnlichem Zickzack und fiel dumpf dröhnend. Der Kopf Napoleons rollte auf den Boden, sein Arm war vom Rumpf getrennt. Ein ungeheures Jauchzen stieg aus tausend Kehlen auf. Man erkletterte die Trümmer, und von begeisterten Zurufen begrüßt erhob sich plötzlich eine rote Fahne auf dem leeren Sockel. Diese Szene wird Ducatel niemals in seinem Leben vergessen. Für die Pariser bringt Thiers, der vor den Toren steht, in seinem Tornister die Monarchie mit sich, ein neues hassenswertes Kaiserreich, den vierten Verrat ihrer Republik, seine Nähe hatte sie an die Vendôme-Säule erinnert.

In der Tat, Thiers und Napoleon III. werden gleichermaßen gehaßt. Seit seiner Flucht hat Thiers unablässig die Kommunarden als Mordbrenner und ganz Paris als Verbrecherstadt beschimpft. Er hat Bismarck um Hilfe gebeten, und Bismarck hat französische Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt und den in Wiesbaden gefangen gehaltenen General Mac Mahon, der den Krieg gegen die Preußen verlor und ihn gegen Paris gewinnen soll. Aus 5000 Mann hat Thiers in vier Wochen 130000 gemacht und führte sie mit vollen Kanonen gegen Paris. Jetzt erst beginnen die Kommunarden zu verstehen, wie falsch es gewesen war, daß sie ihn am 18. März nicht verfolgt haben und ihn entkommen ließen. Sie stürzten am 16. Mai die Vendôme-Säule, sie wollten damit sagen: Wir werden keinen neuen Napoleon dulden.

Aber einen Tag später, am 17. Mai, also vor vier Tagen, haben Agenten die Pulverfabrik in der Avenue Rapp in die Luft gesprengt. Eine Flammengarbe aus geschmolzenem Blei, menschlichen Überresten und brennenden Balken stieg vom Marsfeld in ungeheure Höhen auf und besäte die Umgebung mit Kugeln. Vier Häuser stürzten ein, mehr als 400 Personen wurden verstümmelt. Die Katastrophe wäre noch größer gewesen, wenn nicht die Feuerwehrleute der Kommune sofort zur Stelle gewesen wären und die Patronenkarren und Pulverfässer den Flammen entrissen hätten. Alle sagten: „Das ist die Rache der Versailler für den Sturz der Vendôme-Säule“. Aber die Freunde Leutnant Lasniers konnten ungestört weiter arbeiten. Sie wurden fast nie entdeckt. Ihrer Tätigkeit ist es auch zuzuschreiben, daß die Kanonen auf dem Montmatre vernagelt sind und langsam verrosten, während die Verteidiger der Stadt über Mangel an Geschützen klagen. Die Schanzarbeiten von den Firmen, denen sie übertragen waren, werden nur langsam durchgeführt und wichtige Befestigungen bleiben unausgeführt.

In diesem Augenblick, während Ducatel mit dem Knotenstock im Staub der Stadtmauer malt und seinen Gedanken nachhängt, hört er plötzlich in nächster Nähe einen kleinen Pfiff und kurz danach den Aufschlag einer Bleikugel auf dem Steinboden. Daß es kurz vorher in der Ferne geknallt hat, fiel ihm nicht weiter auf, denn die Pariser haben sich in den letzten Wochen an diese Knallereien gewöhnt. Er springt erschrocken auf. Die Versailler müssen ihn auf der Mauer gesehen und für einen Nationalgardisten gehalten haben. Er ist doch aber keiner. Wie soll er ihnen das, um Gottes Willen, klarmachen? Alles weitere, was er jetzt tut, hat er in Büchern gelesen. Er beginnt nämlich, aus Leibeskräften sein weißes Taschentuch zu schwenken, um seine Harmlosigkeit zu bekunden, reißt noch aus seinem Hemd einen Fetzen und fuchtelt mit beiden Armen, weiße Tücher haltend, wild durch die Luft, damit man drüben aufhöre, auf ihn zu schießen.

Aber bei diesen gymnastischen Übungen kommt ihm plötzlich ein tollkühner Gedanke. Was, wenn er den Versaillern einen Wink geben würde, daß das Tor Saint Cloud zur Zeit unbesetzt ist, daß sie nur eine Leiter brauchen, um es zu öffnen und in Paris einzudringen? Diese Idee gewinnt solche Macht über ihn, daß er das Herumfuchteln systematisiert und wie ein Matrose auf einem Schiff signalisierend dasteht.

Nach einer Weile lösen sich in der Ferne aus dem Waldstreifen zwei Reiter und sprengen auf das Tor zu. Sie tragen rote Hosen, das Zeichen der Versailler Linientruppen. Beim Näherkommen sieht Ducatel, daß es Offiziere sind. „Das Tor ist frei“, ruft er ihnen zu, sobald sie nah genug sind, um ihn zu hören. „Das Tor ist frei.“

Zum Teufel, sie trauen ihren Ohren nicht. Soll das eine Falle sein? Oder ist das einer der Agenten Thiers, der ihnen das Tor öffnen will? Sie

Fortsetzung auf Seite 88



Im „Western" nichts Neues?

Wie behutsam, ja liebevoll doch der Onkel Doktor die hübsche Stirn betupft. Es ist ja auch seine Braut. Genauer gesagt: der Kopf seiner Braut. Dieser Kopf ist alles, was nach einem Autounfall von ihr übriggeblieben ist. Was indes keinen Beinbruch bedeutet. Der Doktor hat nämlich ein Serum entdeckt, mit dem nicht zusammengehörende Körperteile zusammengefügt werden können. Und also zieht der findige Mann von einer Schönheitskonkurrenz ins nächste Striptease-Lokal, immer auf der Suche nach dem idealsten Unterteil für sein geliebtes Köpfchen Braut. Ja, der Onkel Doktor ist im doppelten Sinne nicht kopflos.
So die Handlung in dem Gruselkinostück „Der Kopf, der nicht sterben durfte". Er lief bereits vor 10 Jahren über die westdeutsche Leinwand. Abgetrennte Köpfe waren seinerzeit sehr modern. Es gab eine mächtige Welle von Gruselfilmen, die über dem schaudernden Zuschauer zusammenschlug.
Inzwischen ist noch so manche andere Welle durch die Filmtheater gerollt. Die Streifen des amerikanischen Gruselonkels Hitchcock mit dem hübschen Werbeslogan: „Hitchcocks Leichen sind die besten". Oder die Agentengeschichten, in denen edle und harte Superhelden Spione jagen, die natürlich meist mit leicht slawischem Akzent sprechen.
Auch die Gegenwart hat ihre Filmwellen, nur eins hat sie nicht, wie die Springer-„Welt" klagt: „Warum gibt es in der Bundesrepublik keine politischen Filme? Sind wir ein unpolitisches Volks...?" Ja, warum gibt es sie eigentlich nicht?

Wer oben nichts hat, ist unten durch?

Vor genau 75 Jahren, anno 1896 brach ein Film alle Kassenrekorde. In ihm sahen die Zuschauer eine Sensation - den ersten Filmkuß. Ja, lang ist's her. Wen lockt ein Kuß heute noch ins Kino!
Vor genau 25 Jahren begann dann die große Zeit der Sexbomben. Wer oben nichts hatte oder sich nicht durch Spritzen die Büste auf Monroe-Format bringen ließ, war unten durch.
Doch wie harmlos war das noch gegen die Sexwelle, die zur Zeit über die westdeutschen Kinos rast. Bereits die Titel verkünden es: „Zieh dich aus und bete", „Mädchen zwischen Sex und Sünde", „Otto ist auf Frauen scharf", „Die Satansweiber von Tittfield", „Inga – ich habe Lust", „O Darling, was für

ein Verkehr", „Graf Porno und seine Mädchen", „Bengelchen liebt kreuz und quer", „Liebling – vergiß die Peitsche nicht".
In der Werbung zu einem der jüngsten Streifen heißt es: „Mit diesem Film erleben Sie, wie (West-)Deutschland über Nacht zur führenden Sexmacht der Welt wurde".
Wozu der westdeutsche Filmpreisträger Ehmck sein Scherflein beigetragen hat. Er läßt sein Filmpärchen sich in Großaufnahme auf dem Dach eines Autos vereinigen. Und Gott sei Dank hat das Mädchen auch Zugang zu einem Mikroskop. Darunter betrachtet dann die nackte Helga in einer anderen Szene den Samen ihres Partners und stößt dabei begeisterte Schreie aus.
(West)Deutschland über alles! Eine eklige Sex-Flut, in der Tat, aber: Vielleicht hat es auch sein Gutes, daß der Superman James Bond zur Zeit dem Graf Porno unterlegen ist? Denn dann gibt es in den bundesrepublikanischen Filmen zwar viel Po, aber eben keine Politik, wie es ja auch die „Welt" behauptet.
Keine politischen Filme? „Wenn wir die Möglichkeit einer neuen Gesellschaft diskutieren wollen, müssen wir zuerst die Möglichkeiten einer Gesellschaft diskutieren, in der die Liebe an erster Stelle steht", schreibt die westdeutsche Zeitschrift „Filmkritik". Das ist eben die Moral von den zahllosen Bettgeschichten: In der Befriedigung deiner sexuellen Bedürfnisse liegt das höchste Glück; was willst du dich denn von den Kapitalisten befreien; befreie dich von allen überholten sexuellen Konventionen, dann bist du ein freier Mann – das suggerieren die Sexfilme.
Und wenn das keine Politik ist!



„Invasion von der Wege“

So lautete eine westdeutsche Fernsehserie, und die Untersuchung des Publikumszuspruches ergab eine „hohe Sehbeteiligung“. Science-fiction-Filme – wir sagen: utopische Filme – werden hüben und drüben gedreht, aber jeweils mit anderem Inhalt. Charakteristisch für drüben sind auch hier die Titel: „Weltraumbestien“, „Blutrost aus dem Weltraum“, „Feinde aus dem Nichts“, „Gefahr aus dem Weltall“, „Fliegende Untertassen greifen an“. Fast immer erscheinen die Lebewesen von anderen Sternen in westlichen science-fiction-Filmen als Feinde. Mit Horror aus dem Weltraum wird die Angst vor der Zukunft genährt, und das Publikum zahlt es den Filmgesellschaften noch in die Kassen.

Aber geht es nur ums Geschäft? Die Furcht vor der Zukunft schlägt sich doch nieder in Zufriedenheit mit der Gegenwart. „Die bürgerliche Welt ist ja eigentlich noch ganz gut eingerichtet“, ist der Unterton der science-fiction-Filme westlicher Firmen.

Aber Springers „Welt“ entdeckt in der Bundesrepublik keine politischen Filme!

Bliebe zu ergänzen, daß die Münchner Filmproduktionsgesellschaft Bavaria jüngst eine eigene Abteilung für science-fiction eingerichtet hat. Die Invasionen werden also andauern.

„Eigentum macht frei“

Die Bavaria hat einen Namen, der „Landesfilmdienst“ in der Öffentlichkeit kaum. Dabei ist es einer der einflußreichsten Filmverleihe in Westdeutschland. Wer in Vereinen und Schulen, bei Lehrgängen oder Feiern, in der Industrie oder bei der Bundeswehr Filme vorführen will, wendet sich an einen der 9 Filmdienste. Man zählt 6000–7000 Filmdienstkunden pro Bundesland. Allein 1969 erreichte der Rheinland-pfälzische Schmalspur-Verleih bei 53820 Vorführungen mehr als 2,1 Millionen Besucher.
Und was da unter dem Deckmantel des Unterrichtsfilmes gezeigt und geredet wird, hat es in sich. Es geht darin eben nicht nur und nicht vorrangig um Biologie oder Heimatkunde. Da wird vielmehr mit der „Zone“ ins Gericht gegangen, die natürlich von

„sowjetischen Machthabern" und von den „Handlangern Pankows" beherrscht wird. Ein Film über Walter Ulbricht (39 Minuten lang) offenbart einen unverhüllten Haß und ist in einem Jargon gesprochen, den auch Hitlers Propagandachef Goebbels nicht besser beherrschen konnte. Natürlich wird auch filmisch gegen die Sicherung unserer Staatsgrenze zu Felde gezogen, wobei für die armen Schäferhunde ein paar Tränen des Mitleids zerdrückt werden. Kurz, beim Landesfilmdienst tauchen die „Teufel aus dem Weltall" in sehr gegenwärtiger Gestalt aus dem Osten auf – doch in Westdeutschland gibt es keine politischen Filme, schreibt die „Welt".
Und gegen diese „Teufel" ist die allergerechteste Ordnung zu verteidigen. „Eigentum macht frei", heißt zum Beispiel ein 10-Minuten-Farbfilm. Die Empfehlung im Leihkatalog dazu lautet: „Daß die Bildung von Eigentum nur auf dem Wege über die verschiedenen Formen des Sparens möglich ist, wird dem Zuschauer mit leichter Hand nahegebracht". Zur Ausbeutung den Hohn – es bleibt den Zuschauern eben nichts erspart.

•

Wer oben nichts hat, ist unten durch, lautete ein Grundsatz gewisser Filmproduzenten. Für den Sexfilm gilt das nicht mehr, seitdem man gewohnt ist, alles zu zeigen. Dennoch ist dieser Grundsatz die Seele der kapitalistischen Filmproduktion. Einzelne junge Filmschöpfer, die wider den ideologischen Strom schwimmen wollten, sind finanziell untergegangen oder schwimmen wieder mit dem Strom. Man muß es oben schon haben – nämlich auf der Bank.

– th

Bewährung

Fortsetzung von Seite 14

Herz erstarrte und ging, sich häufig umsehend, einige Meter vorwärts. Im feurig-roten Widerschein der Flammen wurden die schwarzen Figuren von Menschen sichtbar, die um die brennenden Häuser herumliefen. Nikolai sah näher hin und erkannte: Faschistische Soldaten schossen mit MPi ins Feuer... Seine Kehle wurde trocken.
Die Flammen züngelten über den Hütten, Ascheflocken wehten auf die unbestellten Felder, Funken stoben, rings um die Brandstätte rannten schwarze kleine Figuren – die Feinde. Jeden Moment hätten sie ihn entdecken und fassen können... Jedoch Nikolai blieb stehen. Unaufhörlich starrte er in die rote Ferne, seine Lippen zuckten.
Plötzlich wandte er sich um und ging wieder zurück, in das Roggenfeld, immer näher auf die Stelle zu, wo die MPi gefeuert hatten. Er gelangte bis zu dem toten Maat Wassiljew, drehte ihn auf den Rücken und tastete auf dessen Brust nach dem Parteibuch des Majors, das er dann in der eigenen Blusentasche barg. Dann nahm er von Wassiljews Riemen die Handgranate ab und robbte weiter, fest an den Boden geschmiegt und bestrebt, sich ins dunkle kalte Erdreich einzudrücken, fort von der Talsenke.
Wieder folgten wilde, undurchdringliche Waldpfade. Nikolai ging fast ohne Rast weiter. Seine Wangen bekamen Bartstoppeln und fielen ein. Manchmal bückte er sich, um im Weitergehen eine Beere mitsamt Stengeln und Blättern zu pflücken, und schluckte sie trotz würgender Übelkeit. Einmal stieß er, hinaustretend auf eine Waldwiese, auf drei Deutsche. Sie hatten sich im Kreis niedergelassen und wollten offenbar gerade essen. Der eine, der ihn zuerst entdeckte, schrie den anderen etwas zu, und schon langten alle drei nach ihren MPi. Seltsamerweise erschreckte Nikolai gar nicht, sondern fühlte sich von einer großen Kraft und Überlegenheit durchdrungen. „Ihr Scheusale!" schrie er in wilder Selbstvergessenheit und langte hinter seinem Gurt die Eierhandgranate hervor. Ganz mechanisch riß seine Linke den Ring ab, und während er die Handgranate warf, fiel er hin. Er sprang auf, rannte ins Gebüsch und warf eine zweite Granate. All das geschah in einem Augenblick. Nikolai war drauf und dran, sich an den Kehlen seiner Gegner festzubeißen, doch als ihm einfiel, daß ihm nur noch eine Granate verblieben war und ein Magazin in seiner Parabellum, rannte er davon, zurück in den Wald, blieb an Gestrüpp hängen und flüsterte mit zusammengekniffenen Lippen, die Granate in der Hand pressend: „Mich kriegt ihr nicht! Mich kriegt ihr nicht..." Und in der Tasche seiner Feldbluse lag das kleine rote Buch. Dieses Büchlein zu den Seinen durchzubringen – das war für ihn zum Hauptinhalt seines Lebens geworden. Er sah im Geist die Regimentskameraden, den verwundeten Major, den Maat Wassiljew. Fühlte deren Blicke auf sich ruhen und marschierte immer weiter, angefeuert von diesen Blicken.
Wie lange er so gegangen, ob eine Stunde, zwei oder gar drei, konnte Nikolai nicht sagen. Er glaubte, dieser Weg habe kein Ende. Plötzlich glühte ganz in der Nähe eine Leuchtkugel auf. Sie beschrieb einen Bogen und überstrahlte die Umgegend mit kaltem grünlichem Licht, dann fiel sie hinterm Wald nieder. Nikolai ging in der Richtung weiter, wo sie verglüht war, und geriet in eine Talsenke. Unter seinen Füßen schmatzte Wasser, im Dunkeln peitschte ein Zweig sein Gesicht. Irgendwo zu seiner Rechten sauste ein feuriger Strahl roter Leuchtspurgeschosse vorbei, begleitet vom dumpfen Geknatter eines MG.
Und wieder stieg eine Leuchtkugel auf, in deren Schein Nikolai einen Stacheldrahtverhau sah und dachte: Hauptsache, ich trete nicht auf eine Mine!
Er begann langsam durch das Drahtverhau zu robben. Seine Hände bluteten, aber er beachtete das nicht. Eine neue Welle von Leuchtspurgeschossen jagte ihn in Deckung auf dem Stacheldraht, dessen spitze Stacheln sich in seinen Körper bohrten.
Das Schießen verstummte plötzlich. Nikolai kroch weiter. Seine Feldbluse war an den Ellbogen, die Hose an den Knien durchgescheuert und hingen in Fetzen von ihm herab. Die Handgelenke schmerzten, sein vom Stacheldraht zerschundener Körper brannte. Doch er kroch und kroch noch immer weiter. In seinem Kopf hämmerte nur ein Gedanke: „Die Hauptkampflinie ist hier, ich brauche sie nur zu überschreiten..."
Und plötzlich drangen vertraute russische Worte zu ihm herüber. Nikolai erstarrte. Seine Arme fuhren kraftlos nach den Seiten hin und her, der Kopf sank ihm auf die Erde. Vor Angst, er könne das Bewußtsein verlieren, erhob er sich und schrie mit rauher, vom langen Schweigen heiserer Stimme: „Genossen! Ich bin einer von uns..."
„Halt! Wer da?" rief eine Stimme hinter der Grabenbrüstung. Ein Gewehrschloß knackte.
„Ich bin einer von uns! Von unseren Truppen! Nicht schießen!" sagte Nikolai hastig, damit man ihn rascher hören möge.
Dann stand er auf und schritt vorwärts, die Hände gegen die Brust gepreßt und ein kaltes salziges Jucken in den Augen verspürend...

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

Werden Mondmobile

Vor mehr als sechs Jahren beschäftigten wir uns an dieser Stelle (AR 1/1965) bereits mit den damaligen Vorstellungen über Spezialfahrzeuge für Mond- und Planetenexpeditionen. Inzwischen ist das, was damals noch als Vorgriff auf eine sehr ferne Zukunft erschien, erregende Wirklichkeit geworden. Seit November 1970 befindet sich der sowjetische „Lunochod 1" im „Meer des Regens" auf seinen Erprobungs- und Erkundungsfahrten.

In dem zuvor erwähnten AR-Beitrag mußte vor allem darauf hingewiesen werden, daß die meisten der oft recht überspannt anmutenden Entwürfe für Fortbewegungsmechanismen nicht zuletzt stark von den seinerzeit noch ziemlich mangelhaften Kenntnissen über die Beschaffenheit der Mondoberfläche beeinflußt waren. So war man sich zwar schon damals über den Elektroantrieb als das für die Bedingungen auf der Mondoberfläche geeignetste Antriebsverfahren allgemein klar, über die zweckmäßigste Beschaffenheit der Fahrwerke gingen jedoch die Ansichten noch weit auseinander. Verschiedentlich konnte nicht einmal von Fahrwerken gesprochen werden, weil die vorgeschlagenen Mobile wie Raupen oder Schlangen über den Mondboden kriechen bzw. als stelzbeinige Käfer laufen sollten.

Als plausibelsten Fahrwerkstyp sahen viele Konstrukteure von Mondfahrzeugen das Kettenfahrwerk an, denn derartige Fahrwerke haben bekanntlich hervorragende Geländeeigenschaften. Wenn auch auf dem Mond schroffe und tiefzerklüftete Oberflächenstrukturen fehlen, so lassen die auftretenden Hindernisse und sonstigen Oberflächenformationen dennoch eine hohe Geländegängigkeit des Mondfahrzeuges als zweckmäßig erscheinen. Neben dem mit Raupenketten ausgestatteten „Mondpanzer" oder „Mondtraktor" war auch von „Rolligons" die Rede. Letztere sollten Fahrwerke mit aufblasbaren großen Plastwalzen oder ähnlich beschaffenen „Bereifungen" haben, um das Mondmobil an einem tieferen Einsinken in den damals noch stark diskutierten, nach Meinung einiger Experten meterdicken Mondstaub zu hindern.

Durch die nachfolgenden Erkundungen auf dem Mond erwies sich das Rolligon-Prinzip als grundsätzlich unnötig. Das Raupenkettenverfahren blieb aus einem anderen Grund „auf der Strecke". Wie man in den sowjetischen und amerikanischen Entwicklungsstätten bei Erprobungen unter simulierten Mondbedingungen bald einsehen mußte, wirken sich die großen Kontaktflächen der breiten Kettenglieder bei den Wechselwirkungen mit dem lockeren Mondoberflächenmaterial äußerst ungünstig für die Antriebsdynamik aus. Man fand vielmehr, daß einzeln aufgehängte und ebenso angetriebene Räder mit Spezialreifen (metallische Siebgitterkonstruktionen) die beste Lösung sind. Wenn man dann, wie bei „Lunochod 1", noch zu einem aus vier paarweise angeordneten Rädern bestehenden Achtradfahrwerk übergeht, erhält man ein praktisch optimales Mond-Chassis. Dieses Prinzip wird man daher mit Sicherheit auch bei den weiterentwickelten Fahrzeugtypen beibehalten. Vor allem, wenn sie einmal in fernerer Zukunft – in Gestalt hermetisch geschlossener Kabinenfahrzeuge mit Ausstiegsschleusen – als dauerhafte mobile Stützpunkte für Monderkundungen durch den Menschen dienen werden.

Auch ein anderes Fortbewegungsprinzip für Mond- und Planetenmobile wird neben den Radfahrzeugen einige Bedeutung erlangen können. Gemeint ist die Idee des Mond-„Hüpfers". Der seinerzeit erstmalig von H. Oberth konzipierte Entwurf des „springenden Mondautos" sah ein Raupenkettenfahrzeug vor, auf dem sich ein in Gelenken bewegliches hohes Federbein befinden, und das eine durch Kreisel stabilisierte Geräte- oder Mannschaftskabine tragen sollte. Das Federbein des merkwürdigen Vehikels war zum Überwinden von schroffen Hindernissen gedacht. Unabhängig davon, daß auf dem Mond – wie eigentlich auch schon damals bekannt war – überhaupt keine so schroffen Oberflächenformen, wie tiefe Spalten oder Steilwände vorhanden sind, eine diesbezügliche Springtechnik also nicht notwendig wäre, hat das Hüpfprinzip dennoch sehr vieles für sich. Die Mondoberfläche zeigt in den Großformationen und auch sonst nur relativ schwach geböschte Strukturen. Das macht ein Befahren mit dem Typ „Lunochod" möglich. Aus den Fahrberichten von „Lunochod 1" geht eindeutig hervor, daß die Fortbewegung in Gegenden mit zahlreichen Kratergruben oder dichteren Trümmerblockfeldern für die Fahrzeugführung doch erhebliche Schwierigkeiten bereiten kann. Besonders „rauhe" oder sonstwie schwierig zu befahrende Wegstrecken müssen

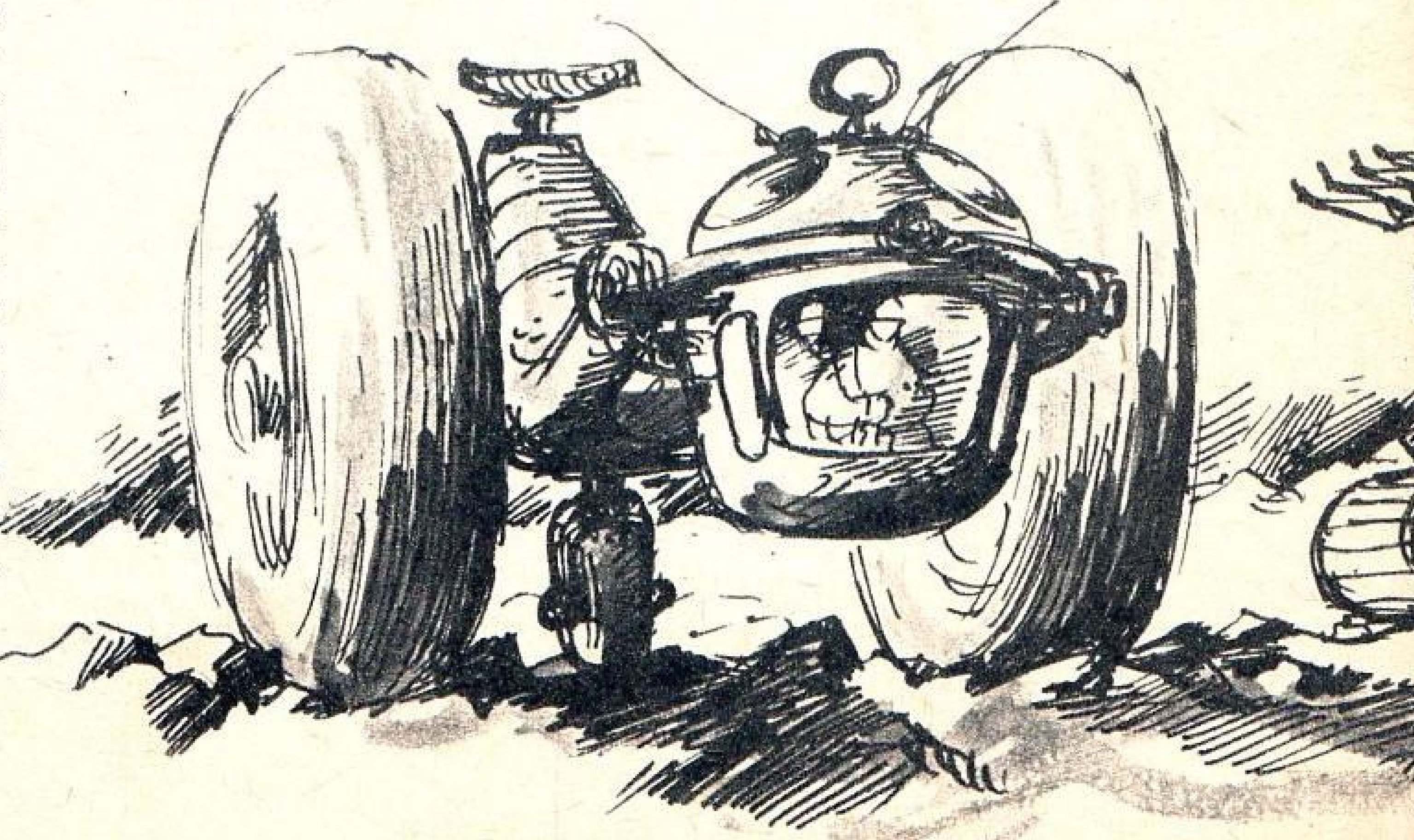
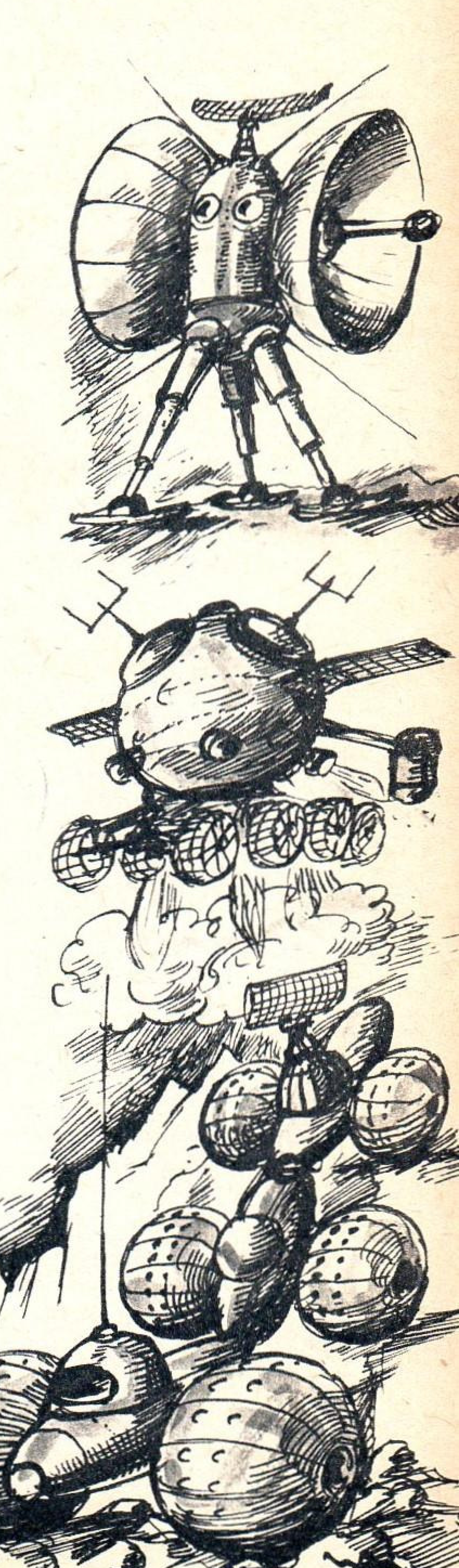


Illustration: Hans Räde

auch hüpfen ?

Heinz Mielke
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

also vernünftigerweise umfahren werden, wenn nicht die wissenschaftliche Erkundung eine Fahrt in diesem Gelände erforderlich macht. Die „Umleitungen" aber wären für die Erforschung von entfernter gelegenen Zielen, bei denen vielleicht eine laufende Untersuchung des Fahrwegs nicht beabsichtigt ist, zweifellos unökonomisch. Hier könnte das Hüpfverfahren tatsächlich eine sinnvolle Ergänzung der Fortbewegungstechnik mit Radfahrzeugen bieten.
Wie die technische Lösung im einzelnen aussehen mag, soll dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall wäre es ein großer Vorteil, könnte man ungünstige Wegstrecken einfach überspringen. Allerdings müßte dafür ein detailliertes topographisches Bild des jeweiligen Aufsprunggebiets vorliegen, um nicht vom Regen in die Traufe zu hüpfen. Außerdem könnte man das Hüpfverfahren selbst so variieren, daß auch ein Niedergehen in nichtaufgeklärtem, ungünstigem Gelände vermieden werden könnte. Prinzipiell wäre die ganze Hüpfmethode auf dem Mond insofern außerordentlich begünstigt, als dessen geringere Anziehungskraft und die fehlende Atmosphäre sehr große Sprungweiten bei relativ geringem Kraftaufwand zulassen. Den größten Vorteil würde das Sprungverfahren daher zweifellos bei der schnellen Überwindung extrem großer Entfernungen bieten.
Zur Sprungtechnik selbst lassen sich zahlreiche technische Überlegungen anstellen. So wäre es beispielsweise wenig wahrscheinlich, daß sich ein permanentelastisches Federbeinsystem unter Höchstvakuum und anderen Mondbedingungen nach dem konventionellen Hydraulikprinzip betreiben ließe. Eher käme vielleicht ein elektrisches Verfahren (Selenoidprinzip) für den Absprung und eine „normale", federgebremste Aufsprunglandung in Betracht. Und endlich brauchte man für den Absprung überhaupt nicht mehr an ein elastisches Schleudersystem zu denken, sondern könnte dafür einfach spezielle Raketentriebwerke vorsehen. Diese würden auch die Möglichkeit für „Bahnkorrekturen" bieten und somit unverhoffte Landungen in einer lunaren Falle verhindern helfen. Insgesamt werden alle diese Verfahren natürlich auch spezielle Konstruktionen für das ganze Mondmobil der jeweiligen Gattung erforderlich machen.
Für die Fortbewegung solcher Mobile auf anderen Planeten des Sonnensystems arbeiten die Wissenschaftler und Konstrukteure bereits an den Prototypen. Die letzten Verlautbarungen aus der Sowjetunion weisen auf „schreitende" Maschinen und solche mit Stativfüßen hin. Mehr über diese Formen werden wir im folgenden astronautischen Beitrag anführen.



**Wenn im
Angriffsstreifen
der eigenen Truppen
ein Sperrknoten
des Gegners liegt,
wenn eine
Marschstraße
pioniermäßig
aufzuklären
oder ein Kolonnenweg
anzulegen ist,
wenn Minenfelder
und andere künstliche
Sperren beseitigt
werden müssen –
immer,
wenn den Hauptkräften
der Weg zu bahnen ist,
dann tun das
die Pioniere
der**





Diese drei Buchstaben sind es nur, die der Kommandeur in seine Arbeitskarte einträgt: ASB, die Abkürzung für „Abteilung zur Sicherstellung der Bewegung". Diese je nach den Handlungen der Truppen, nach dem voraussichtlichen Vormarschtempo gebildete und nach der Art der Sperren und Zerstörungen sowie der Passierbarkeit des Geländes zusammengestellte Spezialeinheit leistet die umfangreichen pioniertechnischen Arbeiten, die am Anfang des Beitrages kurz angedeutet wurden. Sicherstellen der Bewegung bedeutet, die Truppen allseitig bei ihrem Vorgehen zu unterstützen, damit sie rechtzeitig ihr Ziel erreichen, bzw. unaufhaltsam stürmen können.

Die gefährlichsten künstlichen Hindernisse, die den Angriff stark hemmen und oft sogar zum Stehen bringen können, sind Minenfelder, gespickt mit Spreng-, Brand- oder chemischen Ladungen. Auch von Kernwaffen betroffenes Gelände kann eine wirkungsvolle aktive Sperre, wie diese Arten von Hindernissen pionierfachlich bezeichnet werden, sein. Minensperren befinden sich zumeist vor dem System der Verteidigung, auf Straßen und Straßenkreuzungen, in Hohlwegen, Schneisen und Tälern. Sie müssen entweder geräumt oder durch Gassen passierbar gemacht werden.



Oft muß die Sprengladung her, um Hindernisse solcher Art zu beseitigen. Die gestreckte Ladung reißt breite Breschen in den Drahtverhau.



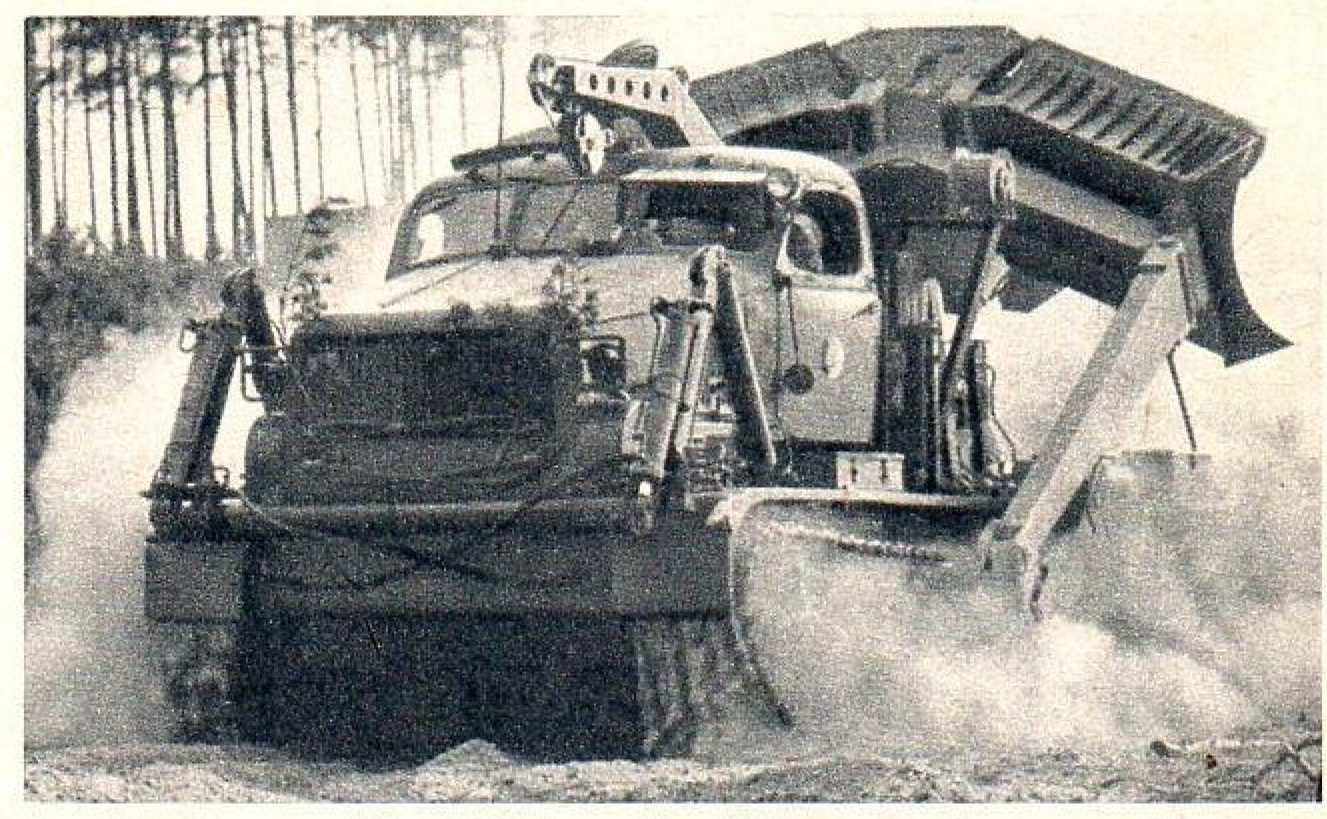
Draht-, Pfahl- und Baumsperren zählen wie die Panzergräben, Höckerhindernisse und andere Anlagen zu den passiven Sperren. Sie werden durch Sprengen und nachfolgendes Räumen, durch Planieren oder Zuschütten beseitigt bzw. mit Begleitbrücken überwunden. Diese kraftaufwendigen Arbeiten erfordern eine leistungsstarke Technik, einen hohen Mechanisierungsgrad.

Die Pioniertruppen der sozialistischen Armeen sind mit solch moderner Technik ausgerüstet worden. Dazu gehören eine Reihe Straßenbaumaschinen, Spezialpanzer und verschiedene Anbaugeräte. Die Pionieraufklärer nutzen den schwimmfähigen Vollketten-SPW sowie den im AR-Technik-Porträt (3/71) vorgestellten Schützenpanzer 40 P. Diese allseitig leicht gepanzerten und hermetisch abgedichteten Fahrzeuge eignen sich auch hervorragend zur Aufklärung von aktiviertem und chemisch verseuchtem Gelände. Zum Räumen aktiver Sperren bzw. um Gassen zu schaffen, werden mit Minenräumgeräten ausgerüstete Panzer verwendet. Sie schieben ein am Bug befestigtes Rollenräumgerät vor sich her und bringen damit die in ihrer Fahrtrichtung liegenden Minen zur Detonation ohne selbst Schaden zu nehmen. Es ist mit einem Messerräumgerät kombiniert, das die gegen den Rollendruck gesicherten Minen ausgräbt und nach der Seite auswirft. Der Vorteil dieser mechanischen Geräte liegt darin, daß sie in der Gefechtsordnung der ASB auf einem Transportmittel mitgeführt werden und bei Bedarf in wenigen

Minuten an den Panzer montiert werden können.
Um genügend breite Gassen durch die Minenfelder zu schlagen, setzt man mehrere Minenräumpanzer gestaffelt und zueinander versetzt ein. Der Sperrenräumtrupp schafft so bis zu 25 m breite minenfreie Gassen, ohne das Tempo der folgenden Truppe wesentlich herabzusetzen.
Die Leistungsfähigkeit einer ASB verdeutlichen auch die Pioniermaschinen und Anbaugeräte wie die Typen BAT-M und BTU (siehe Fotos), beide sowjetischer Konstruktion, sowie die Universal-Pioniermaschine aus der ČSSR, die DOK. Diese Großgeräte sind ein Ergebnis der steten Aufwärtsentwicklung der Militärtechnik in der Gegenwart und der sich daraus ergebenden größeren Manövrierfähigkeit der Truppen. Mit ihnen rückt die ASB Hindernissen wie breiten und tiefen Gräben, Trichtern, Steilhängen u. a. zu Leibe.
Vor einem guten Jahrzehnt waren wir auf die Planierraupe KT-50 stolz. Sie bewegte bei Erdarbeiten 40 bis 50 m³/h Erdreich. Die neue BAT aus der



Die DOK gehört zur Kategorie der Flachbagger. Die wichtigsten Arbeitsorgane dieser Universal-Pioniermaschine sind der Pfeilräumschild, die Universalschaufel und die Seilwinde. Die Abkürzung DOK kommt vom tschechischen Wort DOZER KOLOVY = Radbulldozer.



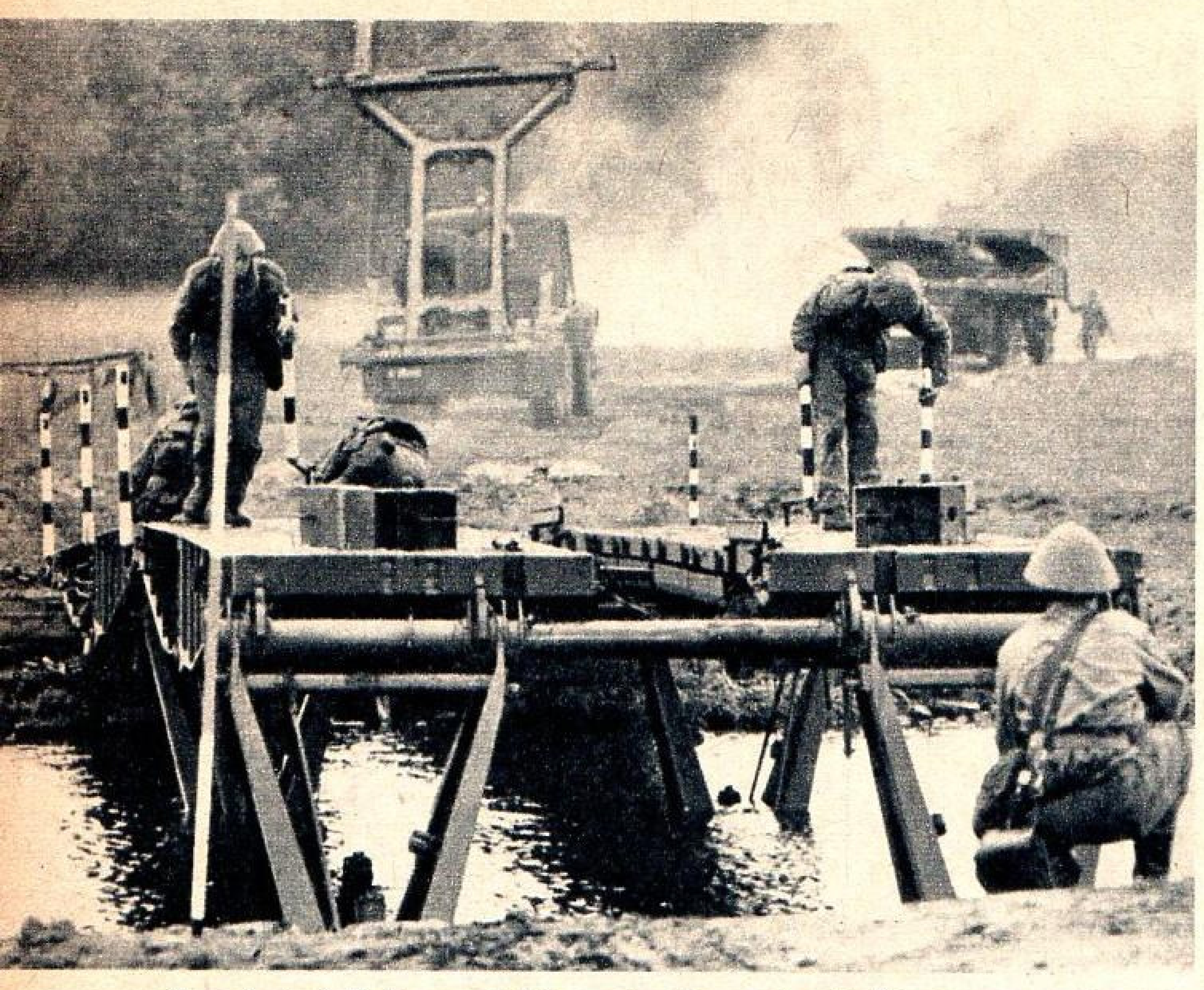
Straßenbaumaschine BAT in voller Fahrt zum Einsatzort. Das aus dem Mehrzweckfahrzeug AT-T hervorgegangene moderne Gerät ist eine vielseitige Pioniermaschine.



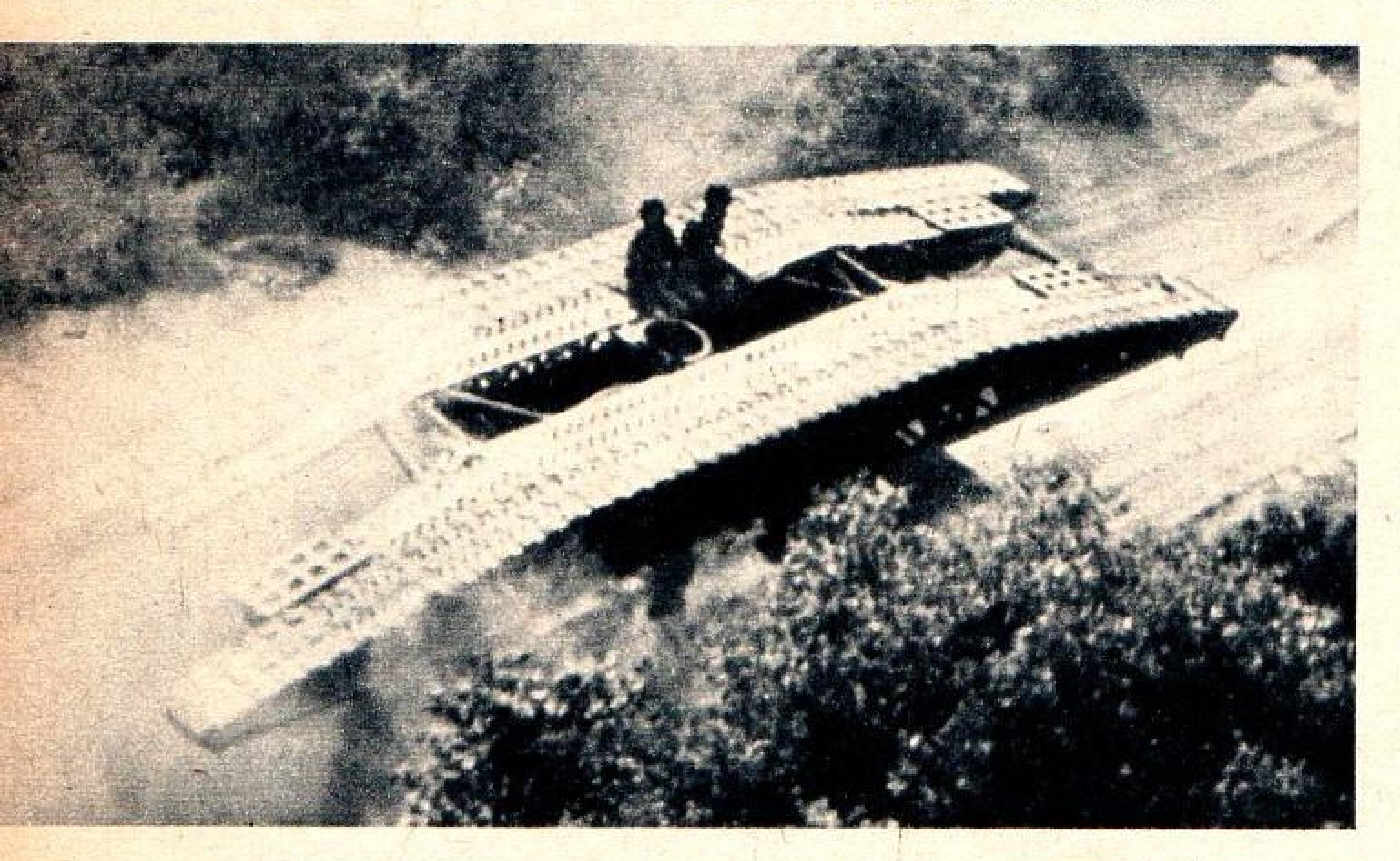


Minenräumpanzer haben an ihrer Frontplatte das Rollenräumgerät befestigt. Zwei unabhängig voneinander arbeitende Rollen- und zwei Messersektionen sind mit einer Vorrichtung zum Auslösen von Minen mit Knickzündern kombiniert.

Panzer überqueren mit Hilfe einer Scherenbrücke einen breiten und steilwandigen Graben. Solch eine Brücke wird aus der Bewegung heraus eingesetzt. Ihr Basisfahrzeug ermöglicht das Mitfahren in der Gefechtsordnung.



Spurbahnbrücken auf Kfz.- oder Panzerbasis überspannen Spalten, Schluchten, Gräben und schmale Wasserhindernisse.



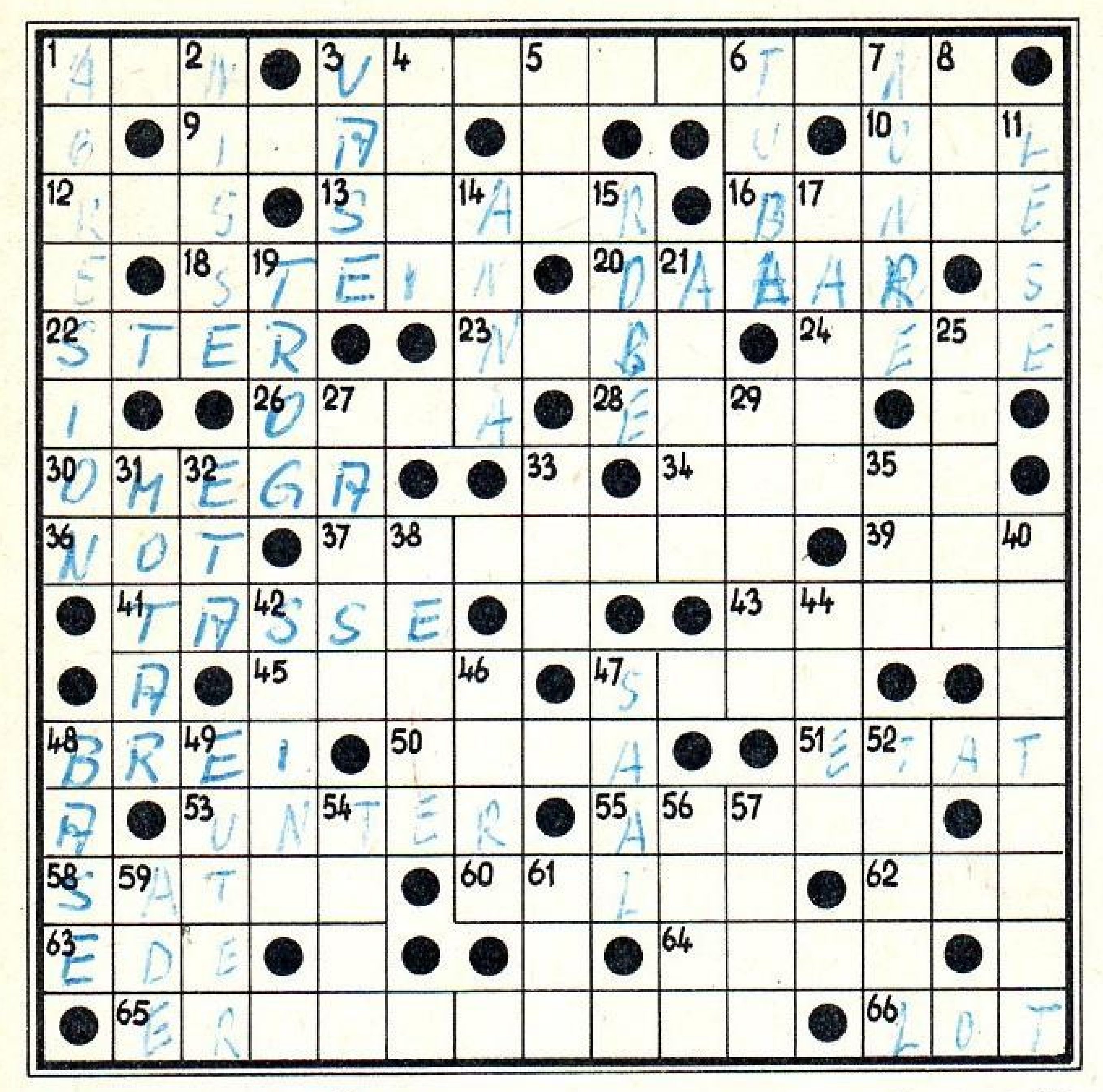
Sowjetunion leistet das Zehnfache unserer alten Raupe.
Die universell einsetzbare DOK dient in der ASB dazu, Straßenbauarbeiten auszuführen, Kolonnenwege anzulegen, An- und Abfahrten für Übersetzstellen zu schaffen, Baumsperren zu räumen und viele andere Aufgaben mehr zu lösen. Besonders interessant ist das Antriebsprinzip dieser Maschine. Ein 12-Zylinder-Motor (Diesel) treibt neben einer Anzahl Hydraulikpumpen einen Generator an. Dieser wiederum speist vier Elektromotoren, für jedes Rad einen. Die DOK hat also keine Kupplung, kein Getriebe. Sie wird ähnlich wie „Lunochod 1" angetrieben. Andere Arbeitsmittel wurden als Anbaugeräte konzipiert. So kann z. B. die sowjetische Panzerplaniereinrichtung BTU an den T 54 und seine Nachfolgemuster angebracht werden. Im Bestand der ASB werden damit Gassen durch aktiviertes Gelände geschaffen, verschiedene Hindernisse beseitigt, Ein- und Ausfahrten in Furten angelegt und andere Erdarbeiten ausgeführt. In der Stunde können etwa 200 bis 350 m³ Erde bewegt werden.
Eine ASB wäre in ihrer Zusammensetzung unvollständig, gäbe es keine Brückenbaukräfte. Sie überwinden mit ihren Begleitbrücken oder Brückenlegepanzern Wasserhindernisse, Schluchten, Panzergräben und Bombentrichter.
Oft muß der Pionier zur Sprengladung greifen, um den Weg für die kämpfende Truppe freizumachen. Die gestreckte Ladung ist hierbei das gegebene Mittel. Gestreckte Ladungen sind, einfach gesagt, eine bestimmte Anzahl Päckchen Sprengstoff auf eine lange Latte gebunden. Diese wird in das Hindernis geschoben und ferngezündet. Diese älteste Form der gestreckten Ladung ist in letzter Zeit durch neue, moderne Arten ergänzt worden. Diese sind viele Meter lang und Schläuchen sehr ähnlich. Panzer ziehen sie durch das Minenfeld, Hubschrauber „legen" sie darüber ab oder Pulverraketen befördern sie, knapp über dem Boden dahinjagend, mitten hinein. Die Zündung einer solchen mit vielen Kilogramm Sprengstoff gefüllten Ladung läßt weite Teile eines Minenfeldes in die Luft gehen.
Mit der Vorstellung einiger Elemente der Abteilung zur Sicherstellung der Bewegung und ihrer Technik konnte zwar nur ein Teilgebiet dieser pioniertechnischen Aufgaben behandelt werden. Unsere Beispiele beweisen jedoch, daß die ASB einen Komplex moderner Militärtechnik darstellt. Pioniergerät und Panzerschutz, Sprengwirkung und Beweglichkeit, das sind ihre Wirkungsfaktoren.

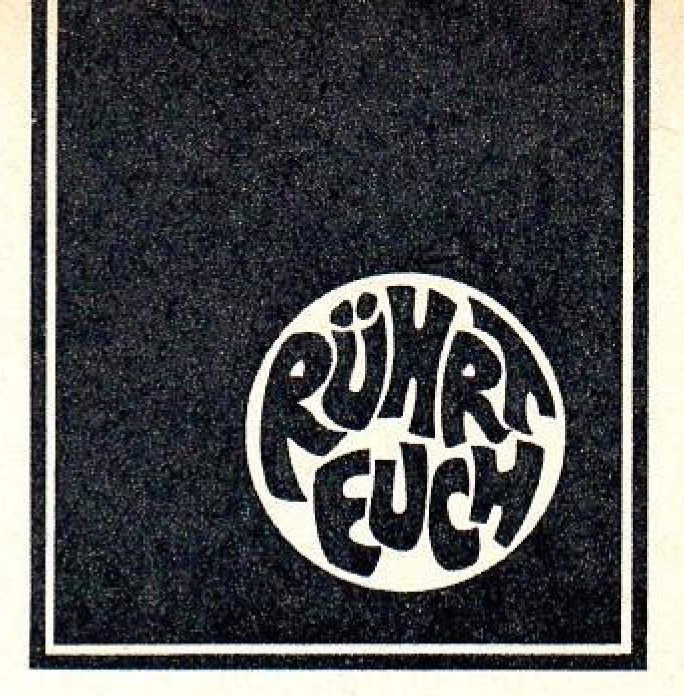
Oberstleutnant E. Allmendinger

Mit dem Planierschild wird die Böschung aufgerissen, eine Sprengung vervollständigt das Werk.









KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Nebenfluß der Donau, 3. Pilotenzubehör, 9. russischer Männername, 10. Nomadenzeltdorf, 12. Komitat in Westungarn, 13. Zuchttier, 16. Arbeitsgruppe, 18. Ringteil, 20. Amtstracht, 22. Holzmaß, 23. Geschenk, 24. südfranzösische Hafenstadt, 26. Luftkurort in Nordrhein-Westfalen, 28. Hast, 30. griechischer Buchstabe, 34. Richterkollegium, 36. Elend, 37. zu den Stören gehörender Fisch, 39. polnische Halbinsel, 41. Trinkgefäß, 43. sowjetischer Historiker (1875 bis 1955), 45. Sedimentgesteine, 47. kleine Deichschleuse, 48. Kinderspeise, 50. russischer Frauenname, 51. Staatshaushalt. 53. deutsche Spielkarte, 55. schweizerischer Höhenkurort, 58. Milchgefäß, 60. Unterarmknochen (Mehrzahl), 62. Umkehrbild, 63. Stadt in Holland, 64. neunter Ton der diatonischen Tonleiter, 65. Handwurzelknochen, 66. Senkblei.

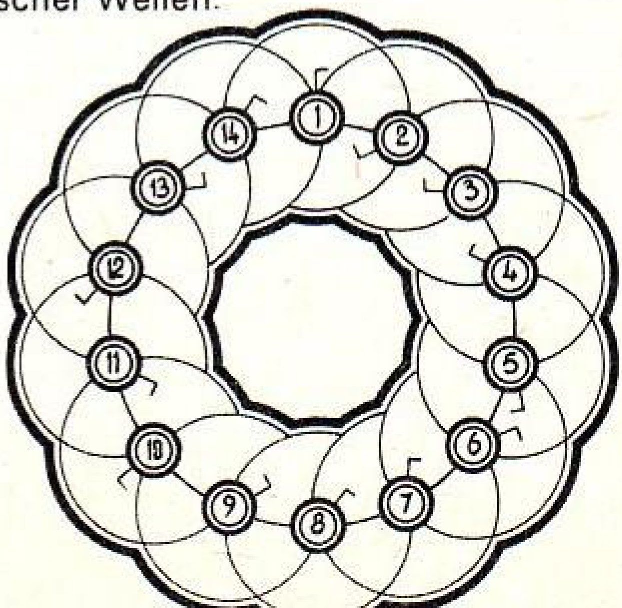
Senkrecht: 1. Eindringen in fremdes Gebiet, 2. Ei der Laus, 3. abgeschrägte Kante, 4. Gegen, 5. norwegischer Schriftsteller, 6. Blasinstrument, 7. Schädlingstier, 8. kämpferische Eigenschaft, 11. Weinernte, 14. weiblicher Vorname, 15. Amtstracht, 17. Wasserstellen in der Wüste, 17. Futternapf, 21. Urlaubsfahrt, 25. Dienstbezeichnung, 27. Wurfleine, 29. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 31. Jurist, 32. griechischer Buchstabe, 33. Körperteil, 35. Nebenfluß des Rheins, 38. Scheunenboden, 40. militärischer Dienstgrad, 42. Fisch, 44. Stadt in Frankreich, 46. Name für Irland, 47. Versammlungsraum, 48. Verwandte, 49. tierische Milchdrüse, 52. Verweis, 54. Fluß in Nordengland, 56. italienischer Maler, 57. sowjetisch-mongolischer Grenzfluß, 59. Abschiedsgruß, 61. mündliche Anerkennung.

WÖRTER IN KREISEN

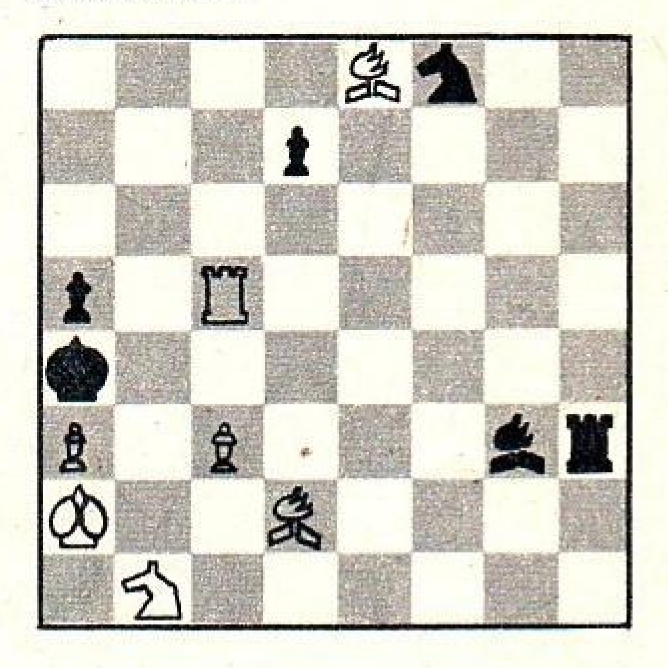
Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung um das Zahlenfeld.

1. Geht einer Antwort voraus, 2. weitverbreitete indianische Sprachgruppe Südamerikas, 3. Gefäß, 4. Nachkomme, 5. chemisches Element, 6. Nebenfluß der Elbe, 7. westfranzösische Departementshauptstadt, 8. Nichtfachmann (Mehrzahl), 9. europäischer Staat in der Landessprache, 10. Wohlgeschmack, 11. Druckmatrize, 12. Gipfel der Berner Alpen, 13. Lob, Lobeserhebung, 14. Stadt an der Bode.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – von 1–14 gelesen – die Bestimmung des Standortes von See- und Luftfahrzeugen mit Hilfe elektromagnetischer Wellen.



SCHACH



Matt in drei Zügen (O. Ziem)

AUFLÖSUNG AUS NR. 4

KREUZGITTER

Waagerecht: Laden (9), Kalebasse (35), Gogol (1), Oper (39), Tier (15), Pilot (31), Imme (47), Teer (10), Arras (86), Erle (3), Nie (68), Renn (88), Elen (16), Eid (92), Ren (62), Mine (79), Abel (40), Inn (20), Brie (74), Star (85), Arm (73), Trab (19), Lola (70), Aktiv (4), Eleve (24), Nepal (42), Silo (75), Rain (14), Nis (29), Stil (46), Siel (61), Ale (8), Eins (25), Rabe (18), Rue (65), Tee (13), Erik (58), Lena (45), Tor (60), Irak (23), Geste (7), Etat (38), Alge (17), Liter (64), Sete (52), Espe (69), Nelke (2), Transport (30), Ebene (54). – **Senkrecht:** Lappe (56), Delle (80), Note (59), Keil (84), Armee (71), Elend (44), Astern (77), Stern (11), Eire (67), Gran (28), Gorki (89), Liste (50), Ree (81), Narbe (32), Lot (6), Narkose (12), Ilmenau (34), Entente (76), Melasse (57), Nil (26), Laval (53), Isere (5), Bansen (49), SOS (72), Aal (42), Olt (27), All (82), Irene (51), Ida (90), Ili (83), Letten (63), Ina (48), Rogen (37), Basel (41), Rater (22), Tramp (87), Eiger (33), Rotte (55), Kerbe (91), Lese (78), nett (36), Rest (66), Klee (21).

KAMMRÄTSEL

Waagerecht: 1. Feldwebel – **Senkrecht:** 1. Feuer, 2. Lotse, 3. Wolga, 4. Borna, 5. Lanze.

SCHACH

1. Db8! Sd5 2. Dg3 Tg2 3. Dg7† T:g7 4. h:g7 matt.

Zur 500. Wiederkehr des Geburtstages Albrecht Dürers





Von Joachim Uhlitzsch und Waldemar Seiffert

Ein Jünglingsantlitz fesselt unseren Blick. Dieses fragende Augenpaar dringt tief in uns und läßt an einen Vers Hölderlins denken:

Wohin denn ich?
Es leben die Sterblichen
von Lohn und Arbeit,
wechselnd in Müh und Ruh
ist alles freudig,
warum schläft denn
nimmer nur mir
in der Brust der Stachel?

Dieser Einundzwanzigjährige trug wahrlich den Stachel in der Brust. Geboren am 21. Mai 1471 zu Nürnberg als drittes der achtzehn Kinder des Goldschmiedeehepaares Dürer grübelt er darüber nach, wie er „zur Welt sollte leben".

Denn es war eine Zeit gewaltigen Umbruchs und verwirrender Problematik, in die sich der junge Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer gestellt sah. „Es ist", wie Friedrich Engels schrieb, „die Epoche, die mit der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts anhebt. Das Königtum, sich stützend auf die Städtebürger, brach die Macht des Feudaladels und begründete die großen, im wesentlichen auf Nationalität basierenden Monarchien, in denen die modernen europäischen Nationen und die moderne bürgerliche Gesellschaft zur Entwicklung kamen; und während noch Bürger und Adel sich in den Haaren la-

gen, wies der deutsche Bauernkrieg prophetisch hin auf zukünftige Klassenkämpfe, indem er nicht nur die empörten Bauern auf die Bühne führte – das war nichts Neues mehr – sondern hinter ihnen die Anfänge des jetzigen Proletariats, die rote Fahne in der Hand und die Forderung der Gütergemeinschaft auf den Lippen. In den aus dem Fall von Byzanz geretteten Manuskripten, in den aus den Ruinen Roms ausgegrabenen antiken Statuen ging dem erstaunten Westen eine neue Welt auf, das griechische Altertum; vor seinen lichten Gestalten verschwanden die Gespenster des Mittelalters, ... die Erde wurde eigentlich jetzt erst entdeckt und der Grund gelegt zum späteren Welthandel und zum Übergang des Handwerks in die Manufaktur, die wieder den Ausgangspunkt bildete für die moderne große Industrie. Die geistige Diktatur der Kirche wurde gebrochen... Es war die größte progressive Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte, eine Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte, Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit".

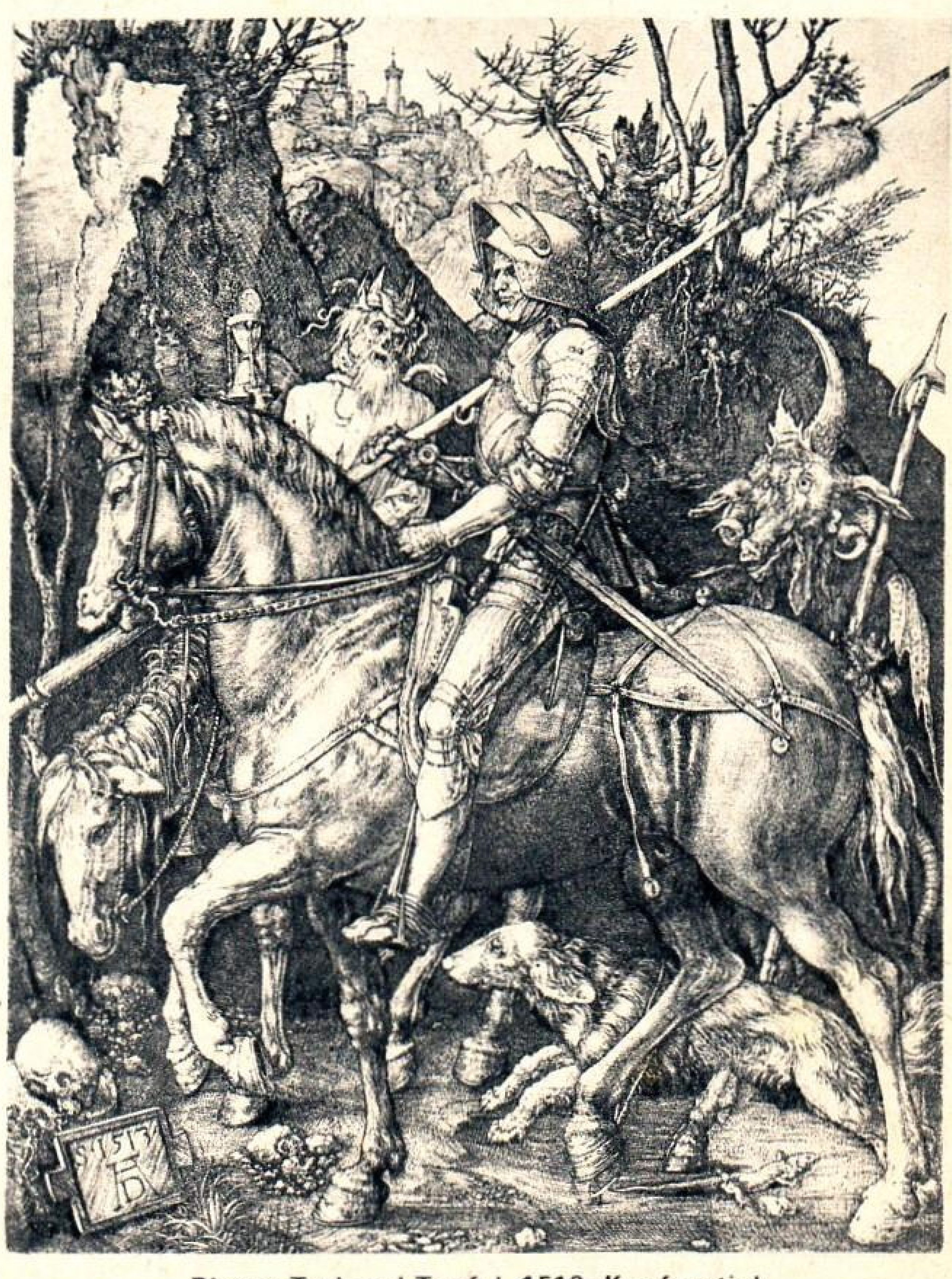
Da der junge Künstler und Wahrheitssucher des Selbstbildnisses von 1492 nicht in der Zerrissenheit des eigenen Herzens verharrte, da er nicht nur litt und zweifelte, sondern – sich alles Fortschrittliche seiner Zeit aneignend – bald darauf Kampfposten im Leben bezog und so unsterbliche Werke vom Werden des neuen Menschen schuf, nennt ihn Friedrich Engels nach dem italienischen Künstler und Wissenschaftler Leonardo da Vinci an zweiter Stelle in der Reihe der „Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit", die in der Zeit der Renaissance (d. h. Wiedergeburt) lebten.

Vielgestaltig und bunt ist die Menschenmenge, die wir in Dürers Bildwelt entdecken. Erhob er zwar die Weltanschauung und das Bild vom Menschen der mittelalterlichen Städte zum Hauptanliegen seiner Kunst, so ist doch das Soldatenmotiv, der Gedanke eines gerechten Krieges, sein brennendes Interesse am Geschützwesen und Festungsbau aus seinem Schaffen nicht hinwegzudenken. Die bereits erwähnte Verschärfung des Kampfes der Klassen, die Wandlung im Kriegsbild und die technischen Neuerungen sind die hauptsächlichsten Gründe dafür. Das Bild einer Schlacht des 16. Jahrhunderts mit den großen aufeinander losgehenden Söldnerhaufen und den feuernden Artilleriereihen wirkte frappierend auf die Künstler der damaligen Zeit.

Albrecht Dürer selbst nahm Gelegenheit, als „Schlachtenbummler" eine Belagerung, und zwar die von Hohenasperg 1519 durch Georg von Frundsberg, mitzumachen.

Haben wir heute Lebenden eine rechte Vorstellung vom Treiben auf einer solchen Burg? Hören wir, was uns durch den bedeutenden deutschen Humanisten Ulrich von Hutten überliefert ist:

„Ob unsere Behausung auf dem Berge oder in der Ebene liegt, sie ist nie zur Behaglichkeit, sondern zum Schutze erbaut, mit Wall und Graben umgeben, innen ungeräumig mit Vieh- und Pferdeställen zusammengedrängt, daneben



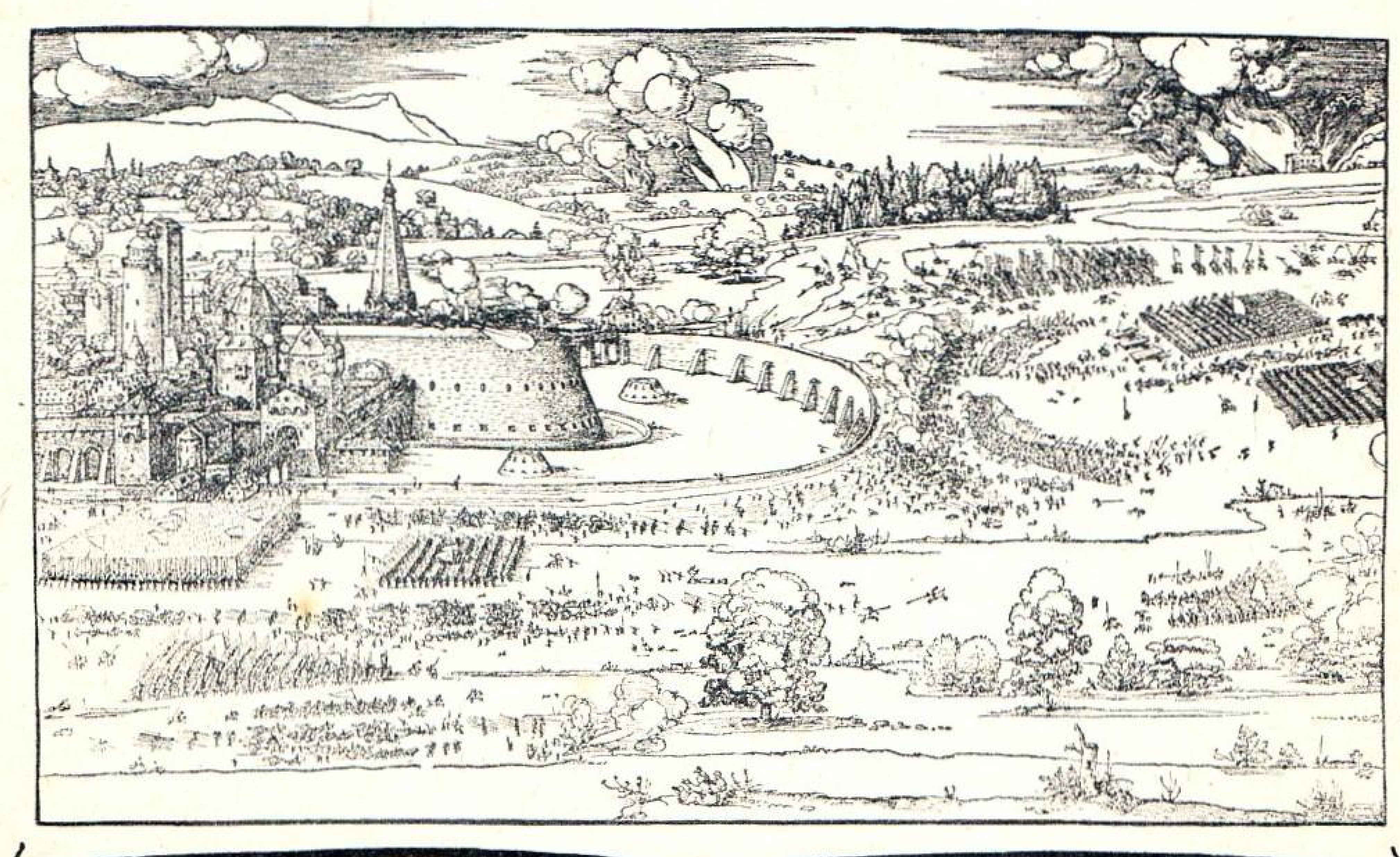
Ritter, Tod und Teufel, 1513. Kupferstich



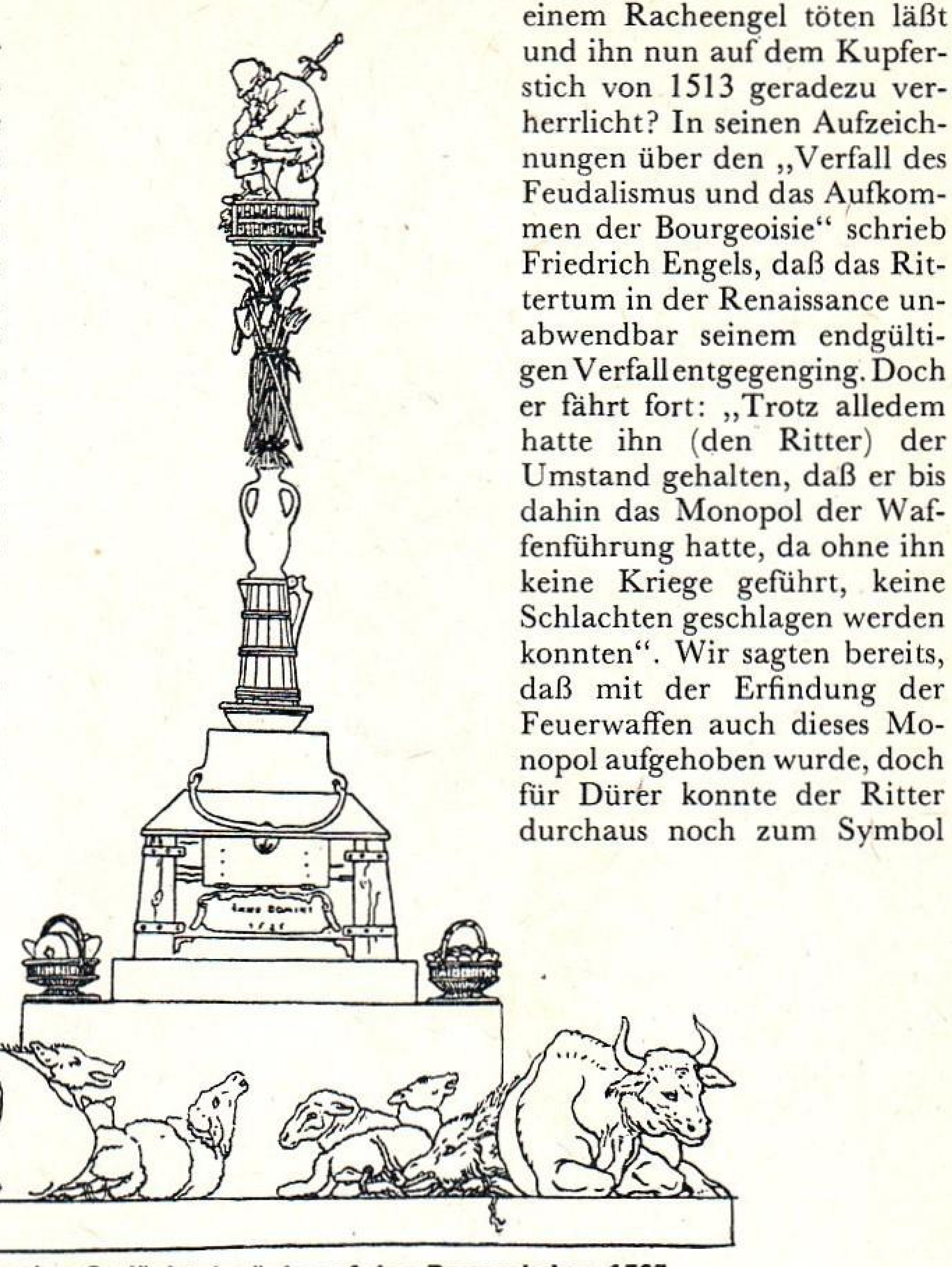
finstere Schuppen voller Kanonen, Pech und Schwefel und was sonst zur kriegerischen Ausrüstung an Waffen und Maschinen gehört. Überall der Gestank des Schießpulvers, dann die Hunde mit ihrem Unrat, das duftet lieblich und angenehm, sollt ich meinen. Reitersleute kommen und gehen, auch Raubgesindel, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich stehen unsere Häuser offen und unsere Leute wissen selten, was einer ist oder fragen nicht viel danach. Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Ochsen, das Bellen der Hunde, das Schreien der Feldarbeiter, das Rumpeln und Gerassel der Karren und Wagen, ja in unserer Gegend, wo die Wälder nahe sind, auch das Heulen der Wölfe. Der ganze Tag ist mit Angst und Sorge um den nächsten, mit

Der Engelkampf aus der Apokalypse. 1498. Holzschnitt

Die Belagerung einer Festung. 1527. Holzschnitt.



fortgesetzter Bewegung und dauerndem Sturme ausgefüllt."
Diese kampferfüllte Zeit der Renaissance und die Parteinahme Dürers für die Kräfte des Fortschritts prägte den Charakter der Dürerschen Kunst. Als er 1495 in Italien weilte, kopierte er mehrere italienische Kupferstiche, in denen Kampfszenen dargestellt sind, und in der ersten Holzschnittfolge „Apokalypse", deren 14 große Folioblätter er 1498 veröffentlichte, sind diese Szenen verarbeitet und auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland angewandt. Um Dürers „Apokalypse" (spätgriechisch „Offenbarung", „Enthüllung") richtig verstehen und bewerten zu können, muß man wissen, daß ihr Gedanken aus dem Buch der sogenannten „Offenbarung



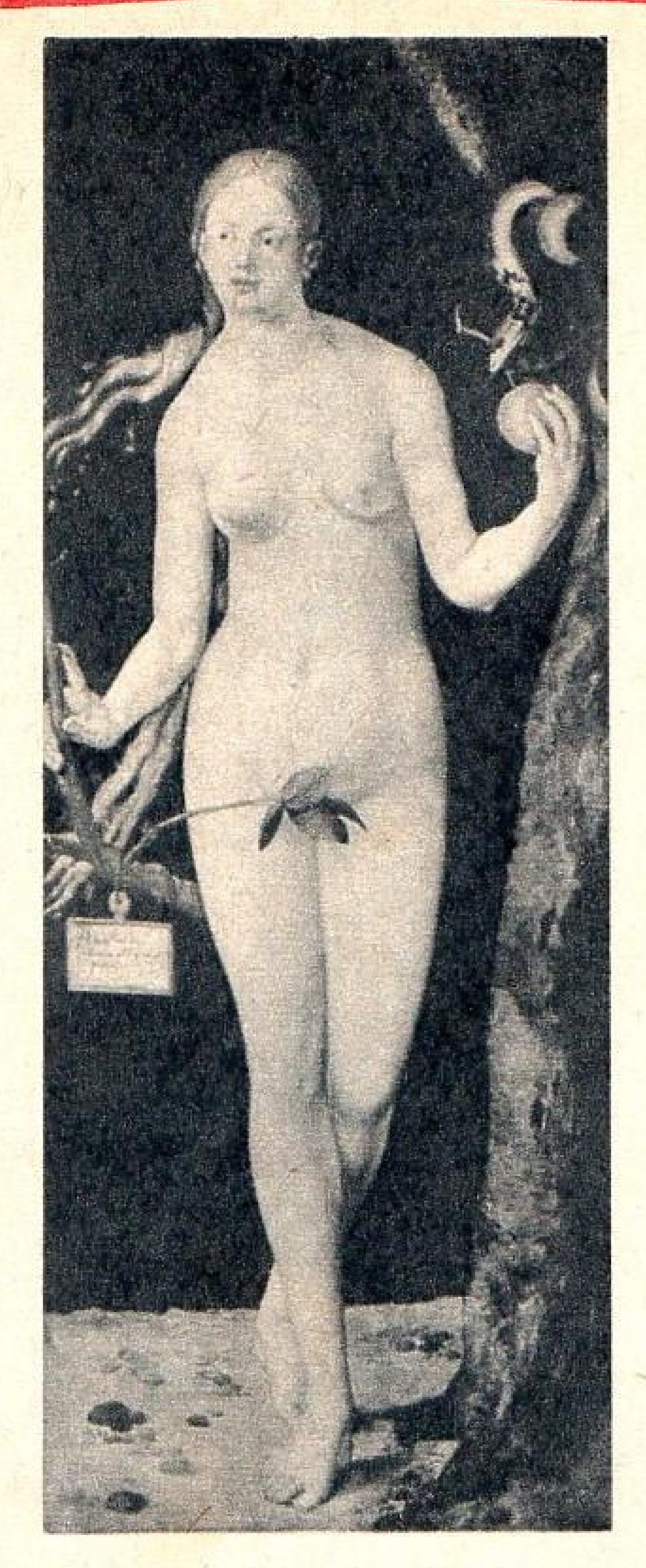
Entwurf für eine Gedächtnissäule auf den Bauernkrieg. 1525

des Johannis" aus der Bibel zugrunde liegen. Die Bibel und ihre bildlichen Darstellungen waren für die Mehrheit des Volkes – überwiegend des Lesens und Schreibens unkundig – der einzige Bildungsstoff. „Den ausschließlich mit Religion gefütterten Massen mußten ihre eigenen Interessen in religiöser Verkleidung vorgeführt werden, um einen Sturm zu erzeugen." (Friedrich Engels)
Zu den bedeutendsten Blättern zählt der „Engelkampf". Nach allen vier Seiten schlagend, haben sich vier Racheengel unter die Menschen gestürzt. Der vorderste, die einzige ganz sichtbare Figur, wirft sich in unversöhnlichem Haß über den Papst und den Kaiser. In dem Winkel von linkem Arm und Brust des Engels liegt ein erschlagener Bischof. Links im Bild schlägt ein anderer Racheengel einen Ritter vom Pferd. Wer wollte daran zweifeln, daß Dürers Kampf der Engel den Kampf des unterdrückten Volkes als einen gerechten Krieg versinnbildlichen soll?
Fünfzehn Jahre später schuf Dürer den Kupferstich, der unter dem Namen „Ritter, Tod und Teufel" zu einem der bekanntesten Werke des Meisters geworden ist. Dürer nannte das Blatt einfach „Der Reiter". Liegt nicht ein Widerspruch darin, daß Dürer im Engelkampf den Ritter von einem Racheengel töten läßt und ihn nun auf dem Kupferstich von 1513 geradezu verherrlicht? In seinen Aufzeichnungen über den „Verfall des Feudalismus und das Aufkommen der Bourgeoisie" schrieb Friedrich Engels, daß das Rittertum in der Renaissance unabwendbar seinem endgültigen Verfall entgegenging. Doch er fährt fort: „Trotz alledem hatte ihn (den Ritter) der Umstand gehalten, daß er bis dahin das Monopol der Waffenführung hatte, da ohne ihn keine Kriege geführt, keine Schlachten geschlagen werden konnten". Wir sagten bereits, daß mit der Erfindung der Feuerwaffen auch dieses Monopol aufgehoben wurde, doch für Dürer konnte der Ritter durchaus noch zum Symbol des Siegesbewußtseins werden. Mit dem Ritter, der trotz Tod und Teufel mit aufgeklapptem Visier und geschulterter Lanze unbeirrt und voller Zuversicht (um seine Lippen spielt sogar ein Lächeln) einen düsteren, unheimlichen Hohlweg durchreitet, hat Dürer eine solche symbolische Gestalt geschaffen.
Neben dem Ritter reitet der Tod. Auf dem verwesenden Kopf, dem Nase und Lippen fehlen, trägt er eine Krone. Schlangen winden sich durch ihre Zacken und um seinen Hals. Die Sanduhr, Symbol verrinnenden Lebens, hält er dem Ritter entgegen. Von hin-

ten naht der Teufel, gehörnt, mit Schweinsrüssel und kreisrunden stieren Augen. Die rechte Pranke ist zum heimtückischen Angriff erhoben. Doch in der Gewißheit, daß die Sache, die er vertritt, gerecht ist, reitet der Mann entschlossen und beherzt seinen Weg.

Doch Dürer sah auch den Bauern, der am Vorabend des großen Bauernkrieges Waffen anlegte, und wie sehr er sich gerade den Bauern verbunden fühlte, beweist der Entwurf eines Denkmals, der Bauernsäule, den er im Jahre des Bauernkrieges 1525 zeichnete. Auf einer aus landwirtschaftlichen Geräten und Halmen mit reifem Korn gebildeten Säule hat er „zuöberst einen traureten Bauren gesetzt, der mit einem Schwert durchstochen ist". So beschreibt Dürer selbst den Entwurf. In Dürers Werkstatt hat überhaupt ein sehr fortschrittlicher Geist geherrscht. Seine drei begabtesten Schüler, die beiden Brüder Beham und Georg Pencs erklärten sich offen für die Partei Thomas Müntzers. Sie wurden als die „drei gottlosen Maler" verurteilt und aus der Stadt Nürnberg verbannt.

„Um das Hauptgeschenk der Natur, nämlich die Freiheit, zu bewahren, erfand ich Angriffs- und Verteidigungsmittel für den Fall, daß wir von ehrgeizigen Tyrannen bedrängt werden", schrieb Leonardo da Vinci, und aus der Erkenntnis, daß die Freiheit verteidigt werden muß, erfand er neue Waffen und vervollkommnete er die Festungsbaukunst. Was Leonardo für seine Nation schuf, das leistete Dürer für sein Land mit dem „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken". Das Buch, das 1527 veröffentlicht wurde, fußt auf den Errungenschaften der italienischen Festungsbaukunst. Dürer hatte die Schriften des römischen



Eva. 1507. Gemälde

Baumeisters Filarete studiert und durch sein eigenes System der Fortifikation ergänzt. Er entwirft drei Möglichkeiten für den Bau einer Bastei, dann den Plan eines Sperrforts, weiter die Befestigung einer Stadt und schließlich arbeitet er Vorschläge zur Verstärkung älterer Befestigungsanlagen aus.

Werfen wir einen Blick auf Dürers Holzschnitt „Belagerung einer befestigten Stadt", den wir als eine Illustration zu seiner Befestigungslehre verstehen dürfen. Belagert wird eine – Nürnberg ähnliche – mittelalterliche Stadt mit Türmen, Stadtmauern und Toren. Aus dieser alten, veralteten Ummauerung heraus schiebt sich eine Bastei (eine „Schütte") nach Dürers Plänen und von phantastischer Größe ins Vorland. Vor der „Schütte" ein tiefer Graben mit runden, oben offenen Streichwehren. Die Batterie auf der Basteiplattform feuert auf die Geschütze des Belagerers, dessen gesamtes Heer – bis hin zu dem Fuhrpark der Bagage und den Viehherden über die Landschaft heranrückt, in der Dörfer in Flammen aufgehen. In einem der Entwürfe der Befestigungslehre heißt es – und diese Notiz liest sich, als habe Dürer bei der Niederschrift an seinen Holzschnitt gedacht: „Item in der Zeit, so man von dieser Schütte heftig wehrt, daneben sollen die aus der Stadt auch mit Geschoß und gutem Volk auf zwei Seiten herausziehen in guter Ordnung und mannlich versuche, ob sie den Feinden mögen abbrechen (abbruch tun) oder auf das Wenigst an dem Sturm hindern". Erst im 18. Jahrhundert wurden Dürers Verdienste um die Fortifikation in vollem Umfange erkannt und von französischen und deutschen Ingenieuren und Festungsbaumeistern aufgegriffen.

1514 zeichnete Dürer das Porträt seiner Mutter. Als die Frau 1467 geheiratet hatte, soll sie „eine hübsche, gerade Jungfrau" gewesen sein. Doch sie hatte im Leben viel Leid und Not erfahren. Dürer erzählt, sie habe „oft die Pestilenz gehabt sowie viele andere schwere Krankheiten, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Worte, Schrecken und große Widerwärtigkeit. Doch ist sie nie rachsüchtig gewesen." In einem Zug ist die Kohlezeichnung entstanden. Mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe ohne jede Verschönerung hat Dürer das Antlitz dieser Frau festgehalten. Das Bild-

nis der Mutter wird gleichsam zum Bild des einfachen Volkes, „das große Armut und Widerwärtigkeiten erlitten hat“. Ihm gehörte das Herz des bedeutendsten Meisters der frühbürgerlichen Kunst.
Wie vollkommen Dürer aber gleichermaßen die Schönheit des weiblichen Körpers zu preisen wußte und wie er dem in der muffig-frömmelnden Atmosphäre des Mittelalters verpönten Problem der Aktdarstellung im wahrsten Sinne des Wortes zu Leibe rückte, mag uns seine „Eva“ von 1507 beweisen.

*

Unsere Beziehungen zu Dürer und seinem Werk sind fest und unmittelbar. Die auf seinen Kupferstichen dargestellten bewaffneten Bauern und der gepanzerte Reiter, der ohne Rücksicht auf Tod und Teufel seinem Weg folgt, sind Vorfahren der kampfentschlossenen Arbeiter der proletarischen Revolution in den Graphiken Hans Grundigs, Fritz Schulzes u. a. Das erschütternde Porträt der Mutter berührt sich eng mit den besten Bildnissen der Proletarierfrauen, die revolutionäre Künstler in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts schufen. An die Stelle der Gemälde und Graphiken mit lesenden und studierenden Humanisten im Werk Dürers ist heute das Bild des gesellschaftlichen Ideals unserer Zeit, der lesende und studierende gebildete sozialistische Mensch, getreten.
Doch die Entsprechungen gehen weiter und tiefer. Unter den begrenzten Bedingungen seiner Zeit war auch Dürer das Streben nach kulturvollen Lebensregeln, nach Wissen und höchsten Leistungen eigen. „Wer da viel lernt, der wird um so viel besser und gewinnt desto mehr Liebe zu den Künsten. Deshalb ist es billig, daß



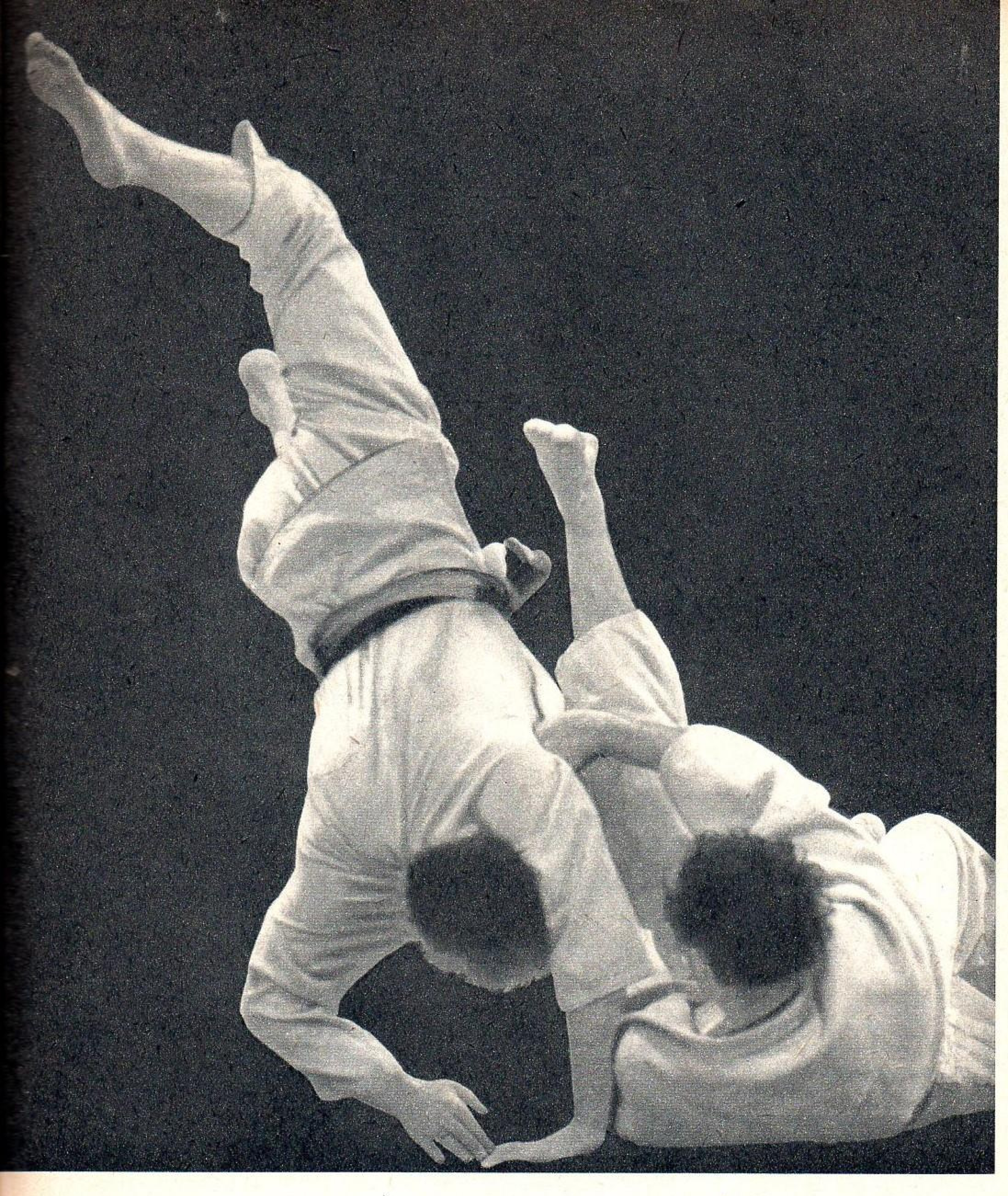
Dürers Mutter. 1514. Kohlezeichnung

sich der Mensch nicht versäume und zu rechter Zeit etwas lerne“, schrieb er und belegte zugleich Faulheit und Trägheit mit dem härtesten Wort, das in seinen Büchern zu finden ist. Er nannte sie „viehisch“. Ja, Dürer war in seinen Ideen seiner Zeit so weit voraus, daß er zumindest ahnte, daß Gemeinschaftsarbeit den höchsten Effekt sichert. „Keiner traue sich selbst zu viel. Denn viele merken mehr als einer. Wiewohl auch das möglich ist, daß etwa einer mehr versteht als andere tausend, so geschieht es doch selten.“ Und an anderer Stelle: „Vielen ist es eher möglich, ein Ding genau zu erforschen, als einem allein.“
Was der „Riese“ Albrecht Dürer ersehnte, ist in unserer sozialistischen Gesellschaft Wirklichkeit geworden, und wir werden in dem Maße, wie wir ihn und seine Kunst kennen und lieben lernen, neue Impulse für die Lösung unserer historischen Aufgaben empfangen. Seine schlichten Worte „Ich dien“, finden sich im Fahneneid des Soldaten unserer Armee.

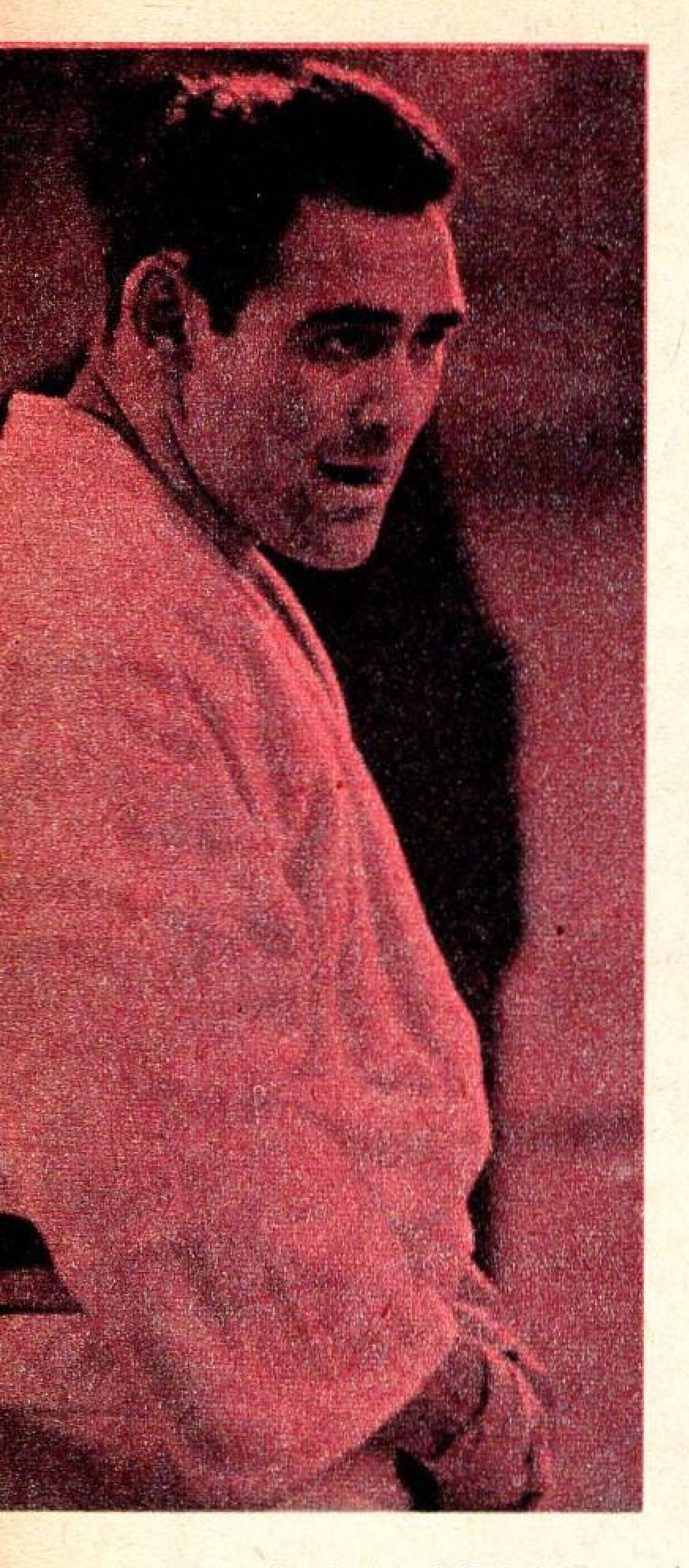
SCHWARZ gurte auf WEISS jacken

„Hast du schon mal 'was von Judo gehört?" Verblüfft schauten sich die drei jungen Männer an, die vor einem Tisch in der Mitropagaststätte des Zwickauer Hauptbahnhofs standen. Der freundliche Hinweis des einen von ihnen, das sei sein Platz, er habe sich nur am Büfett etwas zu essen geholt, neben dem Stuhl stehe ja auch noch sein Koffer, fand bei dem jungen Burschen an ihrem Tisch wenig Verständnis. Selbstbewußt und herausfordernd warf er dem vor ihm Stehenden seinen Judo-Satz hin. Belustigt ging der darauf ein. Mal sehen, wie das weitergehen wird!
„Judo? Na ja, freilich, gehört schon. Aber wieso . . . ?"
„Also dann kratz' mal lieber die Kurve!"
Nun konnten sie doch nicht mehr an sich halten. Sie prusteten laut los. Es war auch wirklich etwas komisch. Alle drei hatten sie tatsächlich schon mal „etwas" vom Judo gehört: Rudolf Hendel, Judo-Europameister 1970 im Halbmittelgewicht, Horst Leupold und Karl-Heinz Werner, beide Bronzemedaillengewinner der Europameisterschaft 1970.

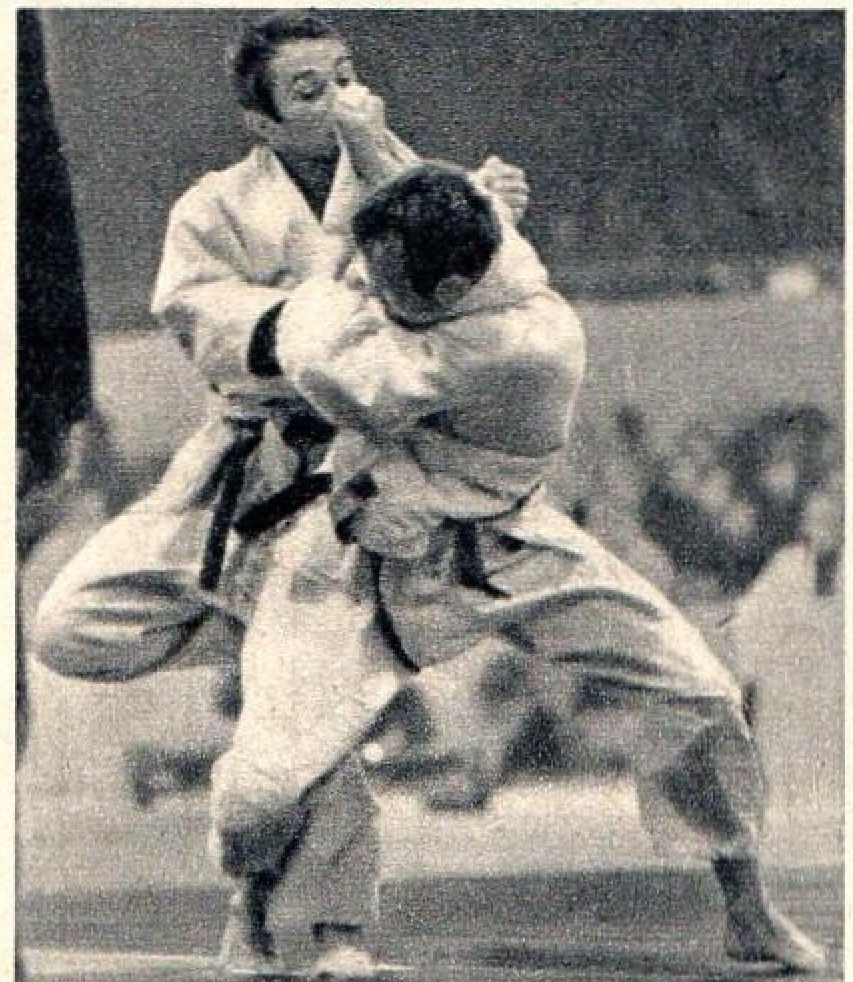
„Mal etwas vom Judo gehört" zu haben, wäre dafür natürlich etwas wenig. Jahre haben sie trainiert, um einmal auf der obersten Stufe der Erfolgsleiter zu stehen, nicht um vielleicht hier in der Gaststätte einen Raufbold aufs Kreuz zu legen.
„Etwa drei bis fünf Jahre Klubtraining sind notwendig, um internationales Niveau zu erreichen, Talent natürlich vorausgesetzt", schätzt Hubert Sturm, Judo-Cheftrainer des ASK Vorwärts Frankfurt (Oder) ein.
„Viele Eigenschaften verlangt der Judosport – Schnelligkeit, Kraft, Gewandtheit, Reaktionsvermögen, Gefühl für die Situation, denn ein Kampf wird oft in Sekundenbruchteilen entschieden. Aber gerade deshalb, wegen dieser Vielseitigkeit der Forderungen, finde ich Judo so interessant und schön", Rudolf Hendel ist beinahe ins Schwärmen gekommen.
Als ich hörte, welche komplizierte Technik der Judoka außerdem erlernen muß, wuchs mein Respekt: Rund 40 Grundtechniken an Würfen mit etwa je 10 Abarten gibt es, zwischen ihnen sind verschiedene Wurfkombinationen möglich. Die Zahl der Techniken beim Bodenkampf bewegt sich in ähnlichen Größenordnungen. Je vielseitiger, je variabler ein Aktiver in der Anwendung seiner Würfe, Bodentechniken, Festhaltegriffe, Würgegriffe und Hebel ist, um so schwieriger für den Gegner, sich darauf einzustellen. Trotzdem hat jeder



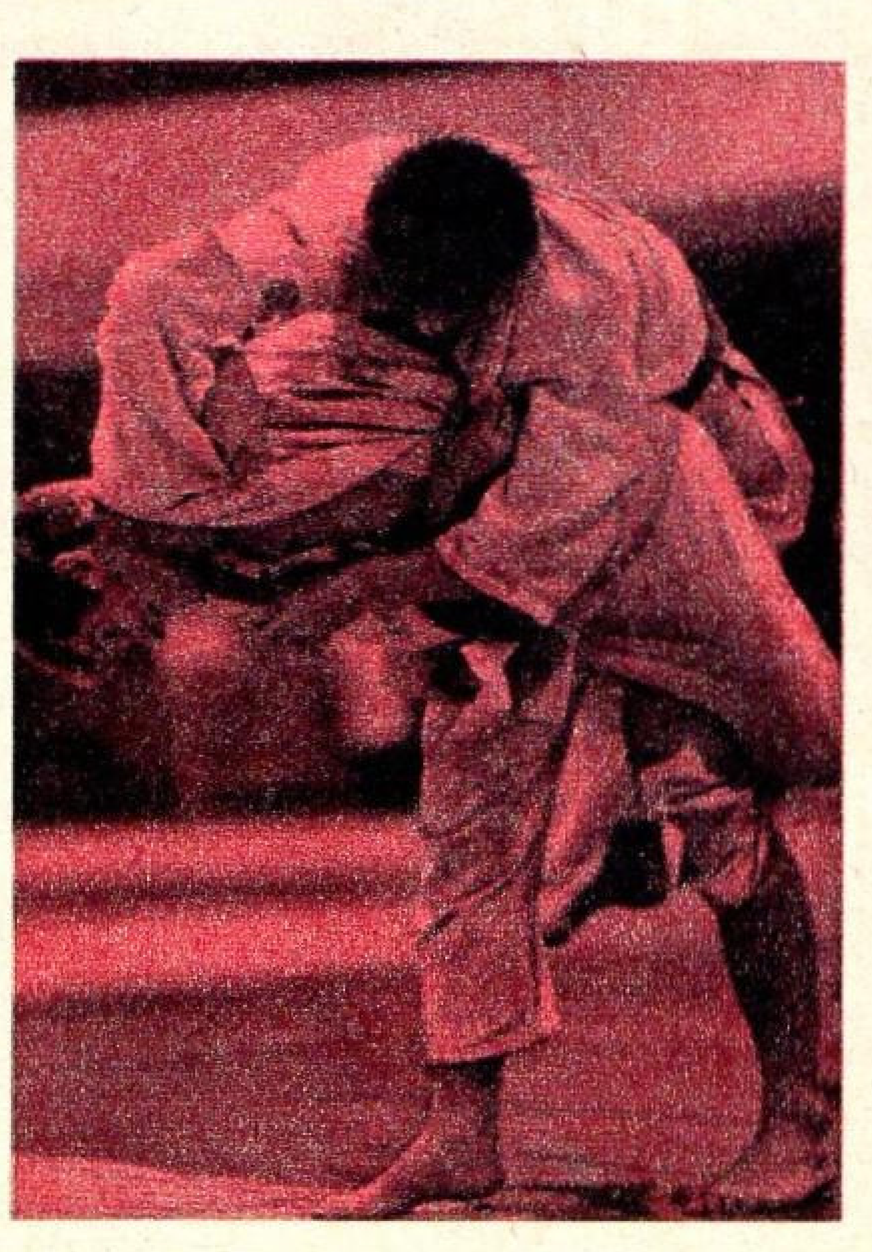
Klasse-Judokämpfer eine oder mehrere Spezialtechniken. Rudolf Hendels Spezialitäten kenne ich, er hat sie mir verraten. Ich gehe ja auch nicht mit ihm auf die Matte (ich werde mich hüten!). „Aber schreiben Sie sie bitte nicht auf. Schwarz auf weiß möchte ich meinen künftigen Gegnern meine Stärken nicht zeigen." Aber vielleicht erzählt uns Herbert Niemann etwas mehr. Dem Judo-Interessierten ist der Name sicher noch Begriff: Vierfacher Europameister, vielfacher DDR-Meister in den Jahren 1960 bis 1966. Heute ist „Jimmy" Niemann Trainer beim ASK, da kann er über seine früheren Spezialitäten schon mal aus der Schule plaudern: „Uchi-Mata, Ashi-Guruma und Hiza-Guruma, das waren vor allem meine Würfe." „??" „Ja, etwas japanisch muß der Judoka – und auch der Journalist – schon können. Sämtliche Bezeichnungen für Techniken, für Würfe, Griffe, überhaupt alle Fachausdrücke des Judosports sind auch bei uns in japanischer Sprache üblich." Dann übersetzte „Jimmy" die Bezeichnungen seiner Spezialwürfe:



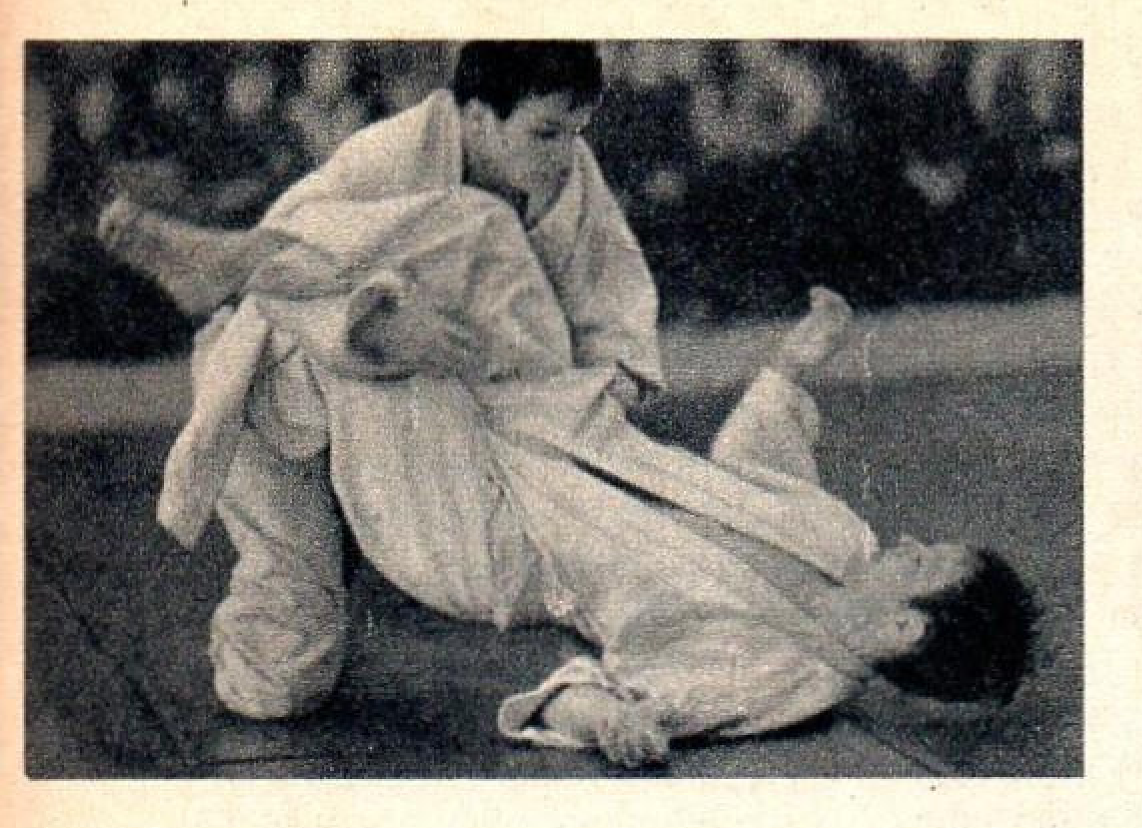
Nachdenklich, prüfend schaut Herbert Niemann: „Kommt meine Wachablösung? Schwergewichtler sind leider beim ASK noch nicht zu erblicken. Aber die drei hier können sich schon sehen lassen. Rudolf Hendel ist das Europameisterschaftstreppchen sogar schon bis ganz nach oben geklettert. Da hat er allen Grund zur Freude und darf sich von seinen Mannschaftskameraden schon mal in die Luft werfen lassen. Dem Horst Leupold geht sein Gegner ja ganz schön an die Nase, aber der läßt sich nicht umwerfen und trägt auch die Nase nicht zu hoch. Und Karl-Heinz Werner hat seinen Widersacher hier auch ziemlich sicher ‚im Griff'."

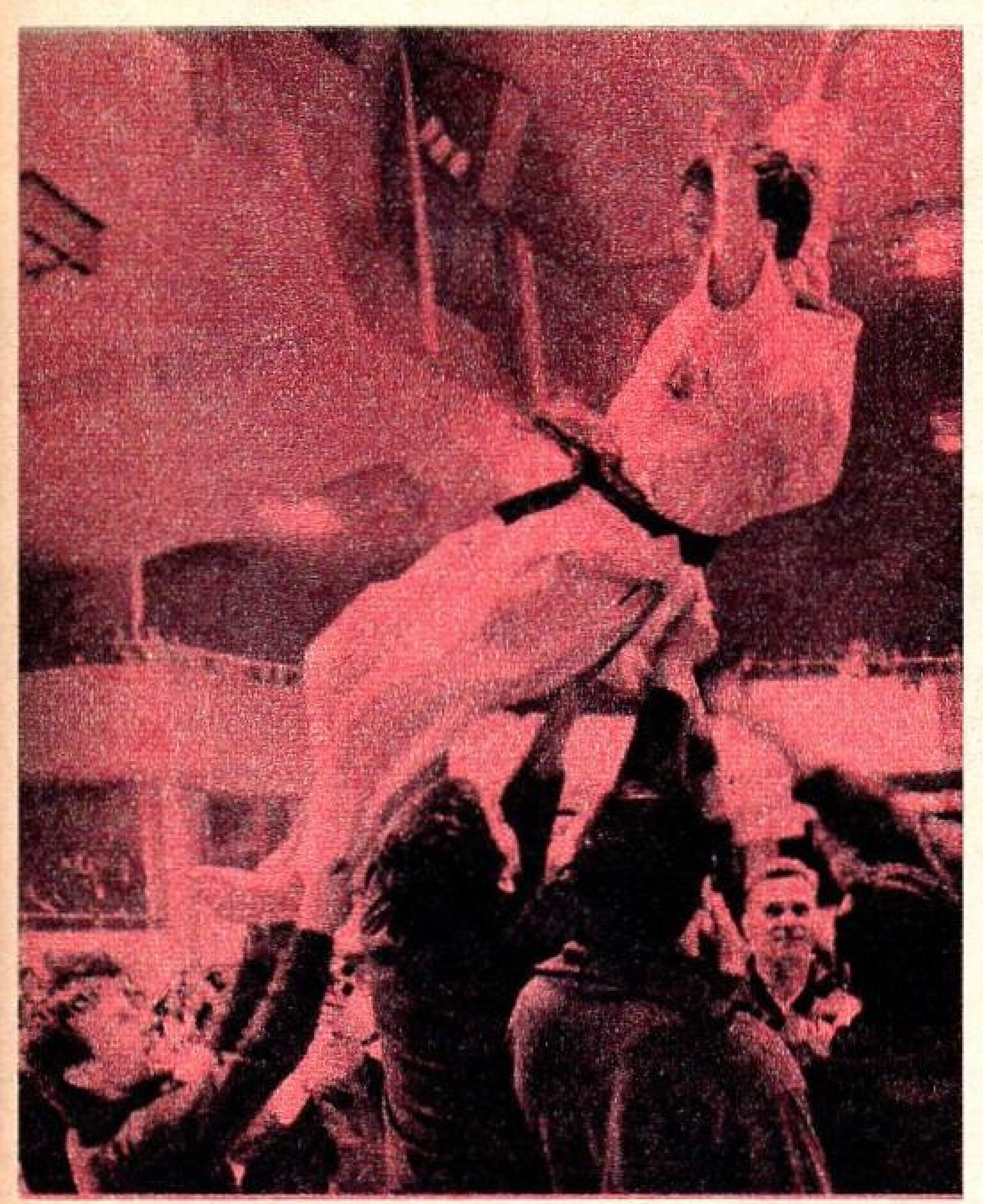


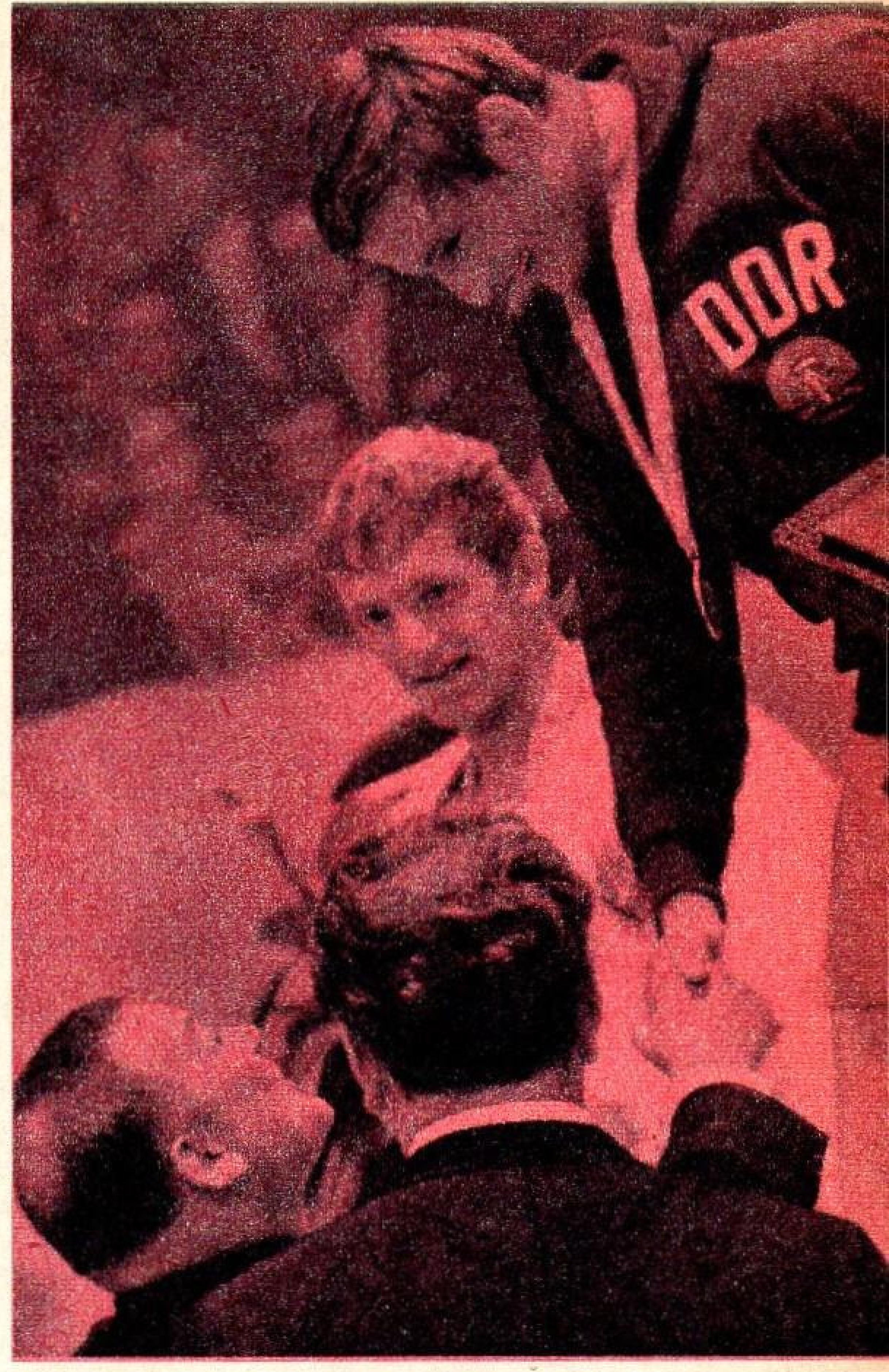




Innenschenkelwurf, Beinfegewurf, Fußwurf.
Herbert Niemann – der Name ist gleichbedeutend mit der Entwicklung der Mannschaft Judo beim ASK und ihren ersten Erfolgen. Dabei kannte er den Judosport bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr nur vom Hörensagen. Er war Wachsoldat in Eggersdorf. In seiner Freizeit stemmte er Gewichte, rannte durch den Wald, spielte Volleyball und Fußball – für Judo allerdings war keine Gelegenheit. Bis man nebenan in Strausberg auf den sportbegeisterten, athletischen Soldaten aufmerksam wurde. Schwergewichtler waren schon 1956 gesuchte Leute beim Judo. Und der bereits 20jährige









30 Sekunden festhalten am Boden bedeutet Sieg. Aber nicht außerhalb der Matte, sondern in der Mitte. Dorthin tragen die drei Kampfrichter die ineinander „verbissenen" Kämpfer.

war ein gelehriger Schüler, sehr trainingsfleißig und willensstark.
Es begann die „Niemann-Ära" des ASK Vorwärts Berlin (heute Frankfurt). Aber als er 1966 abtrat, wurde es für Jahre ruhig um die ASK-Judokas. Es fehlte die Wachablösung für den ehemaligen Wachsoldaten Niemann.
Hubert Sturm begann, mit ganz jungen Leuten eine neue Mannschaft aufzubauen. Leupold, Hendel, Werner waren Talente, aber noch nicht reif für Siege auf internationalen Matten. Neben ihrem Talent hatten sie noch eins gemeinsam – den Heimatort. Das ist kein Zufall. In Rodewisch, einem kleinen Städtchen im Vogtland, gehört

Judo beinahe zum Schulunterricht. Wie andererorts die Zehnjährigen die Fußballschuhe schnüren, ziehen hier die Jungs den Judo-Kimono über. Dafür sorgt vor allem Heinz Kölbel, Sportlehrer an der Oberschule und Judo-Übungsleiter. Hubert Sturm kennt ihn von Leipzig, wo sie gemeinsam studierten. Sie blieben in Verbindung, und so werden nun die besten Talente von Rodewisch zum ASK delegiert.

Seit 1968 etwa spricht man wieder vom ASK und seinen Judokas. Leutnant Horst Leupold, Unterleutnant Rudolf Hendel, Unterleuntnant Karl-Heinz Werner zählen inzwischen zur europäischen Spitze. Oberfeldwebel Bernd Hecht, Feldwebel Bernd Look, Gefreiter Gerhard Quitter wollen bald den Anschluß finden. Aber einen profilierten Schwergewichtler hat der ASK noch nicht wieder entwickelt.

„Ich habe mit Zwanzig begonnen. Ich bin überzeugt, daß es auch heute in diesem Alter noch nicht zu spät ist. Einige Voraussetzungen sind allerdings nötig. Ruft doch mal die Soldaten auf, vielleicht finden sich geeignete Leute", bat mich Trainer Herbert Niemann. Hier sind also die Niemannschen Grundnormen für einen Schwergewicht-Europameister in spe: 18 bis 20 Jahre alt, mindestens 1,85 Meter groß, 100 Kilogramm schwer (kein Fett, sondern Muskeln!), 30 Liegestütze, 10 Klimmzüge, 1 500 Meter sollte er in etwa sechs Minuten schaffen, die 100 Meter in 13 bis 14 Sekunden sprinten und mit der Scheibenhantel 50 Kilo drücken, 60 Kilo reißen und 80 Kilo stoßen.

Also Soldaten, wer wagt's? Der ASK Frankfurt freut sich über Eure Meldungen (126 Strausberg, PSF 7399). Einige Jahre hartes, fleißiges Training müßten dann natürlich folgen, um einmal Spitzenklasse zu werden. Aber Beispiele und Vorbilder dafür gibt es beim ASK. Gemeinsam mit dem SC Dynamo Berlin bestimmt die Armee-Mannschaft das DDR-Niveau, und das kann sich in Europa sehen lassen. Neben der UdSSR und Frankreich hat sich die DDR in den letzten Jahren in Europa den Ruf einer führenden Judo-Nation erkämpft.

Zur Weltspitze (Japan) ist es allerdings noch ein ganzes Stück.

„Gegen einen Japaner in einem internationalen Turnier zu gewinnen, ist beinahe unmöglich" meint Rudolf Hendel, und der ist immerhin Europameister. „Ihre Geschmeidigkeit, Schnelligkeit und vor allem technische Perfektion erreichen wir noch nicht."

Vergleichen wir ein paar Zahlen, dann wird das verständlich: Etwa 30 000 Aktive gibt es bei uns. Japan wählt seine Vertreter für internationale Turniere aus rund 4 Millionen Kämpfern aus. „Im Halbmittelgewicht, meiner Klasse, hat Japan vielleicht 150 Aktive von meiner Güte und besser, und in den anderen Gewichtsklassen ist es ähnlich", schätzt Rudolf Hendel ein.

Herbert Niemann erlebte die unglaubliche Judobegeisterung der Japaner 1964 in Tokio selbst. Drei Wochen Trainingszeit hatte er vor dem Beginn der olympischen Wettkämpfe. In diesen drei Wochen war er Gast im Kodokan, der weltberühmten Judo-Hochschule in Tokio.

„Hunderte von Judoka trainieren dort jeden Tag vom frühen Morgen bis spät abends", erzählte mir Jimmy, „es gibt hier Judo-Denkmäler, Bilder der bekanntesten Judoka und Trainer, die ehrfurchtsvoll gegrüßt werden. Aus der Vielzahl der dort trainierenden Schwergewichtler erhielt ich einen Trainingspartner."

„Und, war er stark?" „Das kann ich wohl sagen, ich hab's an meinen Rippen gemerkt."

Nun stehen Herbert Niemann, Hubert Sturm und ihre Aktiven unmittelbar vor den Europameisterschaften in Göteborg.

„Medaillen möchten wir schon wieder holen, aber leicht wird das nicht. Gerade in den unteren Gewichtsklassen, wo ja auch unsere Stärken liegen, ist die internationale Konkurrenz so ausgeglichen, daß auch ein Titel vom Vorjahr keine Medaillengarantie ist", schätzt Hubert Sturm ganz nüchtern und sachlich die Chancen seiner Schützlinge ein. Drücken wir ihnen die Daumen. Sicher wird das auch der Judo-Freund vom Zwickauer Hauptbahnhof für seine „Kollegen" vom ASK tun.

Günther Wirth





Fortsetzung von Seite 60

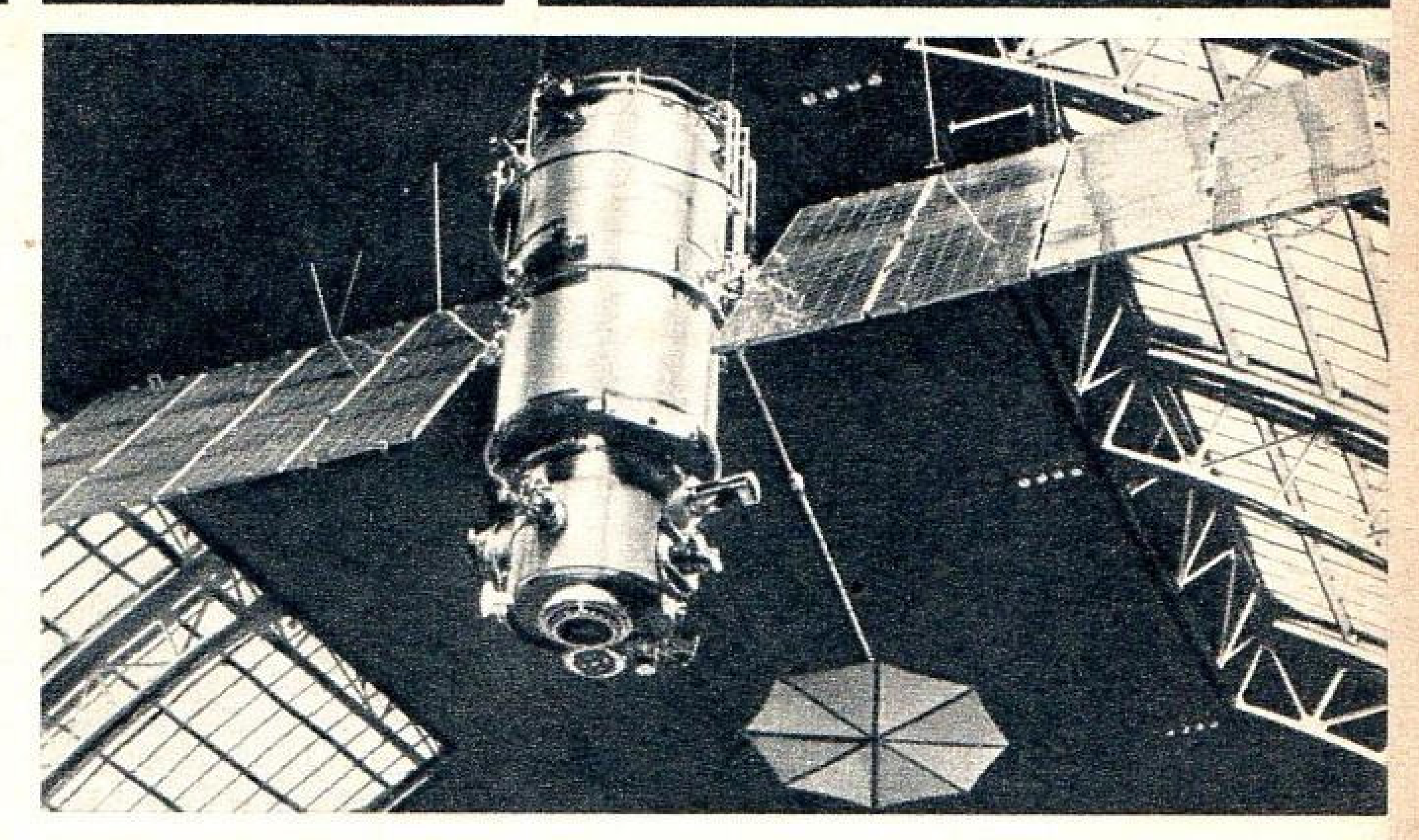
beraten sich, machen kehrt, sprengen wieder davon.
Ducatel ist kein Soldat, aber er versteht sofort, daß er in diesen Krieg entscheidend eingegriffen hat, und deshalb erschrickt er, denn in den Büchern wird auch erzählt, daß solche Leute, die dem Feind Zeichen geben, „Spione" genannt und erschossen werden, wenn man ihrer habhaft wird. Deshalb blickt er sich ängstlich um, aber es hat ihn niemand gesehen. Oder hat ihn doch jemand gesehen und versteckt sich, um zu beobachten, wo er hingehen wird und in welcher Straße er wohnt? Er bleibt auf der Mauer und wartet ab, was weiter geschieht, denn eins ist klar: Nur die Versailler können ihn retten, sie sind ihm sogar zu Dank verpflichtet.
Die Versailler drüben am Waldrand haben aufgehört, zu schießen. Sechs Reiter galoppieren über die Wiese, zwei von ihnen haben kurze Sturmleitern am Sattel. Ducatel, zitternd und doch seltsam angenehm bewegt, ist die einzige Person, die ihre Annäherung beobachtet. An der Mauer angelangt, stecken sie die Leitern zusammen und klettern hoch. Nach einem neugierigen Blick auf Ducatel springen sie die Steintreppe zum Tor hinunter, wo sie die schweren Riegel zurückschieben. Staunend sieht Ducatel, wie sich das große Feld zwischen Tor und Waldrand plötzlich mit laufenden Soldaten füllt. Versailler Rothosen, die das Gewehr in Anschlag haltend, auf das Tor zueilen.
„Wer ist der Mann?" fragt ein Offizier den andern und weist auf den immer nocht ratlos dastehenden Ducatel. „Das ist doch unser Freund, der uns die Winkzeichen gab", sagt der andere.
Ducatel ist der Freund der Versailler. Er wird in den nächsten Tagen nicht in die Stadt zurückkehren, weil er sich gefährdet glaubt. Man wird Thiers berichten, daß ein Aufseher der städtischen Anlagen den Versaillern den Wink gab und die Stadt auslieferte, und Thiers wird verfügen, daß der Held Ducatel mit einem Orden zu dekorieren ist. So wird Ducatel in die Geschichte eingehen: Der Verräter vom Tor Saint Cloud, der von den Versaillern einen Orden bekam. Aber Ducatel ist kein Held. Er versteckt sich in der Wachstube des Tors, schläft auf Feldmatratzen, ißt aus dem Soldatennapf der Versailler. Er wartet ab, bis der Sturm vorüber ist. Er will auch nicht sehen, was er angerichtet hat.
Er will nicht sehen, daß noch in derselben Nacht an den Hauswänden entlangschleichende Rothosen das ganze Viertel am Saint-Cloud-Tor besetzen und am nächsten Tag ein Drittel von Paris. Daß das Volk aufsteht und von schnell errichteten Barrikaden her einen heroischen Kampf führt, acht lange Tage, die man in der Geschichtsschreibung als „Blutwoche" bezeichnen wird. Denn die Versailler Truppen, besser ausgebildet als die Kommunarden und von Thiers aufgeputscht, der ihnen erzählt hat, daß sie gegen Räuber und Mordbrenner kämpfen, umgehen die Barrikaden und greifen sie von den Flanken her an, erschießen 30 000 gefangene Freiheitskämpfer, Männer, Frauen und Kinder, jede Person, gleichviel welchen Alters und Geschlechts, die sie als Barrikadenkämpfer oder Helfer von Barrikadenkämpfern in ihre Gewalt bekommen. Sie geraten langsam in einen Blutrausch und erschießen auf bloße Verdächtigungen hin. Das ist die Rache der herrschenden Klasse, die Thiers vollzieht. Eine der ersten kommunalen Taten der Versailler ist es, den erzenen Napoleon zu kitten und auf die wieder errichtete Vendôme-Säule zurückstellen. Symbol für den reaktionären Charakter des Regimes, das sie aufrichten. Mit tiefen Verbeugungen kommen ihnen die Direktoren der Bank von Frankreich entgegen, die die Kommune zu entmachten vergaß und die Thiers seit zwei Monaten Geld nach Versailles schickte, zum Ankauf von Waffen und für die Besoldung der Truppen. Als die letzten Kommunarden mit dem Ruf „Es lebe die Kommune!" auf dem Friedhof Pére Lachaise unter den Schüssen ihrer Mörder zusammenbrechen, kriecht Ducatel aus seinem Schlupfwinkel hervor und sieht sich um, hebt schnuppernd die Nase.
Mit ihm kommen alle kleinen und großen Geschäftemacher, Spekulaten, Wucherer und Geldleiher, die ganze Meute des Kaiserreiches, aus den Kellerlöchern hervor und wittern Morgenluft.
Den Kampf der Pariser Kommune und sein blutiges Ende wird die internationale Arbeiterklasse nie vergessen. Eine der Hauptlehren dieser Tragödie besagt, daß die geeinte und organisierte Arbeiterklasse, solange sie von einer feindlichen Welt umgeben ist, zum Schutz ihrer revolutionären Errungenschaften auf die Schaffung einer gut geführten Volksarmee nicht verzichten kann. Der Aufbau der Arbeitermacht ist unbedingt auch eine militärische Angelegenheit.



ARMEE-RUNDSCHAU 5/1971

TYPENBLATT

RAUMFLUGKÖRPER

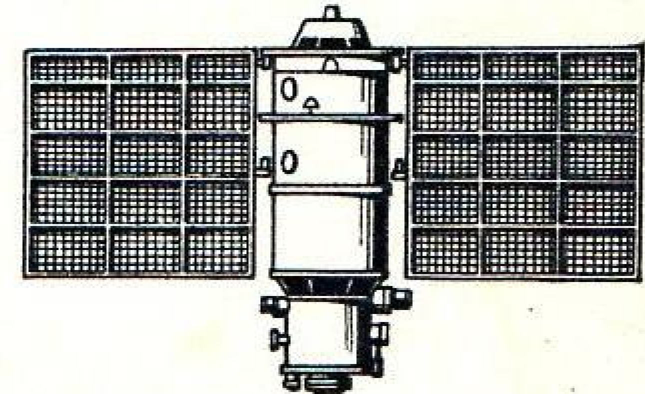


Meteor (UdSSR)

Technische Daten:

Verwendung	meteorologischer Einsatzsatellit
Körperdurchmesser	etwa 1,5 m
Körperlänge	etwa 5 m
Spannweite der Solarzellenflügel	etwa 8 m
Umlaufmasse	etwa 1 000 kg
durchschnittliche Bahndaten (abgerundet)	
Bahnneigung	81,2°
Umlaufzeit	98 min
Perigäum	640 km
Apogäum	700 km
erster Start	26. 3. 1969
bisher gestartet	7 (Stand Februar 71)

Diese meteorologischen Einsatzsatelliten des Typs Meteor wurden aus dem Prototyp Kosmos 122 entwickelt, dem sie in der Form stark ähneln. Sie dienen als Bestandteil des kosmischen Wetterbeobachtungssystems Meteor der Überwachung des meteorologischen Geschehens auf der Erde. Sie sind mit Fernsehkameras und Infrarot-Meß- und Bildübertragungssystemen ausgerüstet. Die Zeichnung stellt den Prototyp (Kosmos 156) dar.

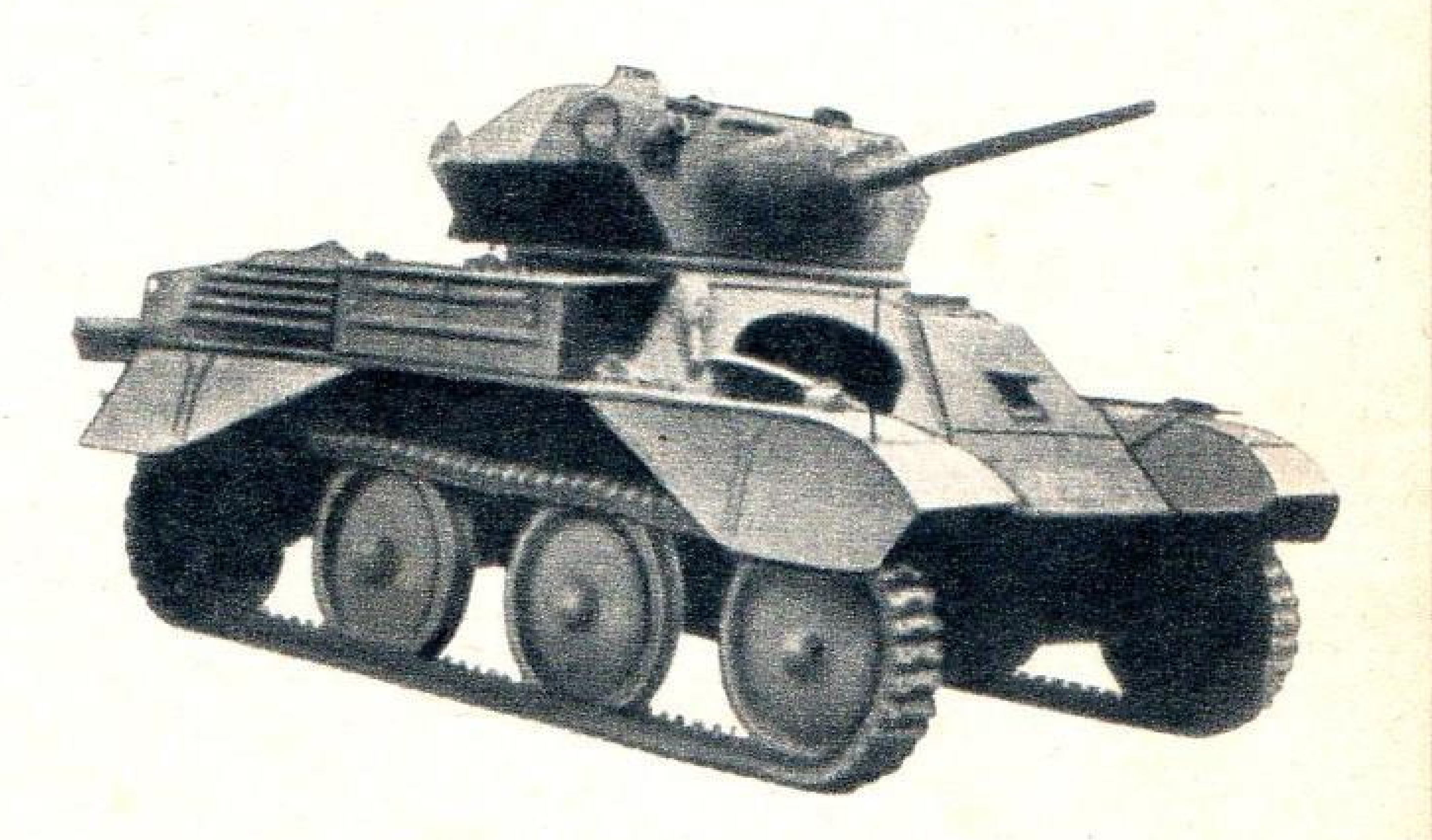


ARMEE-RUNDSCHAU 5/1971

TYPENBLATT

PANZERFAHRZEUGE

Luftlandepanzer A.25 „Harry Hopkins“ vorm. Light Tank Mk VIII (England)



Taktisch-technische Daten:

Masse	8,5 t
Länge	4 340 mm
Breite	2 720 mm
Höhe	2 110 mm
Bodenfreiheit	250 mm
Kletterfähigkeit	500 mm
Überschreitfähigk.	1 600 mm
Steigfähigkeit	35 Grad
Watfähigkeit	800 mm
Höchstgeschwindigkeit	54 km/h
Fahrbereich	200 km
Panzerung	17 . . . 38 mm
Motor	1 Otto-M., Typ Meadows, 148 PS
Bewaffnung	1 Kanone 40 mm; 1 MG 7,92 mm
Besatzung	3 Mann

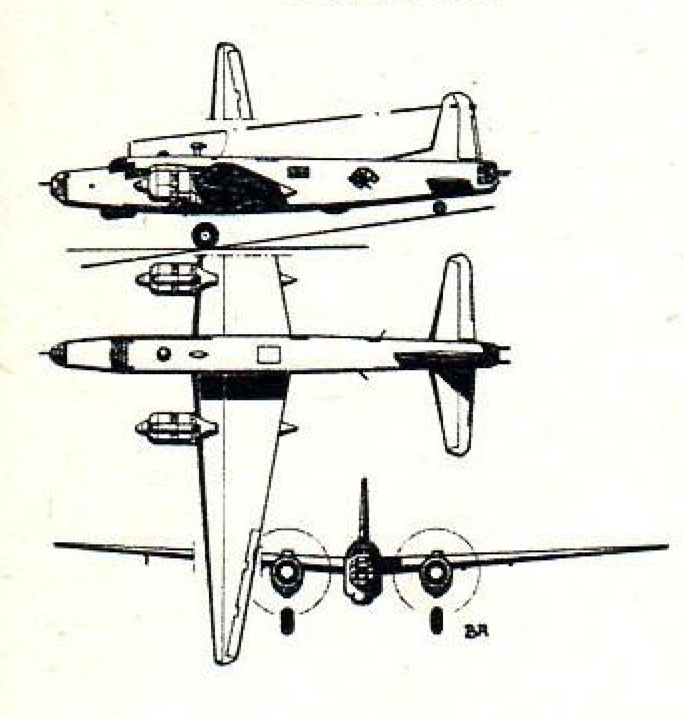
Der Panzer wurde ab 1942 eingesetzt. Er war für den Einsatz zur Unterstützung von Luftlandeoperationen vorgesehen und hauptsächlich zur Eröffnung der 2. Front in Frankreich entwickelt worden.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1971 | **TYPENBLATT** | **FLUGZEUGE**

Vickers „Warwick" GR.Mk. 5/1942 (England)

Taktisch-technische Daten:

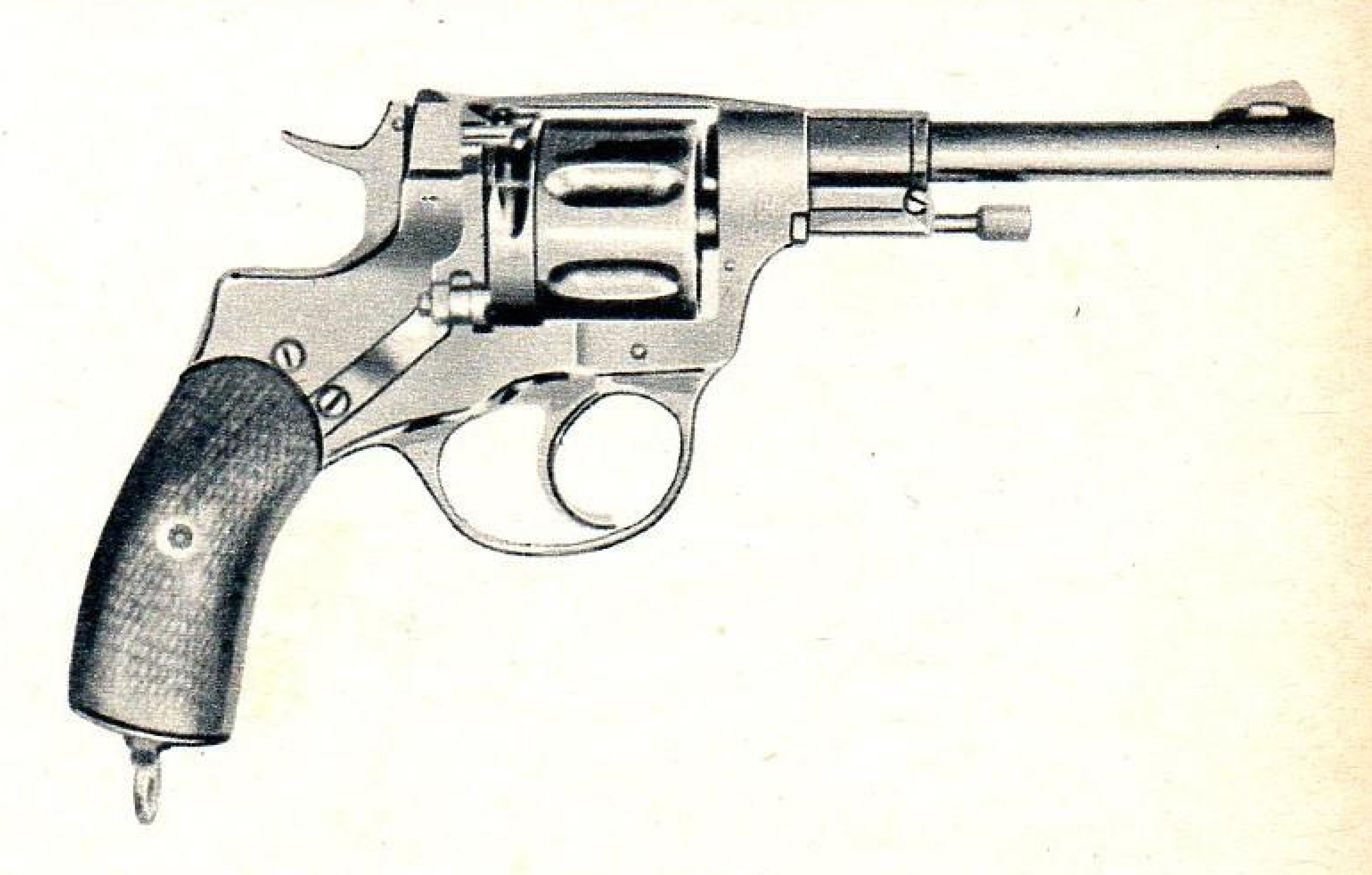
Spannweite	29,58 m
Länge	21,37 m
Höhe	5,84 m
Leermasse	16 000 kg
Startmasse	22 500 kg
Höchstgeschwind.	480 km/h in 1 500 m Höhe
Reichweite	4 900 km
Gipfelhöhe	5 800 m
Triebwerk	2 × Bristol Centaurus 7, je 2 520 PS Startleistung
Bewaffnung	7 MG und 2 700 kg Bomben
Besatzung	5 bis 6 Mann



Die Maschine, eine Weiterentwicklung der „Wellington", wurde ursprünglich als Bombenflugzeug konzipiert. Eingesetzt wurde sie jedoch fast ausschließlich als Seeaufklärer und U-Boot-Jagdflugzeug.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1971 | **TYPENBLATT** | **SCHÜTZENWAFFEN**

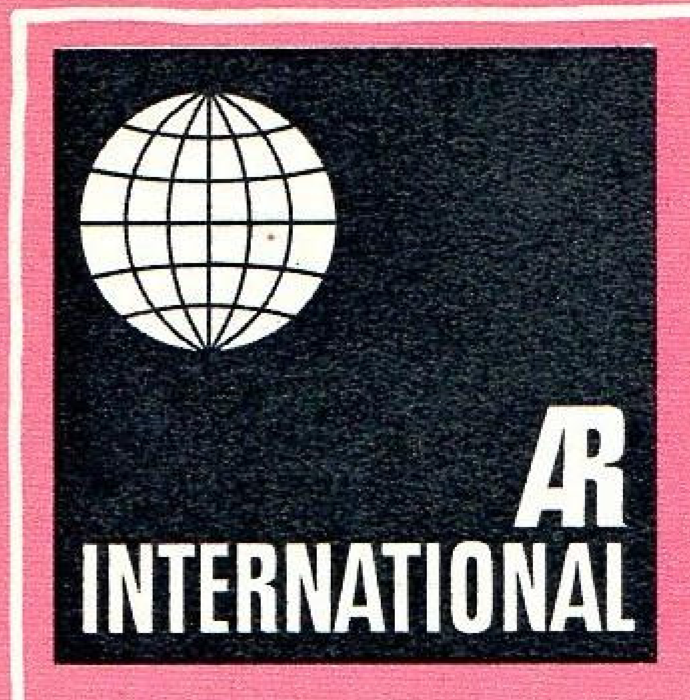
Revolver Nagant 95 (Rußland/UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	1,3 kg
Kaliber	7,62 mm
Länge	235 mm
Lauflänge	114 mm
Anfangsgeschwind. (V_0)	300 m/s
Feuergeschwindigkeit	10 ... 12 Schuß/min
günstige Schußentfern.	30 ... 40 m
Fassungsvermögen der Trommel	7 Patronen

Der Revolver wurde bereits 1895 von dem belgischen Konstrukteur Nagant entwickelt und in Lüttich hergestellt. Das Patent wurde an Rußland verkauft, das die Waffe in großer Stückzahl produzierte. Noch im zweiten Weltkrieg waren die Truppen der Roten Armee zu einem Teil mit diesem Modell ausgerüstet. Der Revolver ist auch in verkürzter Form gefertigt worden. Dieses Modell (200 × 120 mm) hatte eine Lauflänge von 87 mm.



Zivilverteidigungskomitees in der VAR

Beim Aufbau der ägyptischen Zivilverteidigungsorganisation, der u. a. Einheiten des Luftschutzes, der Feuerwehr, des Rettungs- und Sanitätsdienstes angehören, wurden inzwischen mehr als 200 Komitees für Zivilverteidigung in verschiedenen Teilen des Landes geschaffen. Der Organisation gehören bereits über 500 000 Bürger der VAR an. Sie erhielten Ausweise, die ihnen, bei entsprechender Notwendigkeit, zur Erfüllung ihrer Aufgaben besondere Vollmachten einräumen.

Abschied für „Militärmissionare"

Nach einer entsprechenden Aufforderung der Regierung Ekuadors haben am 1. März dieses Jahres alle Angehörigen der amerikanischen Militärmission das Land verlassen müssen. Nachdem bereits von August bis Oktober 1970 die Zahl der US-Militär„berater", auf das Verlangen der betreffenden Länder hin, in 17 lateinamerikanischen Staaten von 791 auf 548 zurückgegangen war, wurde dieser weitere Versuch eines lateinamerikanischen Landes, sich dem Einfluß des Pentagon zu entziehen, in Washington mit großer Unruhe registriert.

Aggressorenverluste

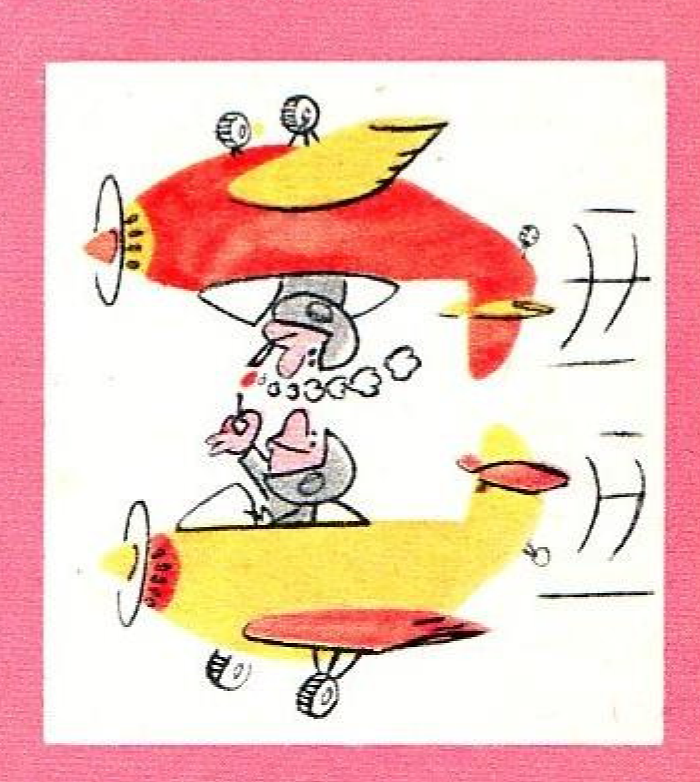
Rund 4 500 feindliche Soldaten wurden von Einheiten der Bewaffneten Volksbefreiungskräfte der Republik Südvietnam innerhalb von 10 Tagen in den Gebieten Quang Nam und Dac Lac kampfunfähig gemacht. Im Laufe ihrer mißglückten Invasion verloren die amerikanisch-südvietnamesischen Aggressoren in Laos mehr als 16 000 Mann. Die kambodschanischen Befreiungsstreitkräfte setzten an der von Phnom-Penh in südwestlicher Richtung zum Hafen Kompong Som führenden Straße innerhalb von 70 Tagen fast 8 500 Mann des Gegners außer Gefecht.

AUS UNSEREM JAHRESTAGKALENDER:

10. Juni: Tag der polnischen Grenztruppen

22. Juni: 30. Jahrestag des faschistischen Überfalls auf die UdSSR

27. Juni: Tag der Polnischen Seekriegsflotte



OHNE GLANZ UND GLORIA

Schlicht und einfach war die Bekleidung der Bauernhaufen im Großen Deutschen Bauernkrieg (1524–1525). Ausrüstungsstücke, wie die des abgebildeten Bogenschützen, stammten zumeist von den Schlachtfeldern oder aus eroberten Burgen und Städten.
Im Befreiungskrieg (1813–1814) fochten die Landwehrsoldaten in schlichten blauen Röcken, weißen Leinenhosen und teilweise ohne Fußbekleidung. Die Reserve-Regimenter waren in graues Tuch gekleidet.
Die Barrikadenkämpfer der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848 trugen ihre Alltagskleidung. Das Heckertsche Freikorps in der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee zeigte sich im grauen Rock mit gleichfarbigem Filzhut, nach dem Muster der italienischen Garibaldi-Freikorps.
Reguläre feldgraue und blaue Uniformen, ergänzt durch rote Armbinden, bestimmten das Aussehen der revolutionären Kämpfer in der Novemberrevolution 1918. Die Angehörigen der Roten Ruhrarmee (1820) gingen in ihrer gewöhnlichen Bekleidung, in blauen Joppen oder braunen Lederjacken ins Gefecht.
Im Freiheitskrieg des spanischen Volkes erhielten die Kämpfer der XI. Internationalen Brigade ab Ende 1936 Uniformen. Bis 1938 wurden auch Dienstgrad- und Waffengattungsabzeichen eingeführt – in Form von roten fünfzackigen Sternen, Streifen und Winkeln.
Die Männer der Nationalkomitees „Freies Deutschland" trugen Wehrmachtsuniformen, von denen lediglich die faschistischen Hoheitsadler entfernt waren. Als Zeichen ihres Gelöbnisses, für ein freies, demokratisches Deutschland zu kämpfen, trugen sie schwarz-weiß-rote Armbinden mit der Aufschrift „Freies Deutschland".

Scholze



Soldatenhumor aus „Sowjetski woin", Moskau, „Igaz Szó", Budapest.

UNIFORMEN
AUS REVOLUTIONÄRER DEUTSCHER GESCHICHTE



1



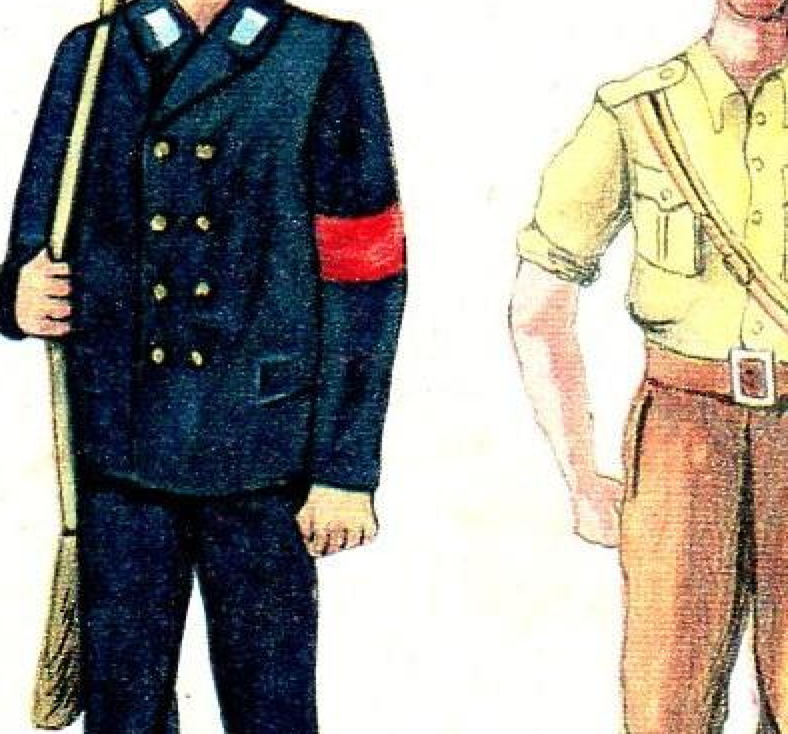
2



3



4



5



6

1. Bogenschütze eines Bauernhaufens 1525
2. Offizier der reitenden Artillerie des Weimarischen Freikorps 1813
3. Berliner Barrikadenkämpfer 1848
4. Revolutionärer Matrose 1918
5. Interbrigadist 1937
6. Angehöriger des Nationalkomitees „Freies Deutschland"



HEFT 5
MAI 1971
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 Erscheint monatlich. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97



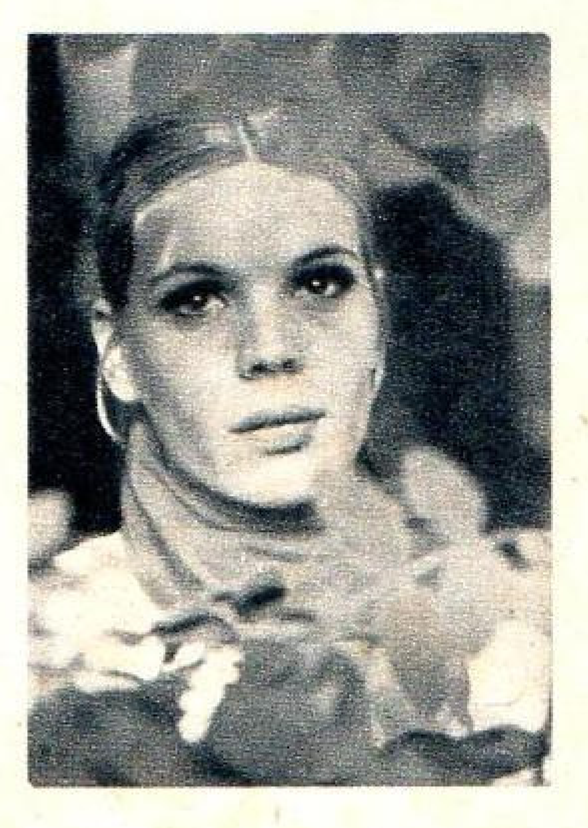
Gestaltung: Horst Scheffler.
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. 3. 1971

Fotos: Gebauer (9), S. 2, 48, 49, 50, 51; Uhlenhut (14), Titel, S. 20, 21, 22, 23, 36, 37, 38, 39, 71, Rücktitel; Geb./Uhlenhut (10), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9; Nasierowska (1), S. 15; DEFA (1), S. 19; Syndoman (1), S. 26, 27; MBD (3), S. 34, 69, 72; Archiv (6), S. 35, 39, 90, 91; ZB (4), S. 28, 29, 30, 31, 32, 41; Zimmer (4), S. 41; MBD/Walzel (1), S. 70; MBD/Fröbus (2), S. 71; MBD/Zühlsdorf (1), S. 70; MBD/Weiß (1), S. 71; Nowosti (1), S. 71; MBD/Spisla (1), S. 73; Deutsche Fotothek Dresden (7), S. 76, 77, 78, 79, 80, 81; Schlage (10), S. 83, 84, 85, 86; Gaul (1), S. 89; Backmann (1), S. 91.



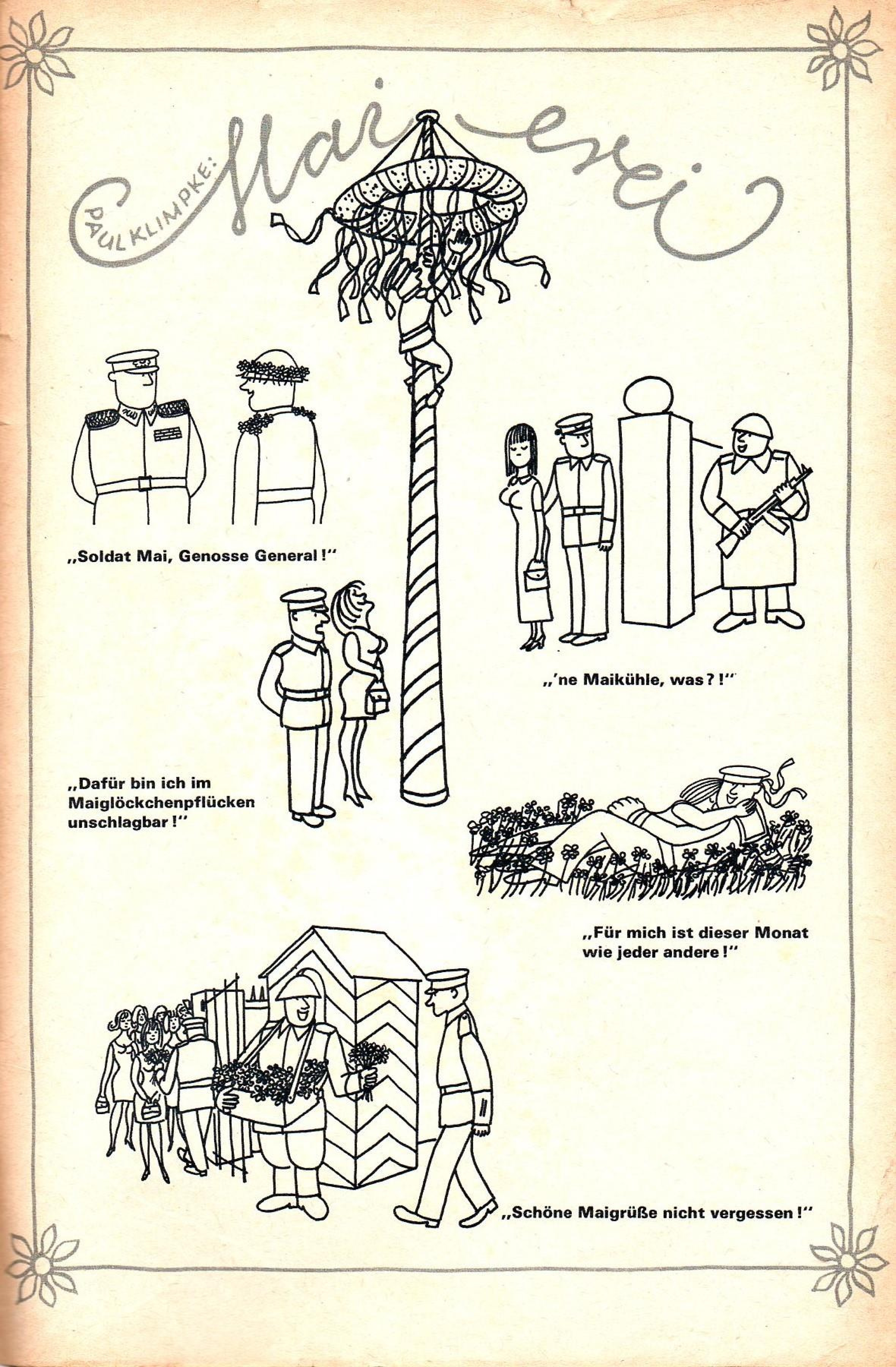
Der Augenblick des Entschlusses, Schauspielerin zu werden, steht fest in Heidemaries Gedächtnis: Schillerjahr 1959, Probe des Festprogramms einer Oberschule im Berliner Norden. Akteure waren die Oberklassen, Ausnahme die dreizehnjährige Heidemarie. Totenstille während ihres Vortrages der „Kraniche des Ibikus" in der übervollen Aula. Dann stürmischer Beifall. Der Vorsatz, Menschen zu Stille, Nachdenken und Begeisterung zu bringen, löste ihre Studienwünsche für Germanistik und Journalistik ab. Mitten im Abitur bestand sie die Aufnahmeprüfung zur Schauspielschule, bekam noch vor Abschluß ein Engagement in Rostock, spielte die „Ophelia", das „Fräulein Julie", gastierte als Lydia in




Heidemarie Wenzel

„Schloß Gripsholm" und fand bald Aufgaben im heimatlichen Berlin.
Die DEFA-Filme „Abschied", „Die Toten bleiben jung", „Zeit der Störche", „Unterwegs zu Lenin" und die Fernsehspiele „Der Staatsanwalt hat das Wort", „Der Kristallspiegel", „Zwei Briefe an Pospischiel" und „Die Verschworenen" zeigten die junge Schauspielerin als Millionärstochter, Studentin, Mutter und Widerstandskämpferin – vom unbeschwert badenden Nackedei bis zur Pfarrersfrau in all ihrer Wandlungsfähigkeit.
Heidemarie Wenzel selbst genügt es noch nicht. Irgendwann möchte sie auch einmal singen! Sie liebt Musik, vor allem Bach und seine Oratorien. Daheim gehört ihr Herz den Hunderten von Büchern, ihrer schwarzweißen Katze – und nicht zuletzt der besten Freundin: ihrer Mutter! Heidemaries Wunschträume gipfeln im Besitz aller Bände Thomas Manns, einem Volltreffer in „6 aus 49" und der Bühne, auf die sie sich trotz aller Leinwand- und Bildschirmerfolge wieder zurücksehnt!

Helga Heine



„Soldat Mai, Genosse General!"

„'ne Maikühle, was?!"

„Dafür bin ich im Maiglöckchenpflücken unschlagbar!"

„Für mich ist dieser Monat wie jeder andere!"

„Schöne Maigrüße nicht vergessen!"


31036